

BRÜCKENSCHLAG

Zeitschrift für Sozialpsychiatrie · Literatur · Kunst

BRÜCKENSGHLAG

Zeitschrift für Sozialpsychiatrie · Literatur · Kunst

Band 18 · 2002



Zeitschrift im Paranus Verlag
der Brücke Neumünster gGmbH

BRÜCKENSCHLAG

Band 18 · 2002

Zeitschrift im Paranu Verlag der Brücke Neumünster GmbH

Begründet von Fritz Bremer und Henning Poerzel
Redaktion: Jürgen Blume, Fritz Bremer, Hartwig Hansen

V.i.S.d.P.: Fritz Bremer

Erste Auflage 2002 · ISBN 3-926200-51-0

Das © an den einzelnen Beiträgen liegt bei den Autorinnen und Autoren.

Den Text auf der Umschlagrückseite verdanken wir Klaus Dörner.

Wir danken dem Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverband für eine Unterstützung unserer Arbeit.

Vertrieb: Brigitte Knop, Gerald Kühn, Heike Rehder · Anzeigen: Jürgen Blume

Gestaltung und Satz: drei-stadt, die Brücke Neumünster GmbH · Tel. (0 43 21) 20 04-4 20

Titelgestaltung: Ronald Beaugeoi

Druck und Bindung: Offset-Druck, die Brücke Neumünster GmbH · Tel. (0 43 21) 20 04-4 10

Weitere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bei der Herstellung:

Siegrid Appel, Matthias Behrendt, Monika Budnewski, Barbara Fabricius, Maria Karolewski,

Jiřka Kähler, Gerald Kühn, Gudrun Krampfer, Alexander Krumrei, Alexander Mentchukoff,

Emanuel Müller, Björn Müller, Kirsten Reinhardt, Heike Rehder, Tanja Villwock,

Sylvia Weitner, Henry Zilt

Wir freuen uns über die Endungen von Text- und Bildbeiträgen zum »Brückenschlag«, möchten aber bei unverlangt eingehenden Manuskripten jedoch um das Beilegen von Rückporto bitten.

Mit einem Abonnement des »Brückenschlag« unterstützen Sie unsere Arbeit ehren und beziehen den jeweils aktuellen »Brückenschlag« sofort nach Erscheinen im Mai des Jahres zum vergünstigten Abo-Preis. Die Kündigung einer Abosubskription erfolgt jederzeit schriftlich mit einer Fristeinhalten von vier Wochen zum Jahreswechsel möglich.

Kontaktadresse: Die Brücke Neumünster GmbH, Postfach 12 64, 24502 Neumünster

Telefon Paranu Verlag (0 43 21) 20 04-5 00 · Telefax (0 43 21) 2004-4 11

eMail: verlag@paranu.de · www.paranu.de

Bankverbindung: Stadtparkbank Neumünster, BLZ 212 500 00, Kto. 815 438

**E
I t
Nicht
Sehr
Angenehm
Mit
Keinem
Eine
Idee zu
Teilen**

ULRICH DEGWITZ

»Ich errate, daß der wahre Ort der Originalität
weder der Andere noch ich selbst bin,
sondern unsere Beziehung.«

ROLAND BARTHES

»Jeder Dialog setzt eine gemeinsame Sprache voraus, oder besser:
er formt eine gemeinsame Sprache...«

HANS-GEORG GADAMER

I t die Liebe wenig, so wird der Mensch krank.
I t die Liebe viel, so wird der Mensch gesund.
Der Mensch braucht die Liebe.
Die Liebe ist für den Menschen da.

MICHAEL HAAKE

Inhalt

Berichte · Aufsätze · Stellungnahmen

CHRISTIAN LUSCHER: »Ich bin keine Hure.«	19	RALF WITTE: Interview Beziehungen und Partnerschaft	102
WERNER VOGD Verstehen im Psychiatriealltag	26	SABINE MARYA: Veränderung	108
LEO NAVRATIL: Späte Lernen	38	CLARA STEIDTNER Abschied oder Ein Dialog findet nicht statt	117
DOROTHEA BUCK Alternative zur Opfer-Rolle – Psychologische Verstehen	44	REINALD UEKER: Der innere Mann der Frau – die innere Frau der Manne	123
RENATE SCHERNUS Umso schlechter für die Wirklichkeit...	52	LORE REMKE: Schweigen	130
GISELA HOFFMANN »Wie kann ich da vergehen?«	59	PETRA ALICE BERG: Borderline – Eine Grenzgängerin nimmt Stellung	140
SEBASTIAN PETERS »Erfreut mich zu hören...«	72	RICHARD WOLF: Von Freundschaften...	150
GABRIELE TERGEIST Auf der Suche nach dem Schatz	87	CONSTANCE DOLLWET: Ulla, meine Freundin	157
SIBYLLE PRINS Psychologische und soziale Beziehungen	94	BERND MILLER: Ein Mann mit Idealen	162
MANFRED B. SLACK »...und fühlte mich wie ein Fremder«	100	HEINRICH KUPFFER Ich und Du – Betrifft Beziehung	182
		JÜRGEN SCHILLING: »Aber damit ja meine Name in Jean-Pierre Kopf!«	192

		MARJANA GAPONENKO	
		Da auf der Brücke..., Dem Mann...	167
MADELEINE AUGUSTINY-MOLLET: Bilder	22/51		
		MANFRED ACH	
UTE BERING: Portrait	33	An prechpartner/Allein aufgetanden	168
THAILIDI: Bilder	36/107		
		JOACHIM FRERICHS	
		Neid I, II	169
JOHANN BECK: Bilder			
Der Adler.../Der liebe Gott...	42/43	STEFAN KRYSKIEWICZ: Falch;	
		Für dich und mich	170
VENO: Bildni	54		
		ARNHILDKÜPCKE: Bilder	145
DORETTE POLNAUER: Bilder	70/146		
		FRITZ BREMER: Lena und Pie;	
ANDREAS HOLZLEITNER:		bei richtig starkem Regen	172/173
Collage »Einkauf zettel«	93		
		PAUL SCHUSTER	
THOMAS KIRSCHSTEIN: Bilder	96	Kurztexte über Beziehungen	174
UTE LATENDORF: Bild – Steinkultur	111		
		MICHAEL LAETZSCH: Bild	179
IRENE HOPPE: Objekt-Collagen	136/137	FERBERG: Barrikaden	180
MONIKA S.		ULRICH DEGWITZ: warz und chweiß	181
Wo bin Ich? Wer bin ich, wenn...	138/139		
		SWEN NOGENS: Bild – Skorpion im Spiegel	187
ANDREAS SCHMITT: Was ist denn los?	147		
		HARTMUT SELLE: Gedichte	188/189
ANDREAS MANFREDA: Familie	148/149		
		ALEXANDER KURFÜRST: Bild/Gedicht	190/191
GERLINDE RÜHLING: Portrait	161		
		HEINO BARTLING: Ein Bericht	201
CHRISTIANE WEINER: Angst verlieren	166		

ALFONS SATZ: Bild/Gedichte	203/204/205	PETRA ALICE BERG zu E. Rahn: »Borderline«	223
ADELBERT NATORP: Gedicht	213	LUTZ DEBUS zu G. Milzner: »Die Poesie der Psychoenen«	224
HARTWIG HANSEN: Buchobjekt	214/215	HARTWIG HANSEN zu S. Orbach: »Intime Beziehungen, schwierige Gefühle«	225
Kurzgeschichten & kurze Geschichten			
		WERNER VOGD zu K. Dörner: »Der gute Arzt«	227
MICHAEL WENZEL			
Der verrückteste Mensch im Dorf	12	Dorothea S. Buck-Zerchin: »Lacht Euch nicht entmutigen«	231
SUSANNE CZUBA-KONRAD			
Früh Minuten sein wie Gott	65	LUTZ DEBUS zu von Baer/Frick-Baer: »Leibbewegungen«	231
ELENA BECKER: Da lange Warten	112		
JÜRGEN LANDT: Schattenpraxis	206	GERALD KAHN zu H. Zafar: »Du kannst nicht fließen...«	233
MARINA SCHNURRE: Der Mann	208	JÜRGEN BLUME zur Hörbuch-CD: »Wenn die Seele berührt«	234
RALF SCHWOB: Vera kocht Abende	210		
FELICIA LEONIE BACHMANN		HARTWIG HANSEN zu N. Keßler: »Schreiben, um zu überleben«	236
Wir haben und dann Schweigen	216		
Buchbesprechungen · Anhang			
CHRISTINA SENGER zu H. und H. Beitzler: »Psychoe und Partnerschaft«	220	Manfred Plinke: »Vom Schreiben leben«	238
RICHARD WOLF zu A. Solomon: »Saturn Schatten«	221	Herzlichen Dank an die Autor/inn/en Schreibaufruf: Breckenchlag Band 19	239 246

Editorial

»Wir meinen nicht, daß sogenannte Geisteskrankheiten, daß die Psychiatrie in Theorie und Praxis ein ganz spezielles Gebiet sein und bleiben sollte. Gerade in den Lebensschichten der Menschen, die als Patienten mit der Psychiatrie in Berührung kommen, offenbart sich die Ganzheitlichkeit gesellchaftlicher Erfahrungen, offenbaren sich Zusammenhänge gerade dort, wo Getrenntsein, Isoliertsein, Fremdheit und Ausgliederung erfahren werden. Die Lebensweisen von Menschen in psychischen Krisen und ebenso die Art der Reaktion der Gesellschaft, die Art der Reaktion der psychiatrischen Systeme, sind Brennpunkte gesellchaftlichen Lebens, sind Zeichen u.a. für den Zustand einer Kultur.

Berichte aus der Psychiatrie sollten nicht lediglich dem Fachpersonal, dem Fachbuch usw. überlassen werden. Es sollten auch die geäußert und gehört werden, die aus eigenem Erleben schöpfen. Es erscheint unbegründet, die Äußerungen streng zu trennen von anderen Äußerungen der selben Kultur. Vielmehr sollten die einen mit den anderen in Gespräch kommen. Vielleicht können sie sich gegenseitig anregen und bewegen.«

Heute klingt die folgende Zitat aus dem Vorwort zum 3. Brücken schlagen in einer Selbstverständlichkeit fast anachronistisch.

Ein gutes Zeichen, weil sich viel verändert hat?

Beziehung anstiftung, eben da »Brücken schlagen«, war unser Anliegen, als Henning Poerzel und ich 1984/85 mit der Arbeit an die erste Zeitschrift begannen. Dabei bewegten uns vier Motive:

- Wir wollten Menschen unterstützen und fördern, sich mit ihren Lebensweisen in psychischen Krisen und in psychiatrischen Einrichtungen austauschen und sich dazu schreibend, malend, zeichnend mitzuteilen. Dafür wollten wir ein Forum schaffen.
- Zugleich wollten wir deutlich machen, daß in die erste Auseinandersetzung literarisch und künstlerisch herausragende und beeindruckende Arbeiten enthalten sind, die ein nicht zu unterschätzender

Beitrag zur gesellschaftlichen Kultur ein könnten, wenn man sie ausreichend würdigen würde.

- Die Vielfalt der Erfahrungen sollte sich in der Vielfalt der Darstellungsförmlichkeiten widerspiegeln. Unterschiedliche Perspektiven von Menschen, die mit Psychiatrie zu tun haben, sollten die Anderen anregen und unterstützen.
- Und: Wir wollten eben auch Beziehungen stiften und fördern. Beziehungen zwischen Menschen, die sich informiert fühlen, denen es schwer fällt, sich anderen anzuvertrauen und mitzuteilen. Und Beziehungen zwischen nur scheinbar völlig verschiedenen Erfahrungsbereichen wie zum Beispiel »psychiatrische Arbeit«, »literarische Arbeit« und »künstlerische Arbeit«. So nannten wir den Brücken schlagen später auch »Zeitchrift für Sozialpsychiatrie, Literatur, Kunst«.

In der Rückschau blicken wir nun auf ein außerordentlich verzweigtes Beziehungsgeflecht, das langjährig gewachsen ist. Das sind nicht nur die vielen Verbindungen zwischen Autorinnen und Autoren mit und ohne Psychiatrieerfahrung zu dem mittlerweile aus der Brücken schlagen-Arbeit entstandenen Parano Verlag, sondern vor allem auch die vielen Kontakte, die zwischen den Brückenschlagbeteiligten untereinander entstanden sind: Briefe, E-Mail-Austausch, persönliche Begegnungen, Austausch von Texten, gemeinsame Veranstaltungen. Viele konnten sich unter anderem durch diese Kontakte ermutigen und unterstützen. Einige publizierten Texte und Bilder bald auch in anderen Zeitchriften und Büchern, nahmen an Ausstellungen teil. Das Beziehungsgeflecht wuchs und wuchs. Darüber freuen wir uns und danken allen, die daran über die Jahre mitgewirkt haben und weiter mitwirken!

Welchen Stellenwert hat die Arbeit, die Förderung, die wir damals meinten, heute? Im Spannungsfeld welcher gesellschaftlichen Entwicklung findet sie im Jahre 2002 statt?

Jürgen Habermas beschrieb im Oktober 2001 die Dominanz des ökonomischen, des Denken in Kategorien von Effektivität als allgemeine gegenwärtige Tendenz, als weitere Etappe in der Geschichte der Skularisierung: »Die Sprache des Marktes dringt heute in alle Poren ein

und prägt alle zwischenmenschlichen Beziehungen in das Schema der selbstbezogenen Orientierung an je eigenen Präferenzen. Das soziale Band, das auf gegenseitiger Anerkennung geknüpft wird, geht aber in den Begriffen des Vertrages, der rationalen Wahl und der Nutzenmaximierung nicht auf. (...) Skuläre Sprachen, die das, was einmal gemeint war, bloß eliminieren, hinterlassen Irritationen.«

Auch und vor allem die Begegnung mit Menschen in psychischer Krise und Erkrankung ist mehr als ein vertraglich zu regelnder Dienstleistungsvorgang. In der Begegnung entsteht Irritation, wenn skuläre Handeln und Sprechen versucht, alles zu eliminieren, was »ich ökonomisch nicht rechnet« und was »ich rational nicht fassen lässt.

Seit einigen Jahren vertrete ich bei uns und vielen anderen, mit denen wir in der Arbeit im Gespräch sind, den Eindruck, dass trotz der Entwicklung der Psychotherapie, trotz der wachsenden Bedeutung der Subjektorientierung in der psychiatrischen Arbeit die alltäglichen menschlichen Begegnungen aus dem Zentrum der Aufmerksamkeit verdrängt werden.

Die rasant voranschreitende Skularisierung und Ökonomisierung aller menschlichen Lebensverhältnisse bewirken die Fülle der Widersprüche, in der wir uns heute orientieren, entscheiden, bewegen, aufeinander beziehen müssen.

Die in die »Beziehung-Brocken-Chlag« verammelten Beiträge berichten aus dem widerprüchlichen Spannungsfeld. Wir wollten – im 18. Jahr der Brocken-Chlag-Arbeit – Raum schaffen für eine vielfältige, authentische Auseinandersetzung mit der Bedeutung, mit dem Wert, mit der Notwendigkeit lebendiger Beziehung und Begegnung.

Wir danken wiederum herzlich allen, die dazu beigetragen haben. ■

Fritz Bremer, Hartwig Hansen

Michael Wenzel

Der verrückteste Mensch im Dorf

1

Erzähl mir was«, sagte ich. »Eine Gechichte, die wahr ist.«
»Jaja«, sagte der Großvater langsam und wiegte den Kopf. »Du und die Gechichten, die wahr sind.« Er stützte die Arme auf der Tischplatte ab, griff nach dem Glas Roten. Ich schaute zu, wie er trank. Auf dem Tisch war ein roter Kringel, die Platte war weiß wie Salz. Der Großvater tellte das Glas auf den Tisch zurück.

»Man trägt Gechichten mit sich herum«, sagte er und nickte dabei. »Mit sich herum wie einen Sack Kartoffeln; um sie einem andern aufzubinden.«

Er strich mit den Fingern über die Adern der Hand. Die kreuz und quer liefen. Strich darüber, als suche er einen Anfang und Verzweigungen. »Es sind keine schönen Gechichten, die wahren und die man lang genug herum schleppt«, sagte er noch. Und dann fing er an.

2

Viele Jahre ist es her, seitdem der Großvater mir die Gechichte vom Alois Gruber erzählt hat. Dencheinbar ursprünglich da Verrückt eingepackt hat. An irgendeiner dunklen Ecke eingepackt und nie mehr losgelassen. Ich habe sie, da und dort, die er und jenem weiter erzählt; vielleicht in der Hoffnung, dass sie mir leichter würde. Der Großvater hatte

chon Recht, da manche Sachen wie ein Kartoffel ack auf einem la ten. Ich erz hle die Ge chichte hier dem Papier, lege ie darauf.

Ich weiß nicht, ob e die einfachen Worte vom Großvater ind oder meine, die da tehen werden; vielleicht auch die Worte der Leute, die ie erz hltten und dann weiterreichten. Aber da i t egal. Ge chichten geh ren einem nicht. Da habe ich auch vom Großvater gelernt.

3

E war um da Jahr 1890. Da wohnte im Dorf die Familie Gruber. Von den Gruber , die heut noch in der Rehga e wohnen. Damal oll da Hau chneeweiß ver trichen gewe en ein, mit roten L den. Hinterm Hau ging e in einen weiten Garten. Der alte Gruber lebte noch, und der Alo i war ein Sohn. Der Alo i war unverheiratet und ein kleiner Bahnbe amter. Im trammen Manne alter, wie man hier agt.

Jeden Tag ging er hinunter zum Bahnhof, verkaufte Billet in dem klei nen Kabuff und ließ die weißrote Schranke am berweg rauf und runter. Stolz tand er auf dem Bahn teig, wenn der Zug, in eine Dampfwolke geh llt, an chnaupte, chaute ihm lang nach, bi er pfeifend am Strich de Horizont ver chwand. Der Alo i hatte eine fe che Uniform und war auch on t ein fe cher Men ch. Im Soldatenverein war er und noch im Stemmklub. Mehr weiß man nicht ber ihn, von der Zeit, wo er ge und und normal war; wo er wie jeder andere Men ch auch war. Mit Tr umen und Lachen und einem Schmerz, den er vielleicht elber nicht kannte. Der in ihm lange gewartet hatte. »Wa weiß man auch chon von eim Men chen«, fragte der Großvater fter . Wie man da tut, wenn man die Antwort chon weiß. »I be er o«, agte er.

4

Dann auf einmal, von einem Tag auf den andern, wie man o hin agt, hat der Gruber angefangen, alle r ckw rt zu tun. Er i tr ckw rt gelaufen, hat von hinten nach vorn eine Sachen gemacht und die Worte tet r k kw rt ge prochen. Al er auch noch angefangen hat, ich r ckw rt anzuziehen, al o zuer t Jacke und Beinkleid, dann da Hemd und oben auf da Unterzeug, da haben ich eine Leute nicht mehr zu helfen gewu t und ihn im Hau behalten. Unter Ver chlu .

Der alte Doktor Beierlein hat nur den Kopf geschüttelt, wie er dachte, wenn ihm noch nicht untergekommen war. »Nerventzung oder was im Hirn drin«, hat er gebrummt. »Da kann nur der Herrgott helfen.«

Aber der half nicht, und da haben sie den Alois in Irrenhaus im Schwabingengebiet geschafft, was sie Heil- und Pflegeanstalt hießen.

Es war das letzte Mal, wo er mit der Eisenbahn gefahren ist, das letzte Mal in seinem Leben. Er sah, wie die Waggonen nach vorne rumpelten, durch die Felder, grün und ein wenig gelb vom Mai, wie die bunten Häuser und Apfelbäume auf ihn zukamen. Doch er sah beinahe schon, wie sich das Land von hinten her aufrollte. »Da stimmte nix mehr«, sagte der Großvater.

5

Im Dorf haben die Leute geredet. Beim Bäcker, beim Metzger Teubler. Und auf der Gasse rauf und runter. Und wie die sich das Maul zerren haben! »Wenn nix passiert, lassen die Leute was passieren«, sagte der Großvater. »Mit ihrem Schandmaul. Da an groß drin, im Verfluchen.«

»Eine von den schrecklichen Gechlechten hat der Alois, wo er ihm das Hirn verfaulen tut«, haben sie gesagt. »Bei den Gruber ist Blut vererbt«, haben sie noch gemeint. Die alten Weiber haben sich bekreuzigt, den Kindern waren vor Angst die Augen offen, groß wie Suppentassen. Aber das Gerede reichte nicht mehr hin an den Alois.

6

Dort, in der Anstalt, haben die Seelensärzte den Alois mit kaltem Wasser und Elektrischem richtig traktiert und mit grobem Schweinechmalz eingerieben, bis er krebrot war. Warfen ihn in großen Schmerz und Schock, auf dass er die Tür finde; die Tür, die richtig herum aufgeht.

Auch sonst haben sie angehtelt, was ihnen heil am Ende schien und wovon sie glaubten, es würde ihn wieder zurückbringen. Aber das hat ihm auch nicht genutzt. Die Nervendoktoren haben hundertmal herausgefunden, dass der Alois wurde von dem Gedanken geplagt, um die Jahrhundertwende gehen alle rückwärts; wurde von da an fort und fort gegen den Strich laufen. Ja, und er musste sich schon drauf vorbereiten und flei-

ßig und immer ben für die Zeit danach. Denn was ich dann nicht verkehrt herum drehe, sei unrettbar verloren und würde chrecklich zermalmt.

7

»Ge chlo ene Abteilung« tand auf dem chmalen Ordner, in dem der Professor zuletzt unter chrieb und wo er einen Stempel aufdr ckte.

Er hat einen gelehrten Kopf ge ch ttelt, und sie haben den Aloï in eine Zelle geperrt und dort sitzen gela en.

Die Gruber bekamen einen Brief von der An talt, den sie nicht verstanden. Eine verquerte Wirklichkeit la en sie herau , die im Kopf der Aloï itze, und eine Einbildung, die nicht aufzubrechen sei. Son t war eine Menge Latein oder on t wa zu le en. Nur den letzten Satz verstanden sie.

»Hiermit wird verfgt, den Herrn Aloï Gruber auf Unbe timmt in die ge chlo ene Abteilung einzuwei en«, tand dort.

»Da war er dann drin, wie ne Mau gefangen, und den Schl el ham wegg chmi en«, waren die Worte vom Großvater, und eine Hand fiel auf den Tisch, und e klang, al w rde eine chwere T r zufallen.

8

Zum Inventarium einer Zelle geh rte damal neben Stuhl, Tisch und Bett eine Bibel. Vielleicht, um die armen Gem ter zu erbauen, vielleicht auch in der Hoffnung, da einzig der Heilige Geït ich der verwirrten Menschlichen annehmen k nne.

Al der Aloï Gruber dort in der Zelle, wo da vergitterte Fenster ein Schattenmu ter auf den Boden warf, die dicke Bibel in H nden hielt und die vielen, vielen Seiten durch die Finger chnurren ließ, i t er wohl der Vorstellung verfallen, man habe ihm nunmehr ein Leben werk angetragen, einer Be timmung zugef hrt. Au erw hlt ei er, au erw hlt vom Herrgott und dem Herren Je u Chri t und allen Engeln. Er, er allein, d rfe die Heilige Schrift vor der Vernichtung bewahren; denn sie, die Heilige Schrift, m e bald auch r ckw rt gehen wie alle on t auf derer Welt: w rde sie ja andernfall im fin tren Schlund der Vernichtung verschwinden. Und o hat er angefangen, sie r ckw rt abzu chreiben.

An die er Stelle der Ge chichte hat der Großvater innegehalten; und ge chnauft, wie man da tut, wenn alle chon ge agt i t und da , wa fehle, nun unaufhalt am einen Gang geht. Und keiner wa dagegen tun kann.

9

Ma gnafna fuhc re ttog lemmih dnu edre, da i t ein er ter Satz gewe- en. Mit dem er ten Ver der Gene i fing er an, wo Gott die Welt er chafft, au dem Irren und Wirren herau . Er chrieb unerm dlich, bei Tag und bei der Nacht, Jahr um Jahr. Im Schein der Sonne und unter dem Flackern der Kerze chrieb er. Vor den Gittern zogen draußen die Jahre zeiten dahin. Licht fingerte ber den Ti ch, und die K lte h llte ihn in einen ei igen Mantel. Aber dem Aloï war olche einerlei.

Er bedeckte endlo e B gen von Papier, von Packzetteln, von alten Tapetenbahnen mit die en verdrehten Worten, mit den Worten, au denen jeder Sinn wie herau ge chraubt war.

10

Er chrieb ich durch die langen Chroniken und unver t ndlichen Ge etze ammlungen, die wortreichen Propheten und die Wei heit b cher, ohne elb t ein wenig wei e zu werden. Die fein innigen P almen David , da Hohelied der Liebe und die blutigen Schlachten der Makka b er tellte er auf den Kopf, ohne ich ein Wort davon in den Kopf holen zu k nnen.

Denn dazu hatte er keine Zeit, ich etwa zu merken. Er mu te weiter und weiter chreiben, nur vorw rt – auf eine r ckw rtige Art. War er doch da Werkzeug von irgendeiner Macht, die ein Ge chick lenkte und der er cheinbar dienen durfte. Eine Feder, die gegen die be tehende Ordnung ihre zahllo en Zeichen kritzelte.

Dann chrieb er ich durch die Evangelien, wo Je u Scharen von Ver r ckten und Be e enen heilt, wo er jede verlorene Seele rettet; wo Chri tu Wunder um Wunder ber die Erde vergießt. Nur ihn, den Aloï Gruber, hatte er cheinbar verge en.

Er kam zu der Stelle, wo der Apo tel Paulu agt, da die Ein icht jedem Men chen in da Herz gelegt ei, elb t dem Unver t ndigen; wo

er agt, da jeder al ein Kind der Verheißung geboren werde. Nur beim Aloi Gruber erf llten ich die Verheißungen nicht, h ch ten ein Schick al.

11

Und al ich da Jahrhundert einem Ende zuneigte, brachte er den letzten Satz der Apokalyp e de Johanne auf Papier: eid edang ed nrreh u e j ie tim nella. Aber die Gnade de Herrn Je u , ie war nicht mit Aloi Gruber. Seine Familie hatte ihn verge en, die rzte. Da Leben war ber ihn und eine verqueren Worte und umge t lpten S tze hinweggegangen.

Man agt, er ah au , al k nnte man durch ihn chauen, o w ch ern und bleich wie einer der Himmel we en, von denen er chrieb; al t nde der Tode chatten chon grau dahinter, w rde warten.

12

Er aber hat den Federhalter erl t und ge t rkten Herzen zur Seite gelegt und auf die Apokalyp e gewartet. Auf da Ende, da d nn und blutig wie ein Meer am Horizont heraufzog, da be timmt kam. Mit Feuer und Schrecken und dem Jubel weniger, die gerettet w rden. Angeblich oll er noch viel und laut gebetet haben, in einen verdrehten S tzen.

Da neue Jahrhundert brach mit B ller ch en und Hochrufen an. Die Men chen umarmten und k ten ich, und alle ging - vorw rt einen Gang. Die Welt brach nicht au einander, Sonne und Mond zogen ihre gewohnte Bahn, und niemand war verloren, keiner brauchte die Rettung.

Da Leben ging vorw rt und nicht al vorw rt .

13

Da hat der Aloi ich hingelegt und i t ge torben, weil er be timmt da er te Mal gemerkt hat, da er verr ckt war und da die, die weit wegger ckt ind, hier nicht erl t werden k nnen. Er hat wohl ge p rt, da er da , wa er verloren hatte, nie und nimmer mehr finden w rde. Er i t in dem chmalen und todein amen Bett ge torben, neben einem rie igen Packen Papier, und kein D mon i t au ihm gefahren. Der Herrgott

und der Herr Je u haben ge chwiegen, kein Engel erleuchtete ihn in der Stunde. Die er Aloï Gruber war wohl der verr ckte te Men ch im Dorf.

14

Die Familie hat ihn heimholen la en. Mit einer geliebten Ei enbahn, in einem Tannen arg. E war im Fr hjahr 1900.

Der Pfarrer Angermayr sprach da Gebet zum Andenken an den Toten, la eine Stelle au der Bibel. Wo teht, da der Men ch ein Windhauch ei, von irgendwoher nach irgendwohin, und ein Gra , da heut teht und morgen vielleicht umgem ht wird. Ander al der Aloï , la er die Worte richtig. Wie ie jeder ver teht. Dann agte er noch, da der Herrgott den Aloï in eine Arme ge chlo en und ihm be timmt den richtigen Platz gegeben hat. Einen Platz, den er hier nicht fand.

Der Pfarrer Angermayr war chon ein lieber Men ch.

Nur die Familie tand am offenen Grab. Leute waren on t nicht da.

15

Auf dem Friedhof, am dlich gelegenen Teil der Mauer, cheint ein Mond auf ein Grab. Auf dem chwarzen Stein teht in goldner Schrift, da , unter den andren Gruber , auch ein Aloï da liege, der vor langer Zeit ver torben ei. Ein paar d rftige Zahlen lie t man noch, dazwi chen ein Binde trich, der ein Leben berbr cken oll. »Schlaft in Ruh«, teht oben.

»Der Gei t wird un lehren«, lie t man unten. Dem Aloï Gruber w rde man e w n chen.

16

Ich weiß noch, wie der Großvater ge chaut hat, al er mit der Ge chichte fertig war. Wie er den Roten getrunken hat und wie er ber die Adern der Hand trich. Al uche er nun ein Ende. Aber da war kein Ende. Nur Ver telungen. »E ind keine ch nen Ge chichten, die man ewiglich mit ich rum chleppt«, hat er ge agt. Ich weiß e noch. ■

Christian Lu cher

»Ich bin keine Hure.«

Zu den »feinen Unterschieden« im Umgang mit psychisch kranken Patientinnen im 19. Jahrhundert

Das heutige Klinikum am Europakanal in Erlangen öffnete am 01. August 1846 als »Königlich bayerische Irrenanstalt der Kreise Mittelfranken« seine Tore. In dem einem Gefängnis nicht unähnlichem panoptischen Stil erbaut, war es die erste bayerische Irrenanstalt, die nur zur Versorgung der »Irren« neu entstand. Wollen wir in die entfernte und unweitgehend fremde Welt vordringen – eine Art Kolonie mit einem ärztlichen Direktor, der im Stile eines Landesvaters über eine Kranken- und das sie betreuende Personal verfügt, aber gerecht herrschen sollte, so die Ideologie – bleiben uns in den meisten Anstalten oft nur die mehr oder minder aufrichtigen Jahresberichte, die in ihrem nächsten Zahlenmaterial jedoch wenig vom alltäglichen Anstaltleben verraten. In Erlangen eröffnet sich noch ein anderer Zugang, denn wir besitzen sämtliche Krankenakten seit 1846 – ausgenommen den normalen »Schwund« und denjenigen, die den Patientinnen und Patienten in die Tüchtigkeit anstaltend nationalsozialistischen Morden mitgegeben wurden. Sicher sind auch Krankengeschichten kein Garant »absoluter« Wahrheit. In ihnen spricht nicht der Patient, sondern die Institution. Manchmal jedoch schwingt ein Unterton mit, der aufhorchen lässt. Von einem solchen Beispiel »feiner Unterschiede« berichte ich.

1846 wurde die 40-jährige ledige Dienstmagd Carolina Hoenig aus dem Schwabacher »Zucht- und Tollhaus« mit anderen Kranken in die neue Erlanger Anstalt gebracht. Die Diagnose lautete »Wahninn mit Schimpfucht«. Ihr Gesicht war blaß, »zertrübt«, ihre Nase »pitzig« und ihr Mund »proportioniert und gewöhnlich«, die Kleidung alt, abgetragen und teilweise zerrißen. »Ihre Krankheit zeigte sich in zwecklosem Treiben, theilweise tödlicher Gechäftigkeit, [...] Tobucht und Schimpfen, ist dabei auch erotischer Art.« In Erlangen war sie »im höchsten Grade ungezogen, schimpflich, machte allen Leuten, namentlich aber den Männern und unter dießen wiederum besonders gern den Ärzten und Vorgesetzten die unflätigsten Grobheiten. [...] Sehr gerne zeigte sie ihre Verachtung mit Klopfen auf den Hintern«. Nachdem ihr »mit Strenge entgegengetreten« wurde, nahm sie sich mehr zu ammen, schimpfte nicht mehr so oft, arbeitete fleißig und schloß sich einer Oberwarterin an, die sie erreichte, »da sie wieder mehr Weiblichkeit zeigte und wenigstens die roheren Ausbrüche ihrer Grobheit unterließ«. Dennoch: »Gegen uns und den Director benahm sie sich immer noch abstoßend, wandte den Kopf weg, wenn sie mit uns sprechen mußte, gab auf die Fragen nicht die gehörige Antwort, sondern fing, manchmal nur schnippsch, meist aber derb, auf ihre Entlassung zu dringen an, verfiel aber auch wieder aus Ebermuth in die größere Unrauh [...]«

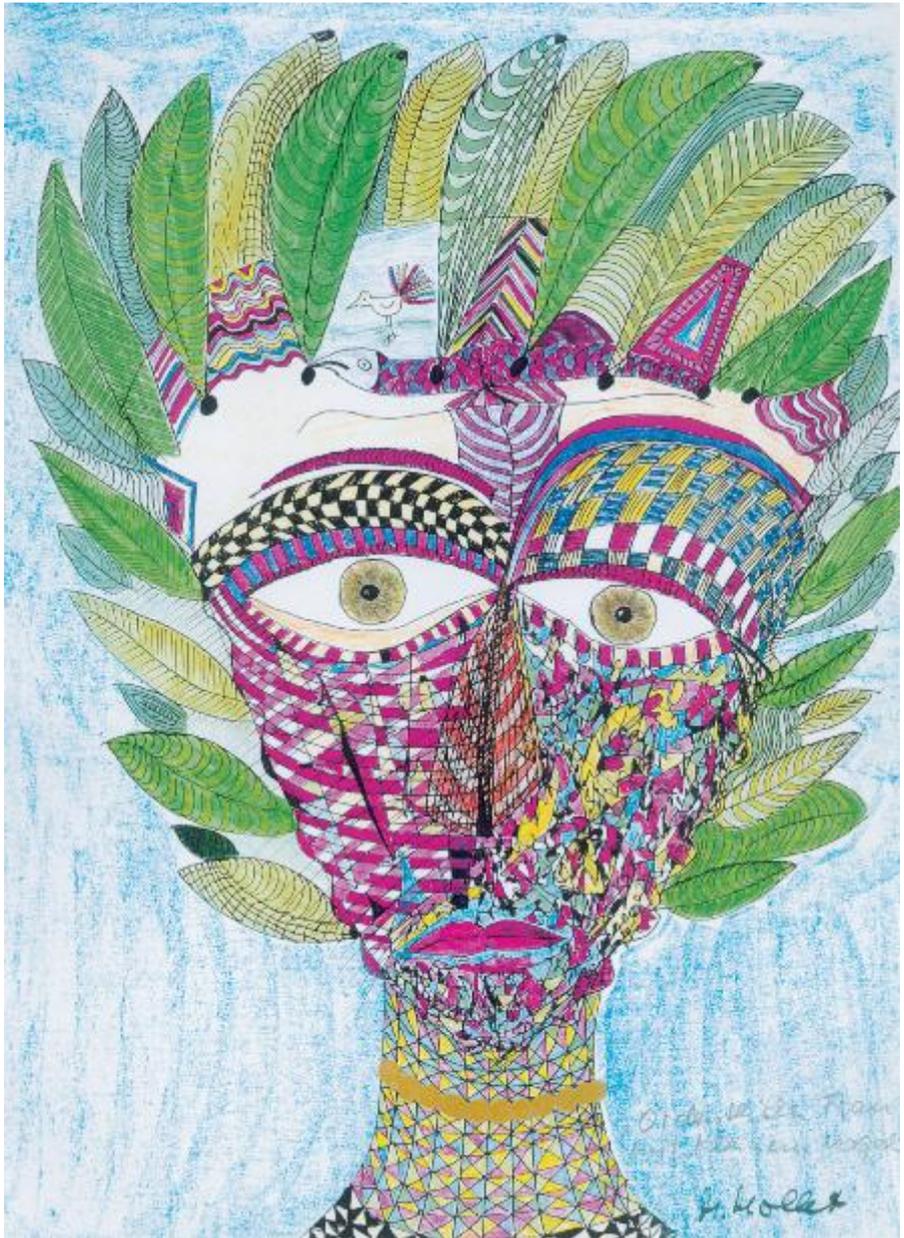
Entgegen manchen Mitpatientinnen, die sich in ihr Schicksal fügten und den Anweisungen gehorht am folgten, begehrte Carolina Hoenig immer wieder auf und entwickelte mit der Zeit ein gutes Geprüf für die Zuzammenhänge. Eine Morgen im Anstaltgarten arbeitete sie an den Gemäbeeten, als der Herr Direktor hinzutrat. »Er sagte zu ihr: *Guten Morgen, Hoenig*, und zu der neben ihr stehenden Bißing: *Guten Morgen, Frulein Bißing*. Darüber wurde die Hoenig so aufgebracht, daß sie auf die Seite lief und chrie: Ich bin auch eine Jungfer, ich bin auch keine Hure, ich will nach Hause und dgl. mehr.« Frulein Maria Anna Bißing war eine aus Bamberg stammende 34-jährige Regimentärztochter, die mit der Diagnose »Erotomanie« am 10. Oktober 1846 in die Anstalt eingeliefert wurde.

Die Dienstmagd entschuldigte sich, aber einige Tage später chrie sie dem Direktor direkt ins Gesicht, daß sie »vor so einem Menschen aus-

pucke«. Auf Vorhaltungen der A i tenzarzte , »hatte die elbe wieder bereit; ie ent chuldigte ich wie gew hnlich mit der Hitze, die ihr etwa angeboren ei, ver pricht aber, ich zu ammenzunehmen«. Die tat ie dann auch und ihr konnten kleine W n che, z. B. Spazierg nge und morgen Ger tenkaffee, gew hrt werden. Von einigen kleineren Vorf llen abge ehen, benahm ie ich nun »untadelig« und bat manchmal noch, allerdings in »be cheidener Wei e« um ihre Entla ung. Die em Wunsch wurde jedoch nicht entprochen, denn all die Feind eligkeiten gegen den rztlichen Direktor zeugten, o die Krankenge chichte, von einem mangelnden »Selb tvertrauen«. Im Sommer 1857 »entwickelte ich ein Tumor de Abdomen , den ie nicht behandeln l f t (bi nahe vor dem t dl. Au gang)«. E cheint, al habe ie ihren Kampf gegen die ber m chtige In titution und deren Vertreter bi zum Ende gef hrt. Am 10. Augu t 1858 tarb Carolina Hoenig in der An talt; Tode ur ache: »Carcinomia ovarii«.

Anna Maria Bi ing war zwar auch Patientin der niedrig ten, der dritten Ver orgung kla e, aber ie konnte von der Milit rpen ion ihre ver torbenen Vater ihren Aufenthalt elb t finanzieren, ben tigte die »Armenhilfe« nicht. Auch on t waren die beiden Frauen, die ich zwar im gleichen Garten al Ver orgte der gleichen Kla e treffen konnten, in ihren ozialen Vorau etzungen recht ver chieden. Carolina Hoenig war eine Patientin der alten Schwabacher An talt, wenngleich ihr »Fall« nicht al au icht lo betrachtet wurde, aber ihr haftete der »Stallgeruch« eine »Zucht- und Tollhau e « an, von dem im er ten An talt bericht zu le en war: »Die Aufgabe war chwierig genug. [...] Eine Summe von 41 Gei te - kranken, eit 2, 5, 10, 15 ja 20 Jahren und dar ber, mei t den Formen de Bl d inn oder unheilbaren Verr cktheit unterworfen, olange ihr Ungl ck dauerte, der Gebr uche der Civili ation [...], de ge elligen Bei - ammen ein , der n tzlichen Be ch ftigung und on tiger behebender Einfl e entw hnt – der Anblick olcher That ache lie ß nur wenig Hoff - nung zu, da ß au die em Conglomerat ich etwa die Anf nge eine mu terhaften An talt leben entwickeln k nnten.«

Anna Maria Bi ing war die Tochter eine »Kollegen« und zudem eine der er ten Patientinnen, die ich freiwillig al Angeh rige der »be eren



MADELEINE AUGUSTINY-MOLLET: »Ordentliche Frau mit kleinem Vogel«

St nde« in der An talt befand. Solche Kranken waren h ch t willkommen. Einer eit erh hten ie da Image und zum zweiten entla teten ie den immer knapp beme enen Etat. Der Bruder der Kranken, ein Kaplan au der N he Bamberg , bergab denn auch der An talt bei der Aufnahme einer Schwe ter »3 B ndel Effekten, welche folgende enthalten: 11 Hemden, 8 Paar weiße Str mpfe, 4 Paar wollene dgl., 9 weiße Hauben, 4 Bettjacken, 4 Kleider, 9 weiße Unterr cke, 2 alte farbige dgl., 6 weiße Ta chent cher, 9 Hal t cher (alt), 2 wollene Hal t cher, 1 alte Sch rze, 1 Paar Stiefeletten, 6 Handt cher, 3 Servietten und 4 Gebetb cher«. Wenn auch manche Gegen t nde alt waren, o war Anna Maria Bi ing doch o au ge tattet, da die An talt zuminde t auf die em Gebiet nicht f r ie orgen mu te.

Eben o wie Carolina Hoenig war Anna Maria Bi ing bei der Aufnahme wider pen tig: »Gleich von Anfang an chrie ie unabl ig, mei t in h ch t krei chendem chneidenden Ton, nach ihrem Adam, einem M ller, ihrem vermeintliche Liebhaber, der aber jetzt verheirathet i t. Alle Einreden, alle Vor tellungen waren vergeblich, ie kam tet auf die en Punkt zur ck, und war tet der fe ten berzeugung, daß ihr Adam nicht wirklich geheirathet habe, daß er kommen werde, um ie abzuholen u. f.«. Im Gegen atz zu Carolina Hoenig allerdings wandte ie ihre Wut nie gegen die rzte, weder verbal noch t tlich. Stattden beichtete ie auf eigenen Wun ch im M rz 1847 dem Stadtpfarrer. »Sie bereitete ich eine Zeit lang durch t gliche Le en von Gebeten darauf vor, und al e odann zur Ab olution kam, wurde ihr die e unter der Bedingung gegeben, daß ie von ihrem Adam ab t nde.« Einige Zeit p ter nahm ie an den ge elligen Zu ammenk nften im Gemein chaft aal teil. »Hier wurde ie nach und nach munterer, machte bi weilen ogar ihre Sp ßchen, und bekam nun etwa Drollige . Inde en fingen doch jetzt wieder Zweifel zu ent tehen an, ob ihr Adam ie denn wirklich ganz verla en habe, und ie prach jetzt wieder von ihm, aber nicht [...] wie fr her, ondern ruhiger und wie ein verliebte M dchen [...].« Am 02. Augu t 1847 konnte Anna Maria Bi ing die An talt al »gebe ert« verla en.

In der abge chotteten Welt eine Irrenhau e in der Mitte de 19. Jahrhundert trafen drei ver chiedene Per onen zu ammen, deren Bezie-

hung über die Institution geregelt wurde, die aber auch schon zuvor ganz andere Sozialisationserfahrungen mitbrachten. Der Vater der damaligen ärztlichen Direktor war Gericht- und Stadtphysiker in Nürnberg; der Sohn studierte Medizin in Erlangen und vertiefte nach dem Staatsexamen mit einem zweijährigen staatlichen Reisetipendium eine psychiatrischen Kenntnisse. Das erhaltene Portrait zeigt ihn korrekt gekleidet mit Gehrock, Weste, Reithemden und elegant nach der neuesten Mode gebundener Fliege, ganz und gar weltmännlich. Er sitzt auf einem Schreibtisch, auf dem ein aufgeschlagenes Buch liegt und in der Regel auf dem noch andere aufgereiht sind, Zeichen eines Standes und einer Profession. Auch Anna Maria Bising besaß vier Gebetsbücher.

Carolina Hoenig arbeitete als Dienstmagd, in einem Arbeitsverhältnis, in dem die Geordnetheit galt, die auch körperliche Zuchtungen nicht ausschloß. Da »Du«, mit dem die Dienstherrschaft mit ihrer Kinder die Dienstmädchen anredete, sollte soziale Schranken bewahren. Sich dagegen aufzulehnen, bedeutete unweigerlich einen Eintrag im Dienstreisebuch, ein »Auf für jeden Dienstmädchen, in besonderer der weiblichen. Carolina Hoenig hatte also durchaus ihre Erfahrungen mit Nichtbeachtung und Zurücksetzung.

Anna Maria Bising hingegen wuchs in einem beschützten Raum auf, wurde vielleicht selbst von Dienstmädchen bedient. Sie arbeitete nie, sondern lebte immer von der Pension ihres Vaters. Aus der Krankengeschichte ist nicht zu erfahren, wie sie auf das Ereignis im Anstaltgarten reagierte. Sie wird die unterchiedliche Anrede wahrcheinlich als »natürlich« angeeignet haben. In der katholisch geprägten Welt Bamberg blieb ihr als einzige Abwechslung der Kirchgang. In der Krankengeschichte heißt es durchaus kritisch: dort machte sie die »Bekanntschaft einiger bejahrter weiblicher Individuen, in deren Charakteren eine Mischung von Frömmerei, Heuchlerei, Kupplerei und Eigennutz Grundzüge« sind. Ihnen schloß sich Anna Maria an und wurde dabei in ihrem Glauben betätigt, der zwar verheiratete Adam liebt sie dennoch. So scheiterte auch sie.

Der Herr Direktor, die ehemalige Dienstmagd und die beherrschte Beringstochter, die gegen Ende ihre Anstaltaufenthalte wie ein verliebte

Mädchen wirkte, da Mann im Gegensatz zu der meist widerpen-
tereren wohl lieb gewinnen musste, sind die Protagonisten einer »klei-
nen Geschichte«, die sicher im Anhalt alltag immer wieder vorkam, aber
selten dokumentiert wurde. Sie steht exemplarisch für die »feinen Unter-
schiede« in der Beziehungsgestaltung in einer psychiatrischen In-
stitution.

Was damals aus heutiger Sicht augenfällig war, bedarf heute einer
anderen, differenzierteren – aber nicht weniger lohnenden – Aufmerk-
samkeit und Reflexion. ■

Verstehen im Psychiatriealltag

Der Fall Melanie S. – Beobachtungen bei Ärzten und Therapeuten

Beziehung ist eine Brücke. Beziehung stellt den Versuch dar, eine Verbindung zu etwa zu finden, zu dem auch ich heraus keinen Zugang bezieht. Der andere ist per se fremd. Ebenso ist man sich letztlich selber fremd. Beziehung ermöglicht Transzendenz, nicht nur in dem Sinne, dass die Verbindung eine gemeinsame Wirklichkeit erschafft, sondern auch, dass die Erfahrung erst Erleben und Verstehen möglich werden lässt. Erst die Begegnung mit dem anderen lässt uns zum Menschen werden. Auch die Erinnerung braucht eigentlich nicht weiter erhellt zu werden, das halbherziger Einsatz im therapeutischen Prozess, Verhüllung von institutionellen Eigeninteressen, die großen und kleinen Lügen und nicht zuletzt der Einsatz von Beziehung durch technische Verfahren weisen in einem tiefen Sinne antitherapeutisch wirken. Dennoch ist es nicht selbstverständlich, dass in psychiatrischen Institutionen verwirrte Menschen in naheliegender Weise durch das Du wieder zum Ich gelangen. Später tenet GOFFMAN (1972) weisen wir, dass oftmals eher das Gegenteil der Fall eintritt. Persönliche und biografische verwindet allzu leicht hinter den medizinischen und institutionellen Routinen und kann oftmals nur auf den Hinterbänken einen Ausdruck finden. Auch ist nicht davon auszugehen, dass psychiatrische Personal sich dem psychisch Kranken gegenüber »normal« ver-

h lt, im Sinne blischer zwi chenmen chlicher Kommunikation formen (. etwa die Studie von ROSENHAN, 1990). Da Du al da ignifikante Gegen ber n hrt nicht unbedingt den bed rftigen anderen, ondern dekon truiert und be ch digt eine Identit t im Proze der Medikali ierung. Aber i t die e Di ku ion nicht chon l ng t Schnee von ge tern, da Problem hinreichend bekannt und da Kriti erte l ng t berwunden?

Der ethnografi che Blick hinter die Kuli en, mir al einem Soziologen manchmal ge tattet, l t andere erahnen. Da folgende Bei piel childert den Fall einer 19-j hrigen jungen Frau au der Per pektive der behandelnden rzte und Therapeuten. Melanie S. wird hier diagno ti ziert und »verhandelt«, wobei da Bild von ihr immer wieder verchwimmt, ich der diagno ti chen Kategori ierung wider etzt und Wider pruch hervorlockt. Die explizite Antwort auf die Frage »Einzelfall oder doch Sy tem« bleibt hier dem Le er berla en.

Montag morgen, 9.10.

Aufgrund einer Bulimie (E en und Erbrechen) kommt Melanie auf eine p ychotherapeuti ch-p ycho omati che Station eine Univer it t klini kum . Die Station rzte chauen die Patientenakte durch: Mehrere Aufenthalte in ver chiedenen p ychiatri chen Kliniken, diver e Diagno en, darunter auch einige au dem chizophrenen Formenkrei werden in der Akte erw hnt, cheinen aber keine Be t tigung gefunden zu haben.

Nach die er Vorbereitung erfolgt die er te Begegnung. In der Vi ite zeigt ich ein ch chtern wirkende M dchen. Der Station arzt fragt, ob ie heute gebrochen habe. Melanie bejaht. Der Arzt k ndigt Melanie den Be uch eine Neurologen und eine P ychiatern an. Auf dem Gang bemerkt der Einzeltherapeut: »Ich- trukturelle-Str ng, die nehme ich.« Die Patientin macht Eindruck. Da Intere e findet diagno ti che Kategorien.

Dien tag, 10.10.

Der Kon ilp ychiatern hat Melanie ge ehen und unter ucht. In der Station k che pricht er mit den Station rzten ber die Patientin:

»Die hat eit drei Jahren Erfahrung mit der P ychiatrie, in drei Klini-

ken, sie haben es probiert mit Neuroleptika, sogar Haldol, Antidepressiva, Valium, Fluxine haben auch nicht angechlagen. Sie fühlt sich dann tagüber immer mehr... ihr circadianer Rhythmus ist umgedreht, nachts ist sie hellwach... und tagüber dann mehr... es reicht aber dann immer noch für einen Notendurchschnitt von 1,3 in der Schule... sie hat keine Halluzinationen... mit ihrer Bulimie, das ist praktisch nur der hintere Teil, sie bricht dann, aber sie bricht nicht viel, weil sie nicht viel isst... es ist dann für sie nur eine Entlastung, sich den Finger in den Hals zu stecken, kommt dann meistens nur Schleim raus... alles sehr spannend... sie ist nicht psychotisch, nicht neurotisch... sehr spannend... würde dann die ganze Hirndiagnostik durchziehen: EEG mit Schlaf und EEG ohne Schlaf. An Diagnostik wurde bisher alles gemacht, was gut ist, machen wir jetzt, was teurer ist: MRT... Können wir dann auch noch einen Glukose-uptake, PET machen... «

Melanie wird zu einem interessanten Fall. Die Erstellung der »richtigen« Diagnostik wird zur sportlichen Herausforderung. Anläßlich der modernsten Prozeduren der Hirndiagnostik aufzufahren. Der Andere – Melanie – wird im medizinischen Blick zum Körper, zum Objekt. Da Du dahinter bleibt verborgen, kommt nicht zur Sprache.

Mittwoch, 11.10.

Das gesamte therapeutische Team interessiert sich für die neue Patientin. Melanie wird zum Thema der wöchentlichen Teamitzung.

Einzeltherapeut: »Probleme mit dem Essen, zuvor selbstverletzendes Handeln, die sie sich abgesehen hat... BMI von 14, ... Psychiatrie mit 14 Jahren... jetzt Abendchule mit guten Noten... ohne Vater aufgewachsen, symbiotische Verhältnisse zur Mutter.«

Konkultpsychiater: »Was ist psychisch, was ist organisch... umgekehrter Tag- und Nachtrhythmus: Neuroleptika, Antidepressiva funktionieren nicht. War dann auch konfuzianisch... nicht schizophren, nicht depressiv, nicht ichstrukturell, auch keine richtige Bulimie... ist doch chtern...«

Einzeltherapeut: »Sie hat etwa sehr nihilistische ...«

Kunsththerapeutin: »...oft ein heimliches Grinsen«

Musiktherapeut: »Bei mir hat sie die beiden extremen Musikinstrumente gewöhnt... das Glockenspiel mit den hohen Tönen... und danach

da tief te Stabin trument... dann wieder ehr aggre iv auf da Glocken-
piel ge chlagen.«

Einzeltherapeut: »Zu den Traumati ierungen in der Kindheit... der
Vater weg mit zwei Jahren ... und al ich dann fragte: ›Fremde?‹ Nur ein
Zu ammenzucken... und: ›Kann ich mich nicht erinnern!‹«

Kon ilp ychiater: »Sie i t eine Fr hgeborene... ie chielt... Sport nie
mitgemacht... nicht gekonnt... dann die Zeit ab 1994 habe ich berhaupt
nicht ver tanden... M digkeit und Antrieb lo igkeit eit dem vierzehn-
ten Leben jahr ... habe mir die E gruppe herbeige ehnt, weil ich bei
Melanie nicht zwi chen P ychi chem und Organi chem unter cheiden
konnte ... «

Station arzt: »Sie wirkt auf mich ehr kindlich und hilflo , die Frage i t,
ob ie da will oder ob ie da i t...«

P ychiater: »Man kann ich bei der Gegen bertragung vor tellen, wa
da f r ein grau ame Schick al i t, kindlich zu wirken, aber tudieren zu
wollen... Sie f hlt ich elber in der Sackga e mit der Schule...«

Mu iktherapeut: »Direkt neben mich hat ie ich in der Gruppe ge etzt
... der Vater, wa i t da...«

Kun ttherapeutin: »Da M tterliche... ie will die Mutter eigentlich
nicht, aber elber ver orgen will ie ich auch nicht ...«

Einzeltherapeut: »Sie hat etwa Ambivalente .«

Oberarzt: »Oft i t e ja o, da ich ein Teil der Symptomatik einer
Patientin hier im Team piegelt... die vier Herren beteiligen ich, ind
engagiert, w hrend die Frauen eher zuh ren.«

Schwe ter: »Ich werde mich h ten.«

Einzeltherapeut: »... wenn' ein Lolita-A pekt w re, dann w rde e auf
Mi brauch deuten...«

Kun ttherapeutin: »Sie etzte ich in der Gruppe direkt neben Herrn J.,
der ja bei Frauen ehr f r orglich i t...«

Mu iktherapeutin: »... bei mir l t ie etwa V terliche au ... aber eher
o im tarken Pol, o da ich denke, ie braucht etwa Konfrontative ,
nicht o etwa Ver chmelzende , ondern ein Gegen ber.«

Station arzt: »Sie i t ja ohne Vater groß geworden...«

Kon ilp ychiater: »Ich glaube, da wir hier nicht weiterkommen, i t
jetzt eher ein Spinti ieren... ie wird ja auch den Partnern der Mutter

begegnet ein, dort auch Männer kennen gelernt haben, und dann wird sie auch ihre eigenen Erfahrungen gemacht haben... da müssen wir erfragen...«

Melanie entzieht sich einer Kategorisierung. Die Teamitzung endet mit dem Bekenntnis, nicht weiterzukommen. Melanie bleibt fremd, wengleich Beziehung für den geknüpft werden. Ihr Wesen beeindruckt, list Gedanken und Phantasien auf. Die Therapeuten tauschen, versuchen Verbindungen zwischen einzelnen Signalen herzustellen. Doch erschafft die Art der Betrachtung nicht gleichzeitig neue Dimensionen? Inwieweit stellen die »pintierten« Bedeutungsgewebe überhaupt noch ein Netzwerk dar, eine Hilfestellung, um Melanie zu begegnen? Bahnen die Versuche zu vertehen eine zukünftige Beziehung, oder stellen die nur noch Stereotypen jeweils unterchiedlicher therapeutischer Ideologien dar?

Freitag, 13.10.

Der Stationsarzt telefoniert mit einigen psychiatrischen Kliniken und möchte sich die ausführlichen Befunde schicken lassen. Kleinere bürokratische Hürden behindern eine schnelle Umsetzung. Als die Patientin das Bemühen der Ärzte mitbekommt, macht sie hilfsbereit einen Vorschlag: »Der Hausarzt hat alle Befunde. Fragen Sie den doch... bei den Kliniken klappt das nie.« Der Arzt nimmt den Vorschlag an. Der Hausarzt scheint unkompliziert und sofort willens, die Befunde zu faxen. Melanie wirkt kooperativ, denkt mit und scheint die bürokratischen Netze der Ärzte zu vertehen.

Freitag, 20.10.

In der Station visitiert Melanie, die Medikamente abzusetzen. Der Arzt entpricht ihrem Wunsch. Die therapeutischen Fortschritte werden thematisiert. Melanie erbricht weiterhin und nimmt an Gewicht zu.

Stationsarzt: »Guten Tag... mit dem Carbamazepin... das ist jetzt okay, Sie sind ja noch gar nicht in dem therapeutischen Spiegel... da müssen Sie jetzt morgen und abend eine bekommen.«

Melanie: »Wozu den Spiegel?«

Stationsarzt: »Es wäre wichtig, da die Dosis so hoch ist, da Sie dann immer eine therapeutisch wirksame Menge im Blut haben...«

Melanie: »Ich möchte da aber nicht, da beeinflusst mich dann doch ... und dann soll ich ja noch in Schlaflabor ...«

Station arzt: »Wenn Sie dann nicht wollen, dann schlage ich vor, da Sie entscheiden... Sie gehen ja erst mal die Woche in Schlaflabor... und nehmen dann keine Tabletten und danach können Sie, wenn Sie erwünschen, es noch mal probieren... Wie ist da jetzt mit dem Schlafen?«

Melanie: »Ich habe gestern Nacht geschlafen.«

Station arzt: »Wie viel Stunden waren da?«

Melanie: »Da waren dreieinhalb Stunden.«

Station arzt: »Und da ist genug?«

Station arzt: »Gibt es noch was?«

Melanie: »Nein, oder doch... ich ärgere mich über mich selber.«

Station arzt: »Warum ärgern Sie sich über sich selber?«

Melanie: »da ich nicht zunehme...«

Station arzt (schaut die Kurve durch): »Oh... Sie haben ja abgenommen... da sollten Sie die Zuzunahme (hier in Pulverform)«

Melanie: »Da hat dann irgendwie keinen Sinn. Da nehme ich und erbreche dann ja wieder...«

Station arzt: »Wie oft haben Sie erbrochen?... Hier teilt dreimal, gestern?«

Melanie: »Ja.«

Station arzt: »Ich schreibe da Ihnen jetzt mal auf mit der Zuzunahme. Sie müssen erst mal wieder zunehmen... da kann man wieder machen, wie mit dem Carbamazepin... Sie entscheiden, ob Sie das nehmen ...«

»Medikamente verordnen«, das ist das, was der Arzt kann. Beziehung zu gestalten heißt für ihn, »etwas verschreiben zu können«. Doch Melanie Kommunikationen paßt nicht in ein Raster. Melanie scheint bereit, sich zu offenbaren. Doch auf ihr Gefühl der Rejection gibt der Arzt keine Antwort. Er scheint hilflos.

Montag, 23.10.

Der Stationsarzt hat allein entschieden, Melanie in der psychiatrischen Fallkonferenz der Uniklinik vorzutellen. Der Einzeltherapeut betrachtet eine Patientin vor verarmelter Mannschaft wieder zu finden

und macht dem Arzt einen Vorwurf: »H tte t du mir doch agen k nnen.« Melanie wird zur Fallkonferenz gebeten. Etwa zwanzig Per onen in wei en Arztkitteln ind anwe end, darunter der Chefarzt der p ycho omatischen Abteilung owie der Chefarzt der P ychiarie. Beide ehnen die e Patientin zum er ten Mal und verzichten vor der Befragung auf Informationen durch da therapeuti che Team.

Chefarzt P ycho omatik: »Nicht vorher agen.«

Chefarzt P ychiarie: »Doppelblind.«

Wem dient die e Fallvor tellung? Der Verbe erung der therapeuti chen Beziehung zwi chen therapeuti chem Team und Melanie oder nur der Ka chierung der Hilf- und Beziehung lo igkeit der Helfer?

Melanie wird etwa zwanzig Minuten lang ber ihre Symptomatik, ihre Beziehungen zu Vater und Mutter, ihr Sexualleben, ihre P ychiarieaufenthalte, ihre chuli che Situation owie ber ihre Zukunft w n che au gefragt. Nachdem ie au dem Raum ge chickt wurde, entcheiden die Chef rzte kurzerhand ber ihr weitere Schick al.

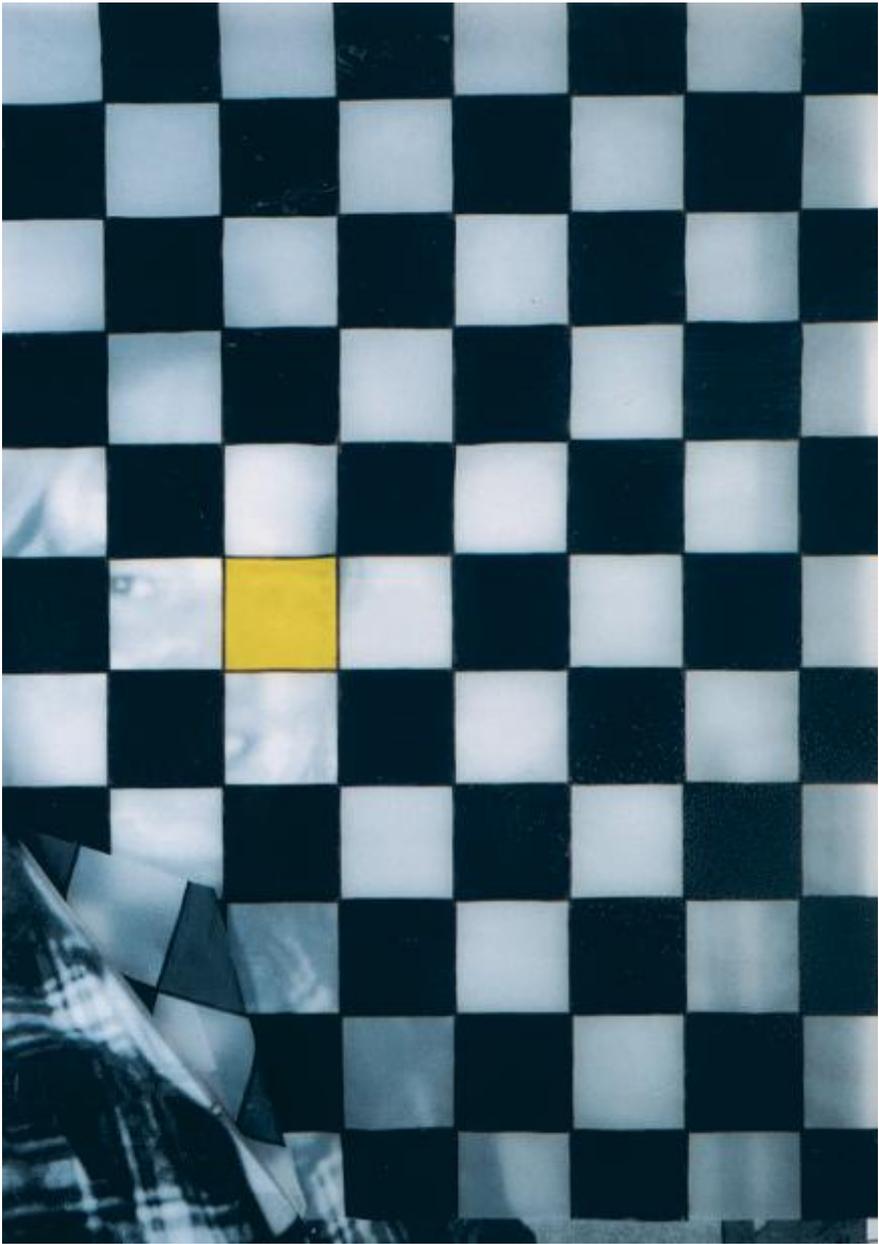
Chefarzt P ychiarie: »Hat eine bizarre P ychomotorik, k nnte f r eine Hebephrenie prechen... doch dazu i t ie aber nicht l ppi ch genug... oder ein endokrine P ycho yndrom, kann ich mir dann auch nicht vor tellen... hat dann in drei p ychiarie chen Einrichtungen Neuroleptika bekommen... kann ich mir auch nicht vor tellen, da da berall ohne Grund... w rde dann doch f r eine Krankheit au dem chizophrenen Formenkrei prechen... dreißig Prozent der Anorektiker kommen au dem endogenen Formenkrei ... wirkt au erordentlich infantil... eine kla i che Anorexie hat ie nicht... kann dann drei Monate knall-p ycho ti ch ein und dann i t e vorbei.«

Chefarzt P ycho omatik: »Die Frage, ob in den Epi oden dann nicht doch wa Hebephreni che gelaufen i t und jetzt haben wir die Negativsymptomatik.«

Chefarzt P ychiarie: »Drei bi vier Sch be und dann jetzt Dementia praecox... w rde die jetzt p ychiarie ch aufnehmen und mit einem Neuroleptika behandeln... will ie Ihnen jetzt nicht wegnehmen... aber dann auch auf der offenen Station.«

Chefarzt P ycho omatik: »Keine Frage, die geh rt hier nicht hin...«

Chefarzt P ychiarie: »Mit der Vor icht, da viele p ychiarie che Diag-



UTE BERING, »Portrait«, Foto, Architektenpapier, Acryl, 2001

no en nicht richtig ind, w rde ich agen, da wir ie nehmen.«

Einzeltherapeut: »Wie i t jetzt ihre Prognose?«

Chefarzt P ychiarie: »Sie hat eine gute Prognose... gut, ie wird nicht mehr in der Oberliga spielen k nnen, aber dennoch hat ie gute Chancen... mit ihrer Schule wird ie weitermachen...«

Chefarzt P ycho omatik: »Vielleicht liegen dann auch Sch digungen vor...«

Chefarzt P ychiarie: »Perinatale Sch digungen, Sch digungen in bestimmten Entwicklung pha en durch hohe P ychopharmaka-Dosen... da m en wir alle abkl ren, fr he, mittlere, p te Sch digungen ...«

Praktikantin: »Wie wird man diagno ti ch vorgehen?«

Chefarzt P ychiarie: »Sauber endokrinologi ch abkl ren... bildgebende Diagnostik... dann P ychodiagnostik, wa kann ie alle ... dann die alten Protokolle in aller Ruhe abend mal durch chauen... dann die Mutter ich mal vornehmen... auch den Vater, ob da wa mit dem Alkohol reinge pielt hat... dann w rde ich relativ chnell ein atypische Neuroleptikum geben, vielleicht dazu noch ein neue Antidepressivum... dann eine Verhaltenstherapie, aber eben nur eine Verhaltenstherapie... mit dem, wa ie kann, dann ofort beginnen, ie zum Beispiel zum Griechekochen bringen... ich dann einfach Zeit la en...«

Chefarzt P ycho omatik: »Weg vom Symptom, da chauen wir ja hin... hier teht ja da Symptom im Vordergrund... da i t dann vielleicht auch wichtig, wa Sie agen, bei der Ergotherapie i t dann ja oft der Anpruch zu hoch... e geht eigentlich um die Einbung baler Fertigkeiten ...«

Chefarzt P ychiarie: »Der Anpruch, mit Singen, Springen und Seidenthermalen zu heilen, den gibt e nur in der P ychiarie, on t nirgendwo...«

In Abwesenheit von Melanie wird ber ihre weitere Prozedur eiten der Chefzrte einer Uniklinik entschieden. Die Entscheidung l uft auerhalb de therapeutischen Team , dem in der hochrangig betzten Fallkonferenz nur die Beobachterrolle zuge dacht i t. Die Entscheidung wird aufgrund diagno ti cher Spekulationen im hochvirtuellen Kontext einer p ychiarischen Fallvortellung in einer Uniklinik getroffen. Die Chefzrte haben e nicht mehr n tig, die Patientin per nlich ber ihre Entscheidung zu informieren. Da gegen ber tehende Du – in der ta-

tion rztlichen Vi ite etwa im Au handeln ber Medikamente durchau noch vorhanden – ver chwindet hier voll t ndig hinter formaler Autorit t. Der An pruch an Vermittlung, ge chweige denn Ver teten, tellt ich nicht einmal, da die Ent cheidung weder kommuniziert, ge chweige denn verantwortet werden mu .

Freitag, 27.10.

Melanie wird in die P ychiarie verlegt. Der Einzeltherapeut und eine Praktikantin bemerken hierzu: » ... die Melanie mu jetzt in die Klinik X, die Univer it t p ychiarie dort i t total chlecht... e war einfach eine fal che Ent cheidung, die dem Profe or vorzu tellen... un er Kon ilp ychiater wurde total bergangen, der hat die drei- bi viermal au f hrlich ge ehen und dann noch ganz au f hrlich ihre Akten ange chaut ... wenn die jetzt auf Neuroleptika einge tellt wird, dann etzt die die owie o ab, wenn ie wieder drau en i t.«

Nach piel (Ge pr ch mit dem Kon ilp ychiater am 24.11.)

Der Kon ilp ychiater hat ich ber den weiteren Fallverlauf erkundigt und erz hlt im Interview, da Melanie auf eigenen Wun ch nach wenigen Tagen die P ychiarie verla en hat. Die Diagno e Defekt chizophrenie hat ich nicht halten la en:

»Sie m en ein Verh ltni daf r gewinnen, f r die e unglaubliche Farbigkeit der einzelnen Patienten. Die Frau hatte ja eine P ychiariekarriere eit dem vierzehnten Leben jahr. Und die vielen Arztbriefe, die der Station arzt abgefordert hat, und da war wirklich alle , vom fr hkindlichen Hirn chaden, da i t eine organi che Krankheit, irrever ibel ozuagen, bi zur Hy terie waren alle in der P ychiarie m glichen Diagno en ge tellt worden. Und der (Profe or) hat nun die letzte Diagno e ge tellt, da e ich um eine Defekt chizophrenie handelt. Intere anterwei e i t die vier Tage oder f nf Tage p ter au der P ychiarie gegangen, auf eigenen Wun ch. Und ie hat nicht die Diagno e »Defekt chizophrenie« in ihrem Ab chlu brief bekommen, ondern »Borderline t rung«. ...E gibt Zweifel f lle, wo tat chlich die jeweiligen Beobachter unter chiedliche Diagno en tellen, und da Schlimme i t, da , wenn man eine Diagno e Schizophrenie tellt und die irgendwann mal in



THAI L DI, O. T.

einem Arztbrief aufgetaucht ist, die ich als keine Wiederholung durch alle anderen Arztbriefe durchzieht und die Patienten gar nicht davon wegkommen, obwohl es durchaus sein kann, dass es eine Episode mit einigen schizophrenen Symptomen gibt, die aber durchaus nicht die den Prozess charakter hat wie eine Schizophreniekrankheit, und man tut den Menschen wahrlich Besseres an damit, indem man ihnen ein Etikett anklebt, das sie nicht wieder los werden.«

Schemata erretzen kein Vertrauen. Der schnelle professionelle Blick suggeriert Kompetenz und Objektivität, die ich jedoch als Illusion herausstellt. Schnelle Vertrauen und routinierter zztlicher Blick zeigen ich hier als rau chhafter Moment zztlicher Macht – verlockend ist der Glaube an die eigene Kompetenz, alles Vertrauen und beurteilen zu können – doch auf dem Boden der Realität angelangt, zeigt sich das doppelte Eigen von Fehldiagnostik, Misstrauen und schließlichen Fehlurteilen (schillernde Zungen würden hier von Kunstfehlern reden). Das Fremde erschließt sich nicht auf den ersten Blick. Vertrauen kann hier nie heißen, den anderen vor schnell unter Kategorien zu subsumieren. Vielmehr heißt Beziehung auch passiv zu sein, sich dem Gegenüber zu öffnen. Um mit Klaus Dörner zu sprechen: »Meine Kompetenz besteht in meiner Berührbarkeit, wodurch ich mich dem Berührenden aussetze oder er mich zu einem Objekt macht.« (DÖRNER 2000, S. 55)

Bleibt zu fragen, ob institutionelle und (para-)medizinische Logik nicht eine Realität gestalten, in der die unmittelbare Begegnung, Vertrauen und Beziehung stark in den Hintergrund gedrängt wird und gleich am nur noch im Untergrund mitlaufen können. Ist eine medizinische Institution vielleicht einfach die falsche Adresse? ■

Literatur

- DÖRNER, KLAUS: *Der gute Arzt. Lehrbuch der zztlichen Grundhaltung*. Stuttgart/New York (Schattauer) 2000
- GOFFMAN, ERVING: *Auf der Schwelle. Über die soziale Situation psychischer Patienten und anderer Invalider*. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1972
- ROSENHAN, DAVID L.: *Geisteskrankheit und in kranker Umgebung*. In: WATZLAWICK, PAUL (Hg.): *Die erfundene Wirklichkeit*. München (Piper) 1990 (Original: ROSENHAN, D. L.: On being sane in an insane place. *Science* 179 (19.1.1973): 250–258

Leo Navratil

Späte Lernen

Eine Beziehung zweier Menschen, die in einer gegenseitigen Auf-
richtung besteht, scheint mir nicht und notwendig, erfolge sie im
Rahmen einer anerkannten Psychotherapie oder auf Grund einer
anderen menschlichen Verhältnisse.

In den Büchern des Julius-Spitals in Würzburg aus den Jahren 1589–1628
finden sich die folgenden Bezeichnungen eelischer Störungen, die zur
Aufnahme in die e Krankenhaus geführt hatten: »Ein unbeunnene
und innlo e Weib«, »Unbeunnen und be e en«, »Be e en und durch
Reverendum patrem Gerhardum exorciert«, »Wahnwitzig«, »Eine ange-
fochtene Magd«, »Ein Be e ener mit dem b en Feind«, »Mit Zauberei
behaftet«, »Von vielen D monen be e en«, »Be chwerliche Melancho-
lie«, »Manie chwer zum Heilen«, »Ein Sinnlo er mit lichten Zwi chenzei-
ten, welcher drei Tage zuvor ein Weib mit vier Stichen umgebracht«. Die
Psychiatrie ist eine junge Wi en chaft. So waren um 1600 die psychi-
atri chen Diagnosen noch von volk t mlichen Begriffen und religi en
Vorstellungen gepr gt. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts schuf der
schwedische Arzt und Naturforscher Carl von Linn da Linn che
System der Pflanzenreiche, nach dem Mutter die in den Irrenan-
stalten tigen rzte ein eben o naturwi en chaftliche System der eeli-
chen Krankheiten schaffen wollten. Wilhelm Griesinger, der bedeu-

tend te Vertreter eine naturwi en chaftlichen Denken in der P ychiatrie um die Mitte de 19. Jahrhundert teltte die The e auf, da die Gei te krankheiten Gehirnkrankheiten eien. Bez glich ihrer Kla ifikation meinte er, olange man deren organi che Ur achen nicht genauer kenne, m e man ich *vorl ufig* dabei eben mit den p ychi chen Er cheinungen die er Gehirnkrankheiten behelfen.

Die Kla ifikation p ychi cher Krankheiten auf Grund de kriptiver Merkmale hat einen H hepunkt erreicht in der IO. Revi ion einer Kla ifikation, welche die Weltge undheit organi ation empfohlen hat, um eine diagno ti che berein timmung der ver chiedenen Autoren und Schulen zu erreichen, die Diagno en vergleichbar zu machen und ihre Zuverl igkeit zu erh hen. Die ver chiedenen p ychiatrischen Diagno en ind jetzt durch eine mehr tellige Zahl gekennzeichnet und damit cheint da derzeitige Optimum wi en chaftlicher Exaktheit erreicht.

Ohne jede Kenntni ozialkriti cher Bewegungen wie Antip ychiatrie und Etikettierung theorie chrieb mein Patient Ern t Herbeck, den ich zum Schreiben von Gedichten angeregt hatte:

*Der Arzt zieht die Nummer dann
dem Patienten eine neue Seele an.
Der im neuen Gei te einer Krankheit,
immer weiterziehen oll.*

Da p te Lernen verdanke ich Erfahrungen, die ich nach 40-j hriger T tigkeit al An talt arzt und 15-j hrigem Leben und Denken al Pen ionit in meinem achtzig ten Leben jahr gemacht habe. Die e Erfahrungen waren auch mit der Erkenntni eigener Fehler verbunden. Die er te die er Erfahrungen geht allerdings noch weiter zur ck: Mein Freund, ebenfalls P ychiater, lehnte e vehement ab, al ich ihn im Spaß al hypomani ch bezeichnete. Al einer meiner Bekannten, bei dem ich eit l ngerer Zeit hypomani che und mani che Er cheinungen beobachtet hatte, an einer Depre ion erkrankte, wurde die eeli che Ver nderung de Betreffenden auf unerfreuliche ußere Um t nde und rger zur ckgef hrt, pezifi che depre ive Symptome wurden – auch mir gegen ber – verheimlicht. Al ich einen anderen Bekannten, der al Hypomaniker

tadtbekannt war, bei einer Veranstaltung zufällig traf, und er einen ganz ungewöhnlichen, schwer depressiven Eindruck auf mich machte, sprach ich ganz offen von einer Depression, die er aber verleugnete. Erst im Nachhinein wurde mir klar, dass ich mit meiner Bemerkung einen schweren ärztlichen Fehler begangen hatte. Der betreffende Herr befand sich offenbar gerade auf dem Weg aus der Depression heraus, sonst wäre er nicht imstande gewesen, die Veranstaltung zu besuchen. Ich habe ihn mit meiner Feststellung wieder ein Stück zurückschleusen lassen. Eine weitere Erfahrung machte ich mit dem Film über Johann Haufer, der 1986, in der letzten schweren manischen Phase die e-Patienten, enttandem ist. Eine Journalistin, die diesen Film gesehen hatte, berichtete mir, dass sie nur Mitleid mit Johann Haufer empfunden habe und eine Abneigung gegen die Psychiatrie, jene einperrende Institution. Haufer Reaktionweise und sein Verhalten seien ihr »ganz normal« vorgekommen.

Ich konnte noch weitere Erlebnisse anführen, die mir vor Augen geflattert haben, dass jede psychiatrische Etikettierung von dem Betroffenen als ein Makel empfunden wird. Manfred in der Beek schrieb mir: »Gewiss will keiner mehr manisch-depressiv sein, schizophrenisch schon lange verpönt – alle sind Borderline.« Zu meinem Artikel »Maniforme Leben I ufe« (Psychopraxis, 6/2000) setzte die Redaktion den Untertitel »Grenzziehung zwischen Zykllothymie und manisch-depressiver Krankheit ist schwierig«. Zykllothymie ist ein psychiatrischer Begriff, der einen Grenzbereich zwischen manisch-depressiver Krankheit und Gesundheit bezeichnet. Zu der oben genannten Schwierigkeit der Grenzziehung möchte man hinzufügen: Grenzziehung zwischen Zykllothymie und Normalität ist noch schwieriger.

Irgendetwas stimmt nicht mit der Psychiatrie. Ich meine die Sprache, die Terminologie, die Etikettierungen. »Erst allmählich wurde es mir klar, dass das, was gegen mich gesprochen, psychiatrische Behandlung war«, schrieb mir schon vor Jahren ein mir unbekannter Patient aus einem Alterheim in der Deutschen Bundesrepublik.

Auf der anderen Seite bin ich doch der Meinung, dass die psychiatrischen Erfahrungen zu unerer Menschenkenntnis sehr viel beigetragen haben. Ich halte eine psychotherapeutische Beziehung für nicht und notwendig. Ich würde auch die Medikamente, die die pharmazeutische

Industrie und zur Verfügung stellt, nicht gerne entbehren. Ich glaube jedoch, man muß darauf verzichten, dem einzelnen Menschen irgendwelche psychiatrische Diagnosen anzuhängen: »Die psychiatrische Betrachtung von Menschen«, schreibt Canetti, »hat etwa Verletzende, da mehr in der Klassifizierung der Abnormen als in einer einfachen Feststellung liegt. Es gibt keine wirkliche Norm mehr; unter den Menschen, die Urteil und Erfahrung haben, hat sich die Überzeugung festgesetzt, daß alle auf irgendeine Weise abnorm ist. Der Wert dieser Erkenntnis liegt im Gefühl für die Einzigartigkeit jedes Menschen, das erfordert: so möchte man jeden einzelnen achten, lieben und schützen, auch wenn seine Verhaltensweise weder zu begreifen noch voraus zu sehen ist. – Der Psychiater aber, der Kategorien der Abnormen schafft, dem er tut an Klassifizierung und dann an Heilung gelegen ist, nimmt dem oft Gedemütigten auch noch seine Einzigartigkeit weg. Die eigene Macht, andere zu *gruppieren*, wird nicht nur vom Betroffenen als schmerzlich empfunden; es ist auch für den beteiligten Betrachter bedrückend, sie am Werke zu sehen und nicht rückgängig machen zu können.« Und Canetti wußte auch, wie die Psychiatrie »von sich selbst erlöst« werden könnte: »fünf- oder tausend genaue Berichte, und dazu kein Wort der Einteilung oder Erklärung.« ■

Johann Beck

Ich habe schon immer gemalt und mir nie die Frage gestellt, warum ich male. Ich male einfach gut und es tut gut.

Es tut mir auch gut, dass die Bilder anderen Menschen gefallen. Ich verchenke sie auch gerne.

Ich habe dann auch begonnen, Streichhölzer in den Bildern zu verwenden, indem ich sie aufklebe. Streichhölzer und Uhu hat immer der Doktor mitgebracht.

Manchmal male ich tage- und wochenlang kein Bild, weil ich keine Ideen habe. Dann überrasche ich aber irgendwann, dass ich wieder Lust bekomme, und es kommt dann auch die Inspiration. Ich habe dann oft das ganze Bild fertig im Kopf und male es an einem Stück. Manchmal male ich zwanzig Bilder hintereinander und rauche nur dazwischen eine Zigarette. Oder ich höre Musik und merke, wie mir die Musik beim Malen Ideen macht.

Das Malen hilft meiner Seele und meinem Kopf.«

Herr Dr. Wolfram Voigtlander, der Chefarzt der Klinik für Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik Heidenheim, hat hier einige Zitate von Johann Beck in Ich-Form zusammengefasst.

Die Bilder erschienen mit weiteren Erläuterungen zuerst in »Psychiatrie und Dialog«, Jg. 15, Heft 1/2001.



Der Adler blickt nach vorn in die Zukunft und in die Freiheit und wendet sich ab von Krieg und Krankheit, 61 cm x 43 cm, Acrylfarben, aufgeklebte Streichholzzer



Der liebe Gott legt Blumen an den Grabstein von Jesus, 42 cm x 28 cm, Acrylfarben, aufgeklebte Steine

Dorothea Buck

Alternative zur Opfer-Rolle – Psychoenergie verstehen*

Am häufigsten wird man ein Opfer der Psychiatrie, wenn man einen eigenen Erfahrungen den Aufbruch einer Psychoenergie nach einem emotionalen Konflikt, einer Belastung, einem Gefühlsverlust – heute nennt man das emotionalen Stress – nicht vertraut, sondern die Definition einer biologisch orientierten Psychiater akzeptiert, da die Psychoenergie primär durch eine Hirntoxizität verursacht sei. Denn dann kann man nur noch den Psychopharmaka vertrauen, die man womöglich lebenslang einnehmen soll. Natürlich können Psychopharmaka eine große Hilfe vor allem während einer akuten Krise sein, wenn die Energie mit starken negativen und Aggressionen verbunden ist. Es ist aber ein Unterschied, ob ich mir sage: Die »Hirntoxizität« ist eine Folge meiner emotionalen Stress; denn dann habe ich die Möglichkeit, selber aktiv zu werden, um Stress und Gefühlsverlust zu vermeiden, meine Psychoenergie verstehen zu lernen und sie in mein normales Leben zu integrieren; oder ob ich die Hirntoxizität eigentlich eine Ursache akzeptiere, ohne die Möglichkeit, selbst etwa Entscheidende zum

* Bearbeitete Fassung eines Vortrages der Autorin am 20.12.2000
im Psychoenergie-Seminar Neumünster

Vertändnis meiner Psychose und zu ihrer konsequenten Vermeidung tun zu können.

In der psychosomatischen Medizin versteht man schon lange sogar Körperkrankheiten als psychisch verursacht. So bleibt es ganz und gar unverstänlich, dass psychische Erkrankungen nicht psychisch verursacht werden, sondern primär durch einen getriggerten Hirnstoffwechsel verursacht werden. Hier kann der Patient zum Opfer der psychiatrischen Definition gemacht werden, wenn er einem biologisch orientierten Psychiater glaubt.

Andere Möglichkeiten der Opfer/Täter-Rollen in der Psychiatrie wie Zwang-Medikation, Zwang-Fixierung, Zwang-Betreuung können auch eine Folge der psychiatrischen Definition gemacht sein. Denn wenn der Psychiater eine Psychose nicht psychisch verursacht und als ein involuntäres Geschehen akzeptiert, sondern in erster Linie als einen Hirnstoffwechsellöschung, wird er den Medikamenten eine weit wichtigere Rolle zuerkennen als Gesprochenen. Durch die routinemäßig und sofort eingesetzten Medikamente – auch gegen den Willen der PatientInnen – wachsen wiederum deren Ängste und Aggressionen, die man vielleicht durch einen einfühlsamen Umgang mit dem betroffenen Patienten hätte vermeiden können.

Das ist das Konzept der SOTERIA. Hier wird der betroffene Patient nicht von Neuroleptika, sondern von einer Bezugsperson empfangen, die mit ihm das weiche Zimmer teilt. In der SOTERIA in Bern ist das ein lichtdurchflutetes Teppichbelegtes Zimmer mit zwei Matratzen mit Riechen in wunderbaren Farben. Die eine für den neu aufgenommenen Patienten, die andere an der gegenüberliegenden Wand für die Bezugsperson. Hier in der SOTERIA, wo es nicht um die medikamentöse Unterdrückung der Schizophrenie geht, sondern die Psychose als Entwicklungs- und Reifungsprozess verstanden wird und der Patient die Möglichkeit hat, eine Psychose auszuleben, gibt es keine Opfer und Täter.

Man bemüht sich um ein Verstehen der PatientInnen.

Da jeder von uns nur das wirklich kennt, was wir selbst erlebt haben – auch die Psychiater machen darin keine Ausnahme –, ist es die Aufgabe

von un P ycho eerfahrenen, un bewu t zu machen, wie e zum Au -bruch un erer P ycho en kam, wa ihnen vorau gegangen i t, wa wir w hrend un erer P ycho en erlebten, wa ich gegen ber un erem normalen Sein ver nderte, ob wir einen Sinnzu ammenhang zwi chen un eren P ycho einhalten und un erem Erleben erkennen, da dem Aufbruch un erer P ycho en vorau ging.

Nur indem wir elb t auf die Suche gehen, um un ere P ycho en und ihren Sinnzu ammenhang mit un eren Leben ge chichten ver teten zu lernen, befreien wir un au der Opfer/T ter-Rolle.

Um eine auf den Erfahrungen p ychoti cher Men chen gr ndende P ychiatrie zu erreichen, l uft in un erem Bunde verband P ychiatrie-Erfahrener ein For chung projekt: »P ycho eerfahrere erfor chen ich elb t«. Da auch p ycho eerfahrere Diplom-P ychologen zu un erem Bunde verband geh ren, formulierte einer von ihnen die Fragen, eine andere wertete die Antworten au . ber 50 Betroffene beteiligten ich an dem Projekt. Noch heute erreichen un Antworten. Die Hamburger Diplomp ychologin Chri tiane Wied truck wertete 44 beantwortete Frage gen au . In ge amt 57% der Befragten berichten von po itiven A pekten ihrer P ycho eerfahrung. Darin ehnen Sie schon den Unterchied zur berwiegend negativen Sichtwei e der P ychiater, die ber keine eigenen P ycho eerfahrungen verf gen.

Zum Ver t ndni der P ycho en

Wenn wir un au der Opferrolle durch die p ychiatri che Definition -macht befreien wollen, m en wir un vielleicht al Er te fragen: Warum werden wir überhaupt p ychoti ch oder wurden e ? Eine P ycho e bricht ja nicht au heiterem Himmel au . Ihr wird immer ein eeli cher Konflikt, ein Gef hl tau, eine l ngere oder k rzere Bela tung vorau gegangen ein, die wir mit un eren bewu ten Kr ften nicht bew ltigen konnten. So brechen die normalerwei e unbewu ten Kr fte auf. Aber wir erkennen ie nicht au un elb t, al au un erem eigenen Unbewu ten kommend, ondern erleben und bewerten ie al von auen eingegeben, f hlen un von auen beeinfl u t, da ie un erem Denken und F hlen fremd ind.

Den ersten Anstoß zum Psychoeverständnis verdanke ich einer Mitpatientin meine vierten Schube 1946, mit der ich das Zimmer teilte. Auf ihrem Nachtraum wachte sie mit einer schweren Psychose mit benutzenden Schlangenhalluzinationen auf. Sie sprach dabei eine fremde, französisch klingende Sprache, in der sie die zweite, vierte der ersten Silbe im Deutschen betonte. Sie hatte nie französisch gelernt, ich wusste aber von ihr, dass sie aus einer Hugenottenfamilie stammte. Ihre französisch klingende Sprache konnte ich mir nur als Aufbruch einer von ihren französischen Vorfahren ererbten Sprachrhythmus erklären. Zum ersten Mal kam mir der Gedanke, dass auch die Vorstellungen und treibenden Impulse meiner eigenen Psychose nicht von außen eingegeben, wie ich sie bisher bewertet hatte, sondern aus mir selbst, aus einem sonst unbewussten kommen könnten.

Nach meinem fünften und letzten Schub 1959 fiel mir auf, dass seit dem Aufbruch meiner Psychose Monate zuvor meine Nachträume ausgeblieben hatten, die ich morgen vielleicht nur vergessen hatte. Ich konnte mir das nur erklären, dass meine psychotischen Vorstellungen an die Stelle meiner Nachträume getreten waren. Nachdem die Psychose meiner Mitpatientin 13 Jahre zuvor auf ihrem Nachtraum mit der französisch klingenden Sprache aufgebrochen war, schloß ich auch bei mir auf dieselbe Quelle von Traum und Psychose im eigenen Unbewussten. Ich folgerte weiter: Eben so wenig wie der Traum geistlich krank ist, kann eine psychotische Vorstellung sein. Unsere Krankheit kann nur darin liegen, dass wir unsere Psychoerfahrungen für wirklich halten, was wir im Traum nur tun, solange wir ihn träumen. Verstand ich die Vorstellungen meiner abgeklungenen Psychose auf der Traumebene, konnte ich mir ihren Sinn erhalten, nur ihre Wirklichkeit nicht.

Die enge Verwandtschaft zwischen Traum und Psychose erkennen wir auch an der gleichen Technik, die Traum und Psychose anzuwenden. Denn ebenso wie wir die Nacht – oder wie ich die Nacht (denn es ist ein unbewusster Vorgang) – die Emotionen und Probleme der Tage in konkrete Vorstellungen, in real erlebte Situationen bildhaft verwandeln, die sie unzugänglich machen, in denen wir unsere Fantasien ausle-

ben, verwandeln sich auch in uneren Psychoenen vorausgegangene Leben kriegen in fäbäre, konkrete Vorstellungen. Da können beängstigende, aber auch befreiende Vorstellungen sein. Da Entcheidende ist aber wohl, daß da zuvor Ungehaltete, Ausgewogene einer Lebenkriege, die wir nicht lösen konnten, in uneren Psychoenen fäbäre Gestalt gewinnt, zumeist symbolische Gestalt wie in uneren Nachträumen.

Da werden unbestimmte Dinge zu konkreten Verfolgern. Gleichzeitig hat der Verfolgte einen Wert für den Verfolger, sonst würde der sich die Mühe der Verfolgung nicht machen. Da werden wie bei meiner Mitpatientin leibhaftige Schlangen halluziniert. Gleichzeitig ist die ichhaltende Schlange ein Symbol für die seelische Erneuerung, ein Entwicklungssymbol, das in den Psychoenen häufig aufbricht. Eine junge Frau sieht in sich und dann auch wieder im Partner den Teufel. Wenn sogar der Teufel sich in ihre Beziehung einmischt, ist sie und ihrer chuldlos am Bruch der Verbindung.

Der vorausgegangene unlösbare Konflikt, die Belastung erfordern eine Befreiung aus der eigenen Verantwortung. Wir sind es nicht mehr selbst, die denken und handeln, sondern wir erleben unsere Gedanken und Impulse alles von außen eingegeben. Wir lassen uns denken und handeln. Wir können die eben Entschlossenheit: nicht mehr auf eigenem Willen zu leben, auch bewußt fassen. Als ich zu Beginn meiner ersten Psychoene 1936 zum ersten Mal den Aufbruch mir bis dahin unbekannter treibender Impulse erlebte, beschloß ich: Mein Wille ist, nicht mehr zu wollen, sondern mich von Dir führen zu lassen. Denn ich hatte keine andere Erklärung für sie als das Pauluswort: Die der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder. Dann entfallen die Dinge, die da nicht mehr selbstbestimmte Denken und Handeln machen können. Wenn man dagegen weiß, daß die eben in der Psychoene überwältigenden Erfahrungen nicht von außen, von Gott oder anderen Mächten oder Menschen eingegeben sind, sondern aus unserem eigenen, normalerweise Unbewußten aufbrechen, können wir sie auch kritischer hinterfragen, als wir es bei Eingebungen wagen würden.

Die enge Verwandtschaft zwischen Traum und Psychoene erkennen wir auch an dem in der Psychoene häufig veränderten normalen Denken und

Handeln in ein symbolische Denken und Handeln. Da die Symboldenken und Symbolhandeln für unlogisch und unglaubwürdig sein kann, wie es im normalen Zustand nicht wäre, liegt auch an dem in der Psychose veränderten Weltgefühl nicht der geistige Sinnzusammenhang. Auf die emotionale Gefühlslage, die alle miteinander in Beziehung steht, das ist die nicht zufällige gibt, resultieren auch die der Psychiatrie bekannten Beziehung- und Bedeutungsideen und das Nicht-mehr-Unterscheiden von Weirlichem und Unweirlichem. Wenn alle eine symbolische Bedeutung hat, Gleichnisse für etwas ist, unterscheidet man Weirliche und Unweirliche nicht mehr, weil es nicht Unweirliche mehr gibt. Die veränderte Weltgefühl nicht der geistige Sinnzusammenhang verfährt sehr leicht dazu, nicht sich auf die Ganze, sondern die Ganze auf sich zu beziehen. Mit dem Gefühl der Angst erlebt, kann das zu Verfolgungsideen führen.

Zum besseren Verständnis die veränderten Weltgefühl kann wieder die Parallele zum Traum helfen. SIGMUND FREUD schrieb im Abriss der Psychoanalyse zum Traum: »Das ist vor allem eine auffällige Tendenz zur Verdichtung, eine Neigung, neue Einheiten zu bilden aus Elementen, die wir im Wachdenken gewöhnlich einander gehalten hatten.« Ebenso wie unsere Seele sich in der Psychose der alten Traumtechnik bedienen kann – nicht fassbare Gefühle in konkrete Vorstellungen und Bilder zu verwandeln, die sie unzugänglicher machen können –, könnte auch das veränderte Weltgefühl dem magischen Welterleben unserer frühen Vorfahren verwandt sein.

Eine weitere Parallele zwischen Traum und Psychose sind die in der Schizophrenie häufigen Identifikationen mit anderen Personen oder Symbolen, z.B. mit Christus, Braut Christi, Maria und anderen, von denen wir bedrängt werden können. In meiner ersten geschlossenen Station 1936 waren wir gleich drei Braute Christi. Als mich die Vorstellung zu Hause bedrängt hatte, war ich nach dem ersten Schrecken wie befreit. Denn ich hatte mich zuvor Wochenlang vergeblich um eine Beziehung zu Jesus bemüht. Nun stellte ich mir ganz konkret vor, wie Jesus sich mit mir als einer Braut langweilen würde, wenn ich durch die

berwindung meiner Natur ihm nachzueifern veruchte. Mir wurde daran klar, daß ich nur ich selbst zu werden brauchte.

Auch aus unseren Nachtträumen kennen wir Identifikationen. Denn die in unseren Träumen auftretenden und handelnden Personen meinen häufig selbst. Sie sind ein Teil von uns, obwohl sie unter einer anderen Identität auftreten.

Psychoerfahrungen *ohne* klare Parallelen zum Traum, wie z.B. gehörte Stimmen, können besser verstanden werden, wenn man weiß, daß unsere frühen Vorfahren wahrscheinlich ihre Gedanken hörten, und daß diese Stimmenhören eine alte, ursprüngliche Form des Denkens geworden sind. C. G. JUNG erwähnte einen von der Außenwelt abgetrennten Volkstamm, dessen Menschen noch in unserem Jahrhundert ihre Gedanken hörten. Auch das Denken und Vorstellen in Symbolen und Bildern, das in der Psychose aufbrechen kann, gehört zu diesen alten, innerhaften Denkformen, ehe sich das abstrakte Denken entwickelte.

Wer keine Stimmen hört, wird doch innere Impulse kennen, die häufig die Führung übernehmen. Bei der nach vorausgegangenen anstrengenden Leben kriegen kann es eine Erleichterung für uns sein, sich die inneren, nicht gehörten Stimme zu überlassen. Sie kann uns im genaueren Zusammenhang des Ganzen leiten, mehr als der eigene Wille vermag.

Es muß nicht immer der gerade Weg im Leben sein, zuweilen bringt der Umweg über eine Psychose oder auch über eine Depression und ein Entwicklungsziel – wir selbst zu werden, indem wir auch die Kräfte unserer normalerweise unbewußten erleben und kennen lernen – näher, als ohne diesen Aufbruch des eigenen Unbewußten in unseren Psychose.



MADELEINE AUGUSTINY-MOLLET: »Erwachen am Ascher mittwoch«, Wach malkreide

Renate Schernu

Um o chlechter f r die Wirklichkeit ...

Wa i t mit der Wirklichkeit lo ? Sie bleibt neuerding weit unter ihrem Niveau. Macht nicht mit, wirkt renitent, f llt mir in Wort. Sie neigt zur Sentimentalit t. Einmal h rte ich ie ogar lei e weinen. Man macht ihr Vorgaben noch und noch, entwickelt Vi ionen, plant minuti , beamt mit den neue ten Laptop alle farbenpr chtig, klar und eindeutig an die W nde – von der Schriftgr ße bi zu den Symbolen didakti ch fehlerlo – wa macht die Wirklichkeit? Sie wendet ich ab, chaut ganz woander hin. Wohin, mchte ich wi en. Wa fehlt ihr? Entdeckt ie etwa noch Rationierung re erven? Nein, ie ch ttelt den Kopf, cheint ie gar nicht zu intere ieren. Exaktheit, Sy tematik, ordentliche Kategorien – wir berla en nicht dem Zufall. Wir arbeiten ihr ozu agen perfekt in die H nde. Nicht einmal um die Ziele mu ie ich Sorgen machen, chon gar nicht um die Schritte dahin. Wir entwickeln alle vorab und formulieren Geplante bereit im Pr en , um ie zu verlocken. Wa pa iert? Die Wirklichkeit i t nicht motiviert. So etwa Kon erative , kein Optimierung bewu t ein, keine Fort chritt begei terung. Da trifft einen wirklich, wenn man entdeckt, da die Wirklichkeit einfach nicht modern i t.

Z. B. wir in der Psychiatrie haben doch allen Anlaß, die verstaubten Vorurteile abzuschütteln, die Stigmata zu beseitigen, die alle von falscher Informiertheit kommen. Heute kann man doch kompetent und vernetzt etwas machen. Was habe ich die Wirklichkeit da murmeln? »Der Kontext wichtiger als der Text«?

Was soll da jetzt schon wieder? Mir scheint, sie schaut gerade voran dem Obdachlosen nach, der mit sich selber redend, vorbeigeht. Soll ich mich vielleicht depressiv machen lassen von dieser verdammten Wirklichkeit. Da fehlte noch, daß ich das ganze Elend in den Blick nehme, die Obdachlosen, die dementen Alten, die chronisch psychischen Kranken, die psychisch kranken Straftäter, auf den Straßen, in Bahnhöfen, Heimen, Knäuten, Maßregelvollzug.

Wenn die Wirklichkeit dauernd an den schlechten Verhältnissen kleben bleibt, kann ich es nicht ändern. Sie begreift einfach nicht, daß wir grundtätlicher werden müssen. Die sozialen Verhältnisse für die Schwächsten zuerst ändern? Damit können wir uns nicht aufhalten und vor allem rein konotechnisch unbezahlbar! Da ist doch alles nur unwissenschaftliche Rumpfsuchen an Symptomen. Nein, geholfen wird heutzutage eleganter und vor allem effektiver und das Geld brauchen wir ganz woanders. Die Wirklichkeit hat einfach nicht begriffen, daß wir den psychischen Krankheiten jetzt wirklich auf die Schliche kommen. Blut nämlich ist von jeher ein ganz besonderer Saft. Den schauen wir uns jetzt an und zwar ganz genau mit dem Elektronenrastermikroskop. Jetzt wird nicht mehr einfach so in der Gegend herumgeschaut, mit bloßem Auge alle und jede in den Blick genommen, alle und jede aufeinander bezogen und dann gedacht, man habe die Wirklichkeit entdeckt. Ach, die Wirklichkeit, ich habe mich nun wirklich um sie bemüht, aber sie will sich gar nicht fassen lassen. Bleibt ungenau, verschwommen, bindelt mit Intuition und Gefühl an, macht Aufträge zur Literatur und Poesie. Wie soll man da noch klar denken können? Und das Schlimmste ist, sie weigert sich ein eindeutig definiertes Ziel in den Blick zu nehmen, geht bizarre Umwege, läßt sich dauernd ablenken, schielt auf Nebenwirkungen, befürchtet Folgen für kranke und behinderte Menschen. Mit ihrem vernebelten Blick sieht sie eben Geisteserkrankte. Exakte Wissenschaftlichkeit, nachprüfbar und genau, da ist die wahre Qualität grund-



VENO, »Bildni«, Foto, Blei tift, Klarfolie, Acryl, 2000

lage. Evidence based Psychiatry – da geht es heutzutage lang. Nur weil die Wirklichkeit den Sprung in die Moderne nicht schafft, können wir bei den Lebenwissenschaften doch keine Ausnahme machen. Nein, gentechnisch entdecken wir alles, was die Dispositionen. Die kreieren wir dann ein und therapieren endlich richtig zielgenau und erfolgreich. Da sind die Milliarden richtig investiert.

Da die Wirklichkeit schon wieder ruft und mich provozieren will, spricht nun wirklich gegen sie. »Therapieren oder elektieren?«, fragt sie effizient. Ist doch egal, kann ich da nur sagen. Die komplizierten Unterchiede versteht der einfache Bürger doch gar nicht. Muß er auch nicht. Soll ich auf Heilung freuen durch äußere, exakte Forschung. Dispositionen für die eine und jene Leiden, das muß nicht mehr sein – jetzt hat die Wirklichkeit mich so weit gebracht, daß ich brülle – »schon gar nicht für Psycho! Und für die dementen Alten haben wir jetzt die Alle-Kerner-Zellen von den Embryonen!!«

»Haben wir...?« Ach verdammt, ich lasse mich doch von der Wirklichkeit nicht in die biologische Ecke drängen, nur weil ich kein mittelalterlicher Forscher feind bin. Ich bin nämlich von Haus aus durch und durch sozialpsychiatrisch eingeteilt. Ich glaube an die Sozialpsychiatrie, jawohl, auch an den GPV. Da heißt »Gemeindpsychiatrischer Verbund« für alle, die das noch nicht wissen wollten. Ein zukunftsweites Instrument. Damit bekommt man nämlich die soziale Komponente in den Griff. Ja, auch darum kümmern wir uns. Wir sind nicht einseitig. GPV, das ist nämlich eine tolle Idee. Sie greift um sich. Alle reden davon, alle kooperieren. Jeder teilt seine eigenen institutionellen Interessen zurückschickend zum Geht-nicht-mehr. Und die Arbeit Gelegenheiten und Projekte – die binden wir an, an den GPV. Da geht es um mich. Was sagt sie jetzt, die Wirklichkeit? »Schöne virtuelle Welt«, höre ich sie trücheln murmeln. »Die Arbeit, die es nicht gibt, anbinden an den GPV, den es nicht gibt?« Also, so eine Spielverderberin. Da lasse ich mir nicht bieten. Der GPV teilt schließlich schon in der Bibel, hat mich meine in der Enquete und das Recht auf Arbeit im Grundgesetz. Das sind Fakten. Jetzt wird es eng für die Wirklichkeit. Es ist eben schlecht für sie, wenn sie sich solchen Fakten nicht stellen will.

Die Behandlung vereinbarung ist auch so etwa Tolle, fange ich schnell hinzu. Darüber gibt es sogar ein Buch und das wird wirklich oft gekauft. Da muß nun jeder begeben, auch die Wirklichkeit. Aber sie findet natürlich auch hier ein Haar in der Suppe. »Zahl mal die Kliniken, wo sie den Patienten angeboten wird – mal abgehen von der Mehrzahl der Verrechnungen, denen es nicht liegt.«

Jetzt werde ich aber offeniv: »Findest du die Vereinbarung nun gut oder schlecht?«, frage ich sie auf den Kopf zu. »Ich finde sie manchmal ehr gut«, sagt die Wirklichkeit zu meiner Verblüffung mit einem vernünftigen Lächeln. Na also, sie scheint klein beizugeben. Ermutigt fahre ich deshalb fort:

»Im GPV haben wir jetzt fantastische elektronische Möglichkeiten. Neulich sage ich zu einem Kollegen. »Ich mail dir mal den Patienten Meier über.« »Ist nicht der Meier«, fährt die Wirklichkeit aufig dazwischen. Wie so nicht der Meier? Ist doch alle in der Dok erfährt, ein Hilfebedarf, die Ziele, die geplanten Schritte, die Leitungsmodule, geschätzter Zeitaufwand und Ressourcenverbrauch, Diagnose nach ICD X. Ist es ihr doch schon wieder gelungen, mich zu irritieren. Ich schaue noch einmal nach. Nein, alle ganz sauber aufgezeichnet. Da kann der Meier jetzt überall mit hinnehmen, elektronisch oder konventionell, ganz wie er will, weiß jeder genau Becheid im GPV. »Will der gar nicht«, behauptet die Wirklichkeit, »will selbst erzählen, jede mal neu, jede mal anders, je nachdem, wer mit ihm spricht.« »Bist Du jetzt ganz verrückt geworden«, sage ich entsetzt zur Wirklichkeit, »so verrückt wie der Meier? Solidarisiert dich wohl gar noch mit ihm. Wo bleibt da die Objektivität?« »Wo bleibt die Subjektivität?«, fragt sie zurück. Jetzt langt es mir aber, die ist ja total neben der Spur, die Wirklichkeit. »Hast du noch nie etwas von Peronenzentrierter Arbeit gehört? Großer sozialpsychiatrischer Konen, subjektiv, objektiv – alle drin. Alle machen das jetzt.« »Alle?«, kichert die Wirklichkeit. Sie macht mich wirklich nerv. Ich werde schon wieder lauter, als ich will. »Jawohl, alle Maßgeblichen, die Leitungen jedenfalls«, chreie ich verzweifelt. »Na, da ist ja ehr durchschlagend«, kommentiert die Wirklichkeit. Jetzt wird sie auch noch ironisch. Da halte ich nicht aus. Wie kann ich sie bloß abchütteln, die verdammte Wirklichkeit.

Da fällt mir die Te tfrage von vorhin ein und ihr ver hnlliche L cheln dabei. Ich fa e Mut. Jetzt oll ie mal Farbe bekennen und zwar Punkt f r Punkt.

»Finde t du For chung gut oder chlecht?«, frage ich energi ch. »*Manchmal gut, manchmal o lala, manchmal chlecht und gef hrlich*«, antwortet ie. »*Je nachdem.*«

»Je nach wa ?« »*Je nachdem, ob die Mittel zu den Zwecken pa en*«, l t ie ich herab hinzuzuf gen. Na, ich mache er t einmal weiter. »Finde t du den GPV gut oder chlecht?«

»*Ich finde Kooperation bei einer Aufgabe, durch die man gemein am verpflichtet i t, gut*«, agt ie mit aufreizender Sanftheit. »Und Arbeit f r alle wir t du ja wohl in jedem Fall gut finden m en«, fahre ich fort. Da kommt ie chon wieder mit o einem p eudoweien »Jenachdem« und f gt hinzu: »*Wer arbeiten will, ollte e auch in ihm ent prechender Wei e k nnen.*« Ich la e mich nicht ablenken und frage weiter. »Und Computer, finde t du die nun gut oder chlecht?« »*Bl de Frage*«, weicht die Wirklichkeit mir jetzt au , »*wa i t chon nur gut oder nur chlecht?*« »Du ha t doch eben die ganze Zeit im Sinne von gut oder chlecht geantwortet«, gebe ich zur ck. »*Na ja, weil du o be chr nkt gefragt ha t, habe ich eben auch nur be chr nkt antworten k nnen.*« Da finde ich nun unent chuldbar arrogant. »Sag mal«, fahre ich ie an, »wa will t du eigentlich?« »*Ich will, da du begreif t, da e mich gar nicht gibt*«, wirft ie locker hin und wirkt dabei unfabar gut gelaunt. Da haut mich um. »Wie oll man denn da handeln?«, frage ich. »Wie oll man wirklichkeit angene en handeln, wenn e die Wirklichkeit gar nicht gibt?« »*Eben*«, agt die Wirklichkeit. »*Die Wirklichkeit gibt e nicht.*« »Jetzt wir t du aber ekelhaft ophi ti ch«, emp re ich mich, aber ie cheint in Fahrt gekommen zu ein und l t ich nicht mehr toppen. »*Die e ber t lpen einer o genannten, allgemeinen, objektiven Wirklichkeit icht auf men chliche Verh ltni e l hmt die Men chen, verzerrt ihre per nliche ge chichtliche Wirklichkeit, er tikkt ihre Kreativit t, zer t rt Beziehungen...*« Ehe ie weiter predigen kann, frage ich chnell dazwi chen: »Wie w rde t du e denn angehen?«

»Wahrnehmen und anerkennen, wa i t«, agt ie. »*Da hei t Licht und Schatten ehen, Vordergrund und Hintergrund, Wirkung und Nebenwirkung, kurzfri tigen Effekt und langfri tige Folgen, Leib und Gei t, Biologi-*

che und Soziale , Fa ade und...« »H r auf«, age ich. »Ich hab' schon ungef hr kapiert.« Doch ie f hrt unbeirrt fort: »*Da gilt f r jeden individuellen Men chen, aber auch f r alle Konzepte, gleichviel ob medizini che, oziale, biotechni che oder politi che. Durch Wahrnehmen und Anerkennen, wa i t, wird Handeln in vertr glicher Wei e abgebrem t.*« Verdammt, ich merke, da mich ihr Tonfall regre iv macht und schon frage ich ganz brav und freundlich:

»Und ich, wa habe ich fal ch gemacht?« »*Du ha t die realen Teilwirklichkeiten de men chlichen Leben mit ziemlich totalen Wirklichkeit konstruktionen er chlagen*«, agt ie trocken. »*Du ha t dir gar keine Zeit gela en, wirklich hinzu ehen, wa i t. Du ha t die Augen vor ganzen Wirklichkeit bereichen zugemacht*«, f gt ie erbarmung lo hinzu.

Hm – mir wird irgendwie mulmig. Da f llt mir zum Gl ck noch etwa Wichtige ein. »Aber da konomi che«, age ich, »da be timmt doch alle . Da i t doch keine Kon truktion. Da i t doch brutale Wirklichkeit, o wirklich wie on t nicht . Da i t doch richtig ab olut. Da haben wir ozialen Typen doch endlich gelernt in den letzten Jahren, wirt chaftlich und konomi ch zu denken und un nicht mit weltfremden Utopien l cherlich zu machen wie fr her.« »*Beantworte mir eine kleine Frage*«, agt die Wirklichkeit. »*Geld regiert die Welt, wer aber regiert da Geld?*«

Tja, oll ie doch da letzte Wort behalten. Aber ich mu zugeben, der Frage ollte man wirklich einmal nachgehen. ■

Gi eila Hoffmann

»Wie kann ich da vergehen?«^{*}

Knut erwartete Maria voller Ungeduld. Beim Öffnen der Haustür trat ihr Maggidun t entgegen. »Sch n, da du da bi t. Die Stille hier macht mich verr ckt.« Er chreckt regi trierte Maria Knut tief ger teten und chwarz umrandeten Augen. Sie fielen ich in die Arme und ließen ihren Gef hlen freien Lauf. Danach bemerkte Maria die Ver nderung im Hau . E roch muffig, Kr mel und Garten chmutz bedeckten den geflie ten Fußboden. Aber am auff llig ten waren die Berge von Kleidung und Papier, die den Eindruck vermittelten, al ei t ndig etwa ge ucht worden. »Mein Gott! Wa i t hier pa iert?« »War noch chlimmer, bevor ich gel ftet habe«, ent chuldigte ich Knut kleinlaut und begann zu erz hlen.

* Bei die em Beitrag handelt e ich um Au z ge au einem l ngeren Manu kript mit dem Titel »Nicht ohne Sinn« (etwa 220 Seiten). Darin berichtet Maria eindr cklich vom Leben und der p ychi chen Erkrankung ihrer Schwe ter Rita owie den damit verbundenen Au wirkungen auf die ganze Familie, vor allem aber f r Knut, den Sohn von Rita. Parallel dazu werden Rita Wahrnehmungen und Handlungen vor und w hrend de P ychiatraieaufenthalt ge childert. Be onder wichtig ind der Autorin die Erkenntni e au Rita inneren Au einander etzungen, durch ie mit ihren Problemen bewu ter umzugehen lernte. Rita konnte neu anfangen.

»Al ich Mamm vorigen Mittwoch beuchte, fiel mir ihre Nervosität auf. Sie hatte so ein unruhige Flackern in den Augen und schreckte dauernd hoch. Auf unergründlich konnte sie sich nicht konzentrieren und sprach von ganz anderen Dingen, während sie immer wieder zum Fenster oder zur Tür lief, um zu prüfen, ob die Fenster geschlossen waren. Und abgemagert sah sie aus. Auf meine Frage, wie es wohl nicht, reagierte sie aggressiv. Weil ich befürchtete, Mamm würde aufräumen, berlegte ich mir jedes weitere Wort.«

»Stimmt, bei unserem letzten Telefonat kam Rita mir merkwaardig fahrig und prunghaft vor. Seltener fand ich, dass sie bei meiner Frage, wie es ihr gehe, zu weinen begann«, erinnerte sich Maria. »Ja, auf ihr Befinden durfte ich Mamm in letzter Zeit auch nicht anprechen, dann brach sie in Tränen aus. Tante Maria, du kannst dir sicher meine Angst vorstellen, andererseits hatte ich Horror davor, Mamm anzurufen.« »Kann ich mir wohl vorstellen.« »Al ich am Sonntagnachmittag hier eintraf, sämtliche Rollstühle heruntergelaufen vorfand, und Mamm nicht auf mein wiederholte Klingeln reagierte, glaubte ich, sie hätte sich etwa angetan. Laut weinend fand ich sie im Bad auf der Toilette, wo sie hysterisch klagte, dass ihre Beine gelähmt seien. Ihr angeterllte *Hilf mir!* hörte ich immer noch. Ich versuchte sie hochzubekommen, aber sie ackte mir immer wieder weg, als wären die Beine wirklich gelähmt. Irgendwie schaffte ich sie hoch und zog sie durch den Flur. Dann plötzlich sprach Mamm vom alten Kneipp und wollte, dass ich ihre Beine in kalte Wasser tauche. Ich tat es und brachte sie nach langem Hin und Her in Bett.«

»O je!«, tönte Maria.

»Dann bemerkte ich erst die unglaubliche Unordnung. Selbstverständlich schaffte ich auch Mamm herauszubekommen, wer ihr Hausarzt sei. Auf das Wort Arzt reagierte sie allergisch, so, als wolle ich sie loswerden.«

»Die Antipathie gegen Ärzte ist mir auch aufgefallen«, fiel Maria ein.

»Schließlich schlief Mamm total erschöpft ein. Ich wußte mir keinen anderen Rat und rief das Krankenhaus an.«

»Das war richtig«, nickte Maria langsam. Knut, sichtlich mitgenommen, hielt eine Weile inne, bevor er einen Bericht fortsetzte. »Die Zentrale ver-

band mich mit der Notaufnahme. Da Mamm anprechbar war, wollten die mich vertreten, und meinten, sie sollte ich am Montag bei ihrem Hausarzt vorstellen. Inzwischen erwachte Mamm wieder und kam mir ruhiger vor. Ich beredete sie, etwa zu stehen und sich anzuziehen, was unwahrscheinlich lange dauerte. Unzählige Male klopfte ich an der Badezimmertür. Dann kam Mamm mir wie aus einem Traum gerufen vor. Sie brauchte Hilfe, das fühlte ich deutlich. Aber wie sollte ich sie überzeugen? Irgendwie gelang es mir, das sie in den Autostieg. Als wenn Mamm etwa ahnte, flehte sie mich an, sie um Gottes Willen nicht zum Nervenarzt zu bringen, weil der, wie sie es nannte, alle heraufbekäme. Im Wartezimmer kuschelte sie sich zitternd, wie ein verängstigtes Kind an mich. »Tante Maria, das vergehe ich nie.« Aufgewühlt stockte Knut erneut. »Ich tut gut, weine ruhig, dann wird dir leichter«, versuchte Maria ihn zu trösten, wobei sie selbst zu klopften hatte.

Etwa gefangen beschrieb Knut die Schwierigkeiten in der Notaufnahme. Ein junger, offensichtlich unerfahrener Arzt konnte an Rita nicht ungewöhnliche feststellen, außer das sie verzweifelt reagierte. Er trat nach Knut auf Fragen über Rita. Verschieden wurde ein Psychiater zur Rate gezogen. Die er bedurfte keiner langen Erklärung, sondern nahm Rita mit auf eine Station. »Tante Maria, Mamm vorwurfsvoll und um Hilfe suchender Blick löst mich nicht mehr los. Was sollte ich machen?«

»Ich glaube, du hättest keine Wahl.« Knut erzählte Maria in diesem Augenblick wieder alles über den kleinen Jungen, der gerne seine Ferien bei ihr verbrachte. Sie wusste nicht, wie lange sie aßen, bis Knut Stimme sie aufschrecken ließ. »Hilft du mir? Ich komme nicht zurecht mit diesem Chaos. Mamm können wir freizeiten Ende der Woche besuchen. Ihre Versicherungskarte und ein paar Sachen soll ich dann mitbringen. Aber ich finde nicht...« »Klar lass ich dich nicht alleine damit. Zwei Tage habe ich frei, und dann gehen wir weiter.« Beorgt blickte Maria auf die unterschiedlichen Berge. Das wird nicht einfach, gestand sie sich in geheim ein.

*

Toten stille herrschte hinter der nachgedunkelten weißen Flur. Maria mußte zugeben, daß ihr die neugierigen Blicke der an ihnen Vorübergehenden nicht einerlei waren. Sie fürchtete sich vor der Trennung unwohl, und daß sie hatte nicht nur mit dem bevorstehenden Besuch zu tun.

Nach ihrem zweiten Klopfen am Schwesternzimmer vernahmte sie eine derbe und brummende Stimme.

»Moment«, dröhnte es lang gezogen. In Erwartung, daß ihnen gleich ein kräftiger Pfleger gegenüberstehen würde, öffnete eine kleine kugelige Schwester mit Namen Lea.

»Zu wem wollen Sie?«, fragte Schwester Lea ruhig, aber nicht unhöflich.

»Wir wollen Frau Kirchner besuchen.«

»Frau Kirchner, das geht nicht, die ist noch nicht so weit! Wer sind Sie überhaupt?«

»Das ist Herr Behrend, Frau Kirchner Sohn, und ich bin ihre Schwester, Baum ist mein Name. Der Besuch ist unheimlich wichtig, weil wir beide von außen kommen.«

Schwester Lea schien sich nicht sicher, wie sie vorgehen sollte.

»Ich frage die Stationschwester«, brummte sie und eilte davon.

Am anderen Ende des langen, breiten Ganges setzte eine junge Schwester die so genannte »Haubar«, den Elevator, in Bewegung. Nach und nach öffneten sich die Türen. Die Patienten bestellten meist unentgeltlich und zögerlich ihre Getränke, welche aus dem Automaten wahlweise abgezapft wurden, und vernahmten ein eingeschweißtes Gebächel. Mit gefüllten Plastikbechern schlurften sie zurück in ihre Zimmer. Auffallend war die Stille bei dieser Aktion, aber auch die Tatsache, daß viele junge Leute in Erwartung traten.

Schwester Lea erschien endlich mit einer angegrauten, tattlichen, äußerst akkurat wirkenden Schwester auf dem Flur. »Guten Tag, ich bin die Stationschwester. Sie wollen Frau Kirchner besuchen? Das geht noch nicht«, gab sie bestimmt zu verstehen.

Wieder ergriff Maria das Wort: »Können Sie keine Aufnahme machen?« Die Stationschwester berlegte kurz und sagte dann: »Nur einer und ganz kurz.«

Knut, der ich v llig zur ckgehalten hatte, agte: »Geh du, ich warte inzwi chen im Caf .« Erleichtert verließ er die Station. Die Station - chwe ter begleitete Maria zum Zimmer Nummer f nfzehn und be chwor ie nochmal : »Wirklich nur f nf Minuten, ich bekomme on t rger!«

Dann tand Maria in einem Dreibettzimmer. Sie nahm eine etwa achtzig Jahre alte, d nne Frau wahr, die auf ihrem Bett aß und ie eingehend mu terte. Mit: »Guten Tag, ich m chte zu Frau Kirchner«, unterbrach Maria die bedr ckende Stille.

»Die chl ft be timmt wieder«, gab die an ein Hutzelweibchen erinnernde Frau er chreckend keifend von ich. Da ein Bett leer war, konnte Rita nur in der Ecke gegen ber liegen. Nicht bewegte ich, al Maria ich vor ichtig heran chlich. Zuer t ah ie nur Haare, die b chelwei e unter der lindgr nen, etwa mit Tee bekleckerten Bettdeke hervorlugten. Am Fußende, quer ber Bett liegend, entdeckte Maria breite Riemen, mit denen ie zuer t nicht anfangen konnte. Die alte Frau, die ie unentwegt beobachtete, gab mit lauter Stimme von ich: »Immer tand ie auf, ie gab nicht Ruhe!«

Dann d mmerte e Maria, man hatte Rita fixiert. O Gott, war da n tig!, cho e ihr durch den Kopf. »Sie gab nicht Ruhe«, krei chte e au dem Hintergrund. Stumm nahm Maria Rita chlappe, willenlo e Hand und dr ckte ie vor ichtig. Lang am drehte Rita ihren Kopf und ffnete ein wenig die m den Augen. Maria erkannte ie kaum wieder. Ihr Kopf glich einem Schrumpfk pfchen und ihre Augen hatten jeglichen Glanz verloren. Sie waren chrecklich leer und gla ig. Schwerf llig lallte Rita: »Maria?«

»Ja, Knut i t auch da, er mu te draußen bleiben. Ganz lieb gr ßen oll ich«, fl terte ihr Maria in Ohr.

»Hm.« Rita Kopf fiel zur Seite und ie chlied weiter. Verfolgt von: »Sie gab nicht Ruhe!« verließ Maria, ohne nach link oder recht zu ehnen, die Station und fiel auf die n ch te Sitzgelegenheit, die ie fand. Er t die Frage: »Geht' Ihnen nicht gut?« ließ ie zu ich kommen.

»Doch, doch, geht chon.« Lang am erhob ich Maria von der Fen terbank im unendlich langen Gang und uchte da Caf auf. Knut ah ie fra-

gend mit großen traurigen Augen an. Wortlos ließ ich Maria auf einen der bordeauxroten Stühle nieder. »Kaffee?«, fragte Knut beorgt. Maria nickte. Noch waren sie die einzigen Gäste, was wahr scheinlich daran lag, dass mitten in der Woche die meisten Besucher erst nach Feierabend eintrafen. Maria entging nicht, dass Knut Hand zitterte, als er ihr den Kaffee über den winzigen Bistrotisch servierte. »Rita schlief fast nur. Wir müssen ihr Zeit lassen, viel Zeit.« Da Rita sie kaum erkannte, verschwieg Maria wohlweislich. Jeder in Gedanken verunken, trank ohne Hast den wohltuenden Kaffee. ■

Su anne Czuba-Konrad

F r f nf Minuten ein wie Gott

Da i t die Kathleen-Kramer-Story. Nein, i t ie nicht. Eine Story kann man h b ch in Wortwahl und Satzbau verpacken, man kann ihr einen Spannung bogen verleihen und ie zu einem guten oder schlechten Ende f hren und zuletzt kann man tolz einen Namen darunter etzen, weil man ie in den Griff bekommen hat.

Die Kathleen-Kramer-Story ver ucht eine Story zu werden, rund und handlich, mit Anfang und Ende, mit Problem tellung und L ung. Dann kann man ie in der Hand halten wie ein ch ne glatte hart gekochte Ei, mit dem Daumen dar ber treicheln und ich freuen. Aber ie i t keine und wird keine, denn ie i t ohne Anfang und ohne Ende, i t zerri - en und an den Seiten au gefran t, chmeckt nicht, i t vor allem kein Schmuck, ondern ein Makel ihrer Autorin.

Kathleen itzt in der Stube und ver ucht zu chreiben. Sie i t allein, Alma i t im Aufenthalt raum. Da ind doch die Augenblicke, in denen etwa au der Seele pr hen oll. *F r f nf Minuten ein wie Gott*, hat ie mit Blei tift auf ihr Blatt ge chrieben. Eine ungelenke Sch ler chrift, nein, eine Analphabeten chrift. Und unten recht , ganz klein: *Die Kathleen-Kramer-Story. Neu.* Kathleen Blick chweift ab, ihre Gedanken ind schon l ng t fortgeflogen. Wahrnehmung fetzen ind am Kun tholz furnier de Kleider chrank entlangge chleift, an Alma wieder einmal

ungemachtem Bett, in dem zuammengeknüllte Papiertauchencher liegen, wie auch darunter. Kathleen wird die feuchten Klumpen nicht aufheben. Der Blick durch Fenster, draußen der Park. Die Wiege, klar gezeichnet, wird allmählich gelb. Alle zieht schon nach Niedergang aus. Fußgänger gehen in der Ferne spazieren, Männer und Frauen, die nicht drinnen sind, sondern draußen, die schon warme Jacken tragen, durch die der Wind pfeift.

Liebe Kathleen, da ist aber schön, da du so kreativ warst. Müchtest du deine Geschichte nicht in der Gruppe vortragen?

Kathleen steht auf und geht zum Waschbecken, über dem der Spiegel ist. Sie erwartet ein zerfurchtes Gesicht mit verzerrten Zügen, und davor verzottelte Haare, das Gesicht einer Irren eben. Aber das Gesicht ist wie immer, die Haare hängen ordentlich recht und links herunter, nur der Blick ist etwa stumpf, eine Starrheit um die Augen und tiefe Falten um die Mundwinkel, und alle ist etwa aufgequollen, das kommt von dem Medikament, dem Risperdal, das macht fett.

Für fünf Minuten war ich wie Gott. Ich kann selbst nicht erklären, wie es dazu gekommen ist, weiß nur, dass ich jetzt furchterlich dafür bezahlen muss. Gott hat mich lang am und gründlich vorbereitet, und ich habe nicht davon gemerkt. Ich war bei der Arbeit, wie immer. Das Radio lief.

Etwa pocht gegen die Tür und Kathleen erschrickt, sie schaut zur Uhr: Jetzt hat sie schon über zehn Minuten dagestanden. Viite.

»Das Medikament bekommt mir nicht.«

»Frau Kramer, das Medikament ist gut für Sie. Risperdal ist ein neues, ein teures Medikament. Sie können darauf vertrauen. Die Angst, vergiftet zu werden, gehört zum Krankheitsbild. Das kommt von innen.«

»Frau Doktor, ich habe nie behauptet, vergiftet zu werden.«

»Aber sie protestieren sehr häufig gegen das Medikament, Frau Kramer.«

»Ich vertrage es nicht. Mein Gesicht ist so aufgequollen.«

»Ihr Gesicht ist ganz normal, Frau Kramer.«

»Ich habe in zwei Monaten fünfzehn Kilo zugenommen, Frau Doktor. Ich habe einen so komischen Heißhunger. Ich kann gar nicht unterscheiden, wann ich hungrig bin oder satt. Ist das jetzt Hunger oder Appetit?«

»Seien Sie froh, daß Sie es kennen, Frau Kramer. Das ist ein ganz, ganz positive Leben zeichen. Ihr Körper braucht jetzt Zeit und Ruhe.«

»Und mein Kopf? Was ist mit meinem Kopf?«

»Ihr Kopf ist in Ordnung, Frau Kramer. Lassen Sie sich, lassen Sie Ihren Gedanken Zeit. Erzwingen Sie nicht. Sagen Sie sich, Sie sind jetzt hier, um sich zu erholen.«

»Können Sie die Dosis nicht etwa verringern?«

»Wenn es Ihnen besser geht, werden wir auch die Dosis verringern, Frau Kramer. Denken Sie daran, Ihr Körper braucht das Medikament. Oder wollen Sie etwa noch einmal dorthin zurück, wo Sie waren?«

Schäm dich, schäm dich, daß du dort warst, wo du warst. Bedecke dein Haupt mit Achse. Ertrübe dich wie Gott, aber das ist Blaphemie. Also wirst du auch den Hohen den Himmel gestoßen und viele Meter hinab in die Tiefe geworfen und auf dem Asphalt der gewöhnlichen Erde zerbrüchtest du, oder du brüchtest ein und bleibst zur Strafe unterhalb der anderen liegen. Ich war Kathleen Kramer. Referentin für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. Ich war ein froher, jugendlicher Mensch, dem alle eine positive Ausstrahlung und einen angenehmen Stil nachsagten. Aber nicht hier drin. Hier nicht. Hier ist es auch gleichgültig, ob du in zwei Monaten fünfzehn Kilogramm zunimmst. Alle Irren sind gleich. Bei Behinderten ist es in jedem Fall egal, ob sie dick sind oder dünn, denn sie sind behindert. Das reicht. Die Konzentration – verdammt, die Konzentration. Woher soll ich sie wieder kriegen? Und wenn sie wegbleibt für immer? Wenn ich hier bleiben muß – mein ganzes Leben?

»Sie sind jetzt erst einmal krank geschrieben, Frau Kramer.«

»Aber für wie lange? Verdammt, wie lange soll denn das dauern?«

»Bei dieser Art von Krankheiten gibt es leider keine Prognosen, Frau Kramer. Aber ich möchte Ihnen Mut machen. In einem Jahr sind Sie bestimmt wieder arbeitsfähig.«

»Aber meine Stelle! Ich bin doch weg vom Fenster!«

»Frau Kramer, jetzt denken Sie erst einmal darüber nach, warum Sie hier sind.«

Die Visite ist zu Ende und Kathleen schleicht in den Aufenthaltsraum, daß sitzen welche beim Spielen. Die einen machen ein Brettspiel, an einem anderen Tisch wird aus kleinen Holzklötzchen ein Turm aufgebaut,

der nicht umfallen darf. Er cheppert und klappert. Der Turm ist umgefallen. Ein Mann und ein Jugendlicher, deren Namen Kathleen vergeben hat, kriechen auf dem Boden herum. In einer Ecke sitzt Alma und schaut ihnen zu.

»Kathleen, du hast Beuch.«

Kathleen steht gerade vor dem Bücherregal mit den abgegriffenen Schinken. Sie hat ein paar nacheinander rau gezogen und wieder reingehoben, ohne wirklich wahrzunehmen, welche es waren. Ihre Mutter sitzt da.

»Meine Liebe, ich dachte, ich komme mal auf einen Sprung vorbei, ehe ihr zu Abend esst. Ich habe dir etwa mitgebracht.«

Verflüxt, wie alt bin ich denn? Vierzehn? Kathleen Mutter sitzt frischfriert und adrett gekleidet. Man sieht ihr die Fingerringe nicht an. Dafür sieht Kathleen wie liebzig aus. Nein, sie fühlt sich so und wundert sich, dass sie nicht so aussieht.

Sie setzen sich an ein Tischchen in der Ecke des Aufenthaltsraums und sprechen leise. Die Mutter will ihre Handtasche au packen, in der Pralinen sind und ein paar Orangen, aber Kathleen drückt darauf und flüstert: »Nicht hier.«

»Wie geht es dir? Was sagen die Ärzte?«

»Nicht Neue, Mama.«

»Lassen den Kopf nicht hängen, Kathleen.«

»Ich kann nicht verzweifeln, Mami. Zwei Monate bin ich schon hier. Und es hat mich nicht gebeutert.«

»Dann meinst du nur.« Die Mutter treichelt Kathleens Arm. »Ich sehe dich so regelmäßig und kann die Unterchiede zwischen den ersten Tagen deutlich erkennen. Du hast fast nur geschlafen, erinnerst du dich?«

Und irre geredet. Da haben ihr die Ärzte auch gesagt. Du hast irre geredet.

»Die Ärzte sagen immer: ›Denken Sie darüber nach, warum Sie hier sind.‹«

»Ja, Kind. Das ist doch gut, dass sie euch zum Nachdenken bringen.«

Da »euch« gibt Kathleen einen Stich. Sie ist nicht wie die anderen. Von ihrer Mutter will sie schon gar nicht mit denen in einen Topf geworfen werden.

»Mama, da i t ander .«

»Wie denn?«

Jetzt legt die Mutter den Kopf chief und chaut Kathleen mit die em Kranken chwe ter-Blick an, der da be agt: Dann red mal ch n, wenn e dir gut tut.

»Mama, o nicht. Entweder du h r t mir zu oder wir la en e .«

Jetzt lacht die Mutter: »Da wird chon.«

»Wie denn?«, ruft Kathleen. »So dumpf und tumpf wie ich bin. Meinen Job werde ich verlieren. Alle p ychi ch Behinderten ind arbeit lo und pu eln in einer be ch tzenden Werk tatt vor ich hin. Und einen Mann werde ich auch nie kriegen. H ch ten o einen Klap i.«

»Jammere nicht, e wird auch f r dich jemanden geben.«

Kathleen Augen f llen ich mit Tr nen, ie ch ttelt den Kopf, der von der Mutter ge treichelt wird. Warum i t ie e , die mich treichelt? Warum nicht er, jemand, der er ein k nnte?

»Mama, ich hab o einen Druck auf dem Kopf und alle Gedanken laufen mir weg.«

»Da kommt auch von den Medikamenten, Kathleen. Die edieren.«

»Die rztin i t da ganz anderer Meinung.«

»Komm, wir gehen auf dein Zimmer, dann kann t du deine Mitbring el gleich in der Nachtti ch chublade ver tauen.«

Wer i t hier eigentlich im Oma-Alter und wer i t die erwach ene Frau in den be ten Jahren?, denkt Kathleen.

Al ie nacht im Bett liegt, da unangenehme Schnarchen Alma h rt (ein Antrag auf eine andere Zimmergeno in war abgelehnt worden), wird ihr klar, wa die rzte meinen, wenn ie agen: *Denk dar ber nach, warum du hier bi t*. Sie wollen deine »Krankheit ein icht«. Sie wollen, da du ag t: »Ja, ich gebe zu, da e richtig i t, da ich hier bin. Ich bin chizophren und ehe daher die Welt fal ch, und meine Umgebung, in be ondere da medizini che Per onal, ieht die Welt richtig und i t hier zur Korrektur meiner Sichtwei e.«

Eine Leichtigkeit durchrie elt Kathleen, denn ie freut ich an der Sch rfe ihre Gedanken . Da mu t du dir notieren. Da i t ge und. Aber zeig e keinen rzten. Zeig e keinem, zeig e er t mal dir elb t.

Sie chlieft die Augen und erinnert ich, wie ie *f r f nf Minuten wie*



DORETTE POLNAUER, aus dem Bildzyklus »Farbhutungen«, 80 cm x 120 cm, Acryl

Gott geworden war. Aus dem Radio im Büro waren die *virtuellen Stimmen* gekommen, hörbar nur für sie. Zwischen den Sätzen hatten sie Kathleen gesagt: Jetzt musst du handeln, wenn die Welt nicht zerbrechen soll. Deine Kollegin Ludmilla läst ich schon auf. Siehst du nicht, wie grobporig ihr Kleid wird und immer ratter? Kathleen hatte den Blick abwenden müssen von dem Kleid und auf ihre grüne Schreibti chunterlage starren müssen, während ihr die *virtuellen Stimmen* zuflüsterten: »Grün ist die Komplementfarbe. Prägedir ein. Grün. Grün. Nur so kannst du das Rot von Ludmilla Kleid zurückgeben, nur so kannst du ihr Leben retten. Und das hatte sie gepredigt, das Gotteskraft in ihr war und sie zu einer Außerwählten gemacht hatte. Durch die Ritzen des Rollos war ein bläuliches Licht herein gekommen, auf dessen Oberfläche silberne Punkte tanzten. Und sie wusste, das war Gottes Fluidum, und sie war ein Engel. Sie durfte den Blick von der grünen Unterlage wenden und das Fluidum mit weit geöffneten Augen in sich hinein fließen lassen. Sie hatte begriffen, dass der Teufel in Ludmilla war und dass der Chef sterben musste, wenn Ludmilla das Kleid nicht auszog. Sie war aufgeprungen und hatte Ludmilla geschüttelt, sie solle das Kleid ausziehen, weil der Teufel in ihr tickte, und sie elbte, sie hei, sie komme von Gott. Dann war sie ohne anzuklopfen in das Zimmer des Geschäftsführers gelaufen, um ihn zu retten, und hatte ihn ganz normal an einem Schreibtisch sitzen sehen und hatte wahrgenommen von der Roten Ludmilla und tatt auf ihn zu war sie von ihm weggelaufen, laut rufend durch das ganze Büro und hinaus und durch die Parkanlage, und über eine Straße voller glitzernder Autos war sie gerannt, denn es war ihr Wettlauf mit dem Teufel. Gott war zurückgeblieben, als sie an der anderen Seite über den Bordstein stolperte, dort Steine auf und gegen ein einparkendes schwarzes Auto warf, das sie für den Leichenwagen des Teufels hielt, der sie abholen sollte.

Kathleen ist hellwach und nachgeschwitzt. Aber sie klingelt nicht nach der Schwelger. Jetzt nicht. Denn ihre Erkenntnis ist klar, *charf*. Kathleen ist ihrem geunden Geist begegnet. Er gibt ihn, sie weiß es. Da ist wieder ein kleiner Grund und Boden, auf den sie sich verlassen kann, zum ersten Mal. ■

Sebastian Peter

»Es freut mich zu hören,
da es mir besser geht!«

Notizen aus dem Psychiatriealltag

Ich freue mich, da Herr Peter bei uns ein Praktikum als Psychologe machen möchte.« Damit eröffnet die Oberärztin der Station die Morgenrunde und fordert mich auf, ein paar Worte über mich zu sagen.

Es ist kurz nach halb neun und ich schaue in acht neue Geichter, während die Kaffeemaschine im Hintergrund gurgelnde Geräusche von sich gibt.

Dann greift die Schwester aus dem Nachtdienst das »Kurvenbuch« und referiert zu den einzelnen Patienten die Eintragungen aus den letzten 24 Stunden. Ich muss versuchen, mir in den nächsten Tagen ca. 30 Namen zu merken.

»Herr Schwert will entlassen werden«, liest Schwester Rita vor. »Sein Vater, sagt er, wolle ihn zu Hause weiter behandeln.« Frau Dr. Keller, die Oberärztin und Obermutter der Station, fragt zurück: »Wahrscheinlich der Vater – Arzt?« »Nein«, antwortet Schwester Rita, »Freier.« Die bisher träge Stimmung lockert sich leicht.

Herr Lehmann, der Stationsleiter im Pflegeteam, führt mich gegen neun Uhr über die Station: »Wir behandeln hier im offenen, gemischten Setting vor allem Patientinnen und Patienten mit depressiven und

psychotischen Erkrankungen. Einige haben auch Persönlichkeitsstörungen oder Suchtprobleme. Wir haben 14 Doppelzimmer und drei Einzelzimmer und wenn Sie Fragen haben, fragen Sie einfach. Aber Sie wissen ja, dass wir keinen Extraraum für Sie frei haben.«

*

»Wir haben lange überlegt, wie wir das am besten mit der Wochenend-Viite machen, aber unten nicht Besondere eingefallen«, erklärt mir Frau Dr. Keller, als wir am Freitagmorgen im Halbkreis hinter dem Tisch im Besprechungsraum sitzen: Der junge Arzt im Praktikum und die Stationsärztin umrahmen die Oberärztin. Auf den Seiten sitzen Monika, die Stationspsychologin, und Karsten, Sozialarbeiter auf Station, die mir das »Du« angeboten haben. Eine »abgeordnete« Schwester protokolliert neben mir den Ablauf für die nächsten Eintragungen in die »Patienten-Kurven«.

Draußen vor der Tür liegt eine Liste auf, in der ich alle Patientinnen und Patienten eintragen, um der Reihe nach in Zimmer zu treten.

»Das ist ja wie das hohe Gericht!«, bringt eine Frau Merkner auf den Punkt, nachdem sie sich ungenügend gegenberge setzt hat. Und eine hat tatsächlich etwa von einem Tribunal »Allein gegen alle«.

»Mir geht es nicht so gut«, sagt sie dann. »Den ganzen Tag die Grubelei, mit dieser Traurigkeit und dem Rum sitzen, das halte ich gar nicht gut aus, Frau Doktor. Am liebsten möchte ich die ewigen Gedanken aus meinem Hirn schneiden.«

Frau Merkner ist wohl Mitte 60 und war früher selbst Psychiaterin, jetzt klopft sie jeden Tag mit ihrer Depression. Frau Merkner weint.

Herr Perch kommt energiegelich in den Raum und meint: »Ich bin ein schlechter Patient, ich bringe nicht genug Leistung. Ich weiß, ich kann eine Zumutung sein hier auf Station, wenn ich explodiere. Wie weit bin ich denn eigentlich noch tragbar, Frau Doktor?« – »Wie geht es Ihnen heute, Herr Perch?« – »Ach, es ist oft eine unerträgliche Stimmung in mir, es ist wie Fahrstuhl fahren in den Alterstufen, mal bin ich ganz klein und liebebedürftig und mal ganz erwachsen, aber auch noch klein.« Herr Perch wird im Ende 20 sein und in einer Akte teilt etwa von »Borderline-Persönlichkeit« – heute so, morgen wieder ganz anders ...

Herr K rner leidet unter chwerem Tinnitus und Depre ionen: »Die e Ger u ch im Ohr bringt mich noch um, e i t o, al laufe eine Mau in meinen Ohren rum. Da macht mich wahn innig, da k nnen Sie ich nicht vor tellen, manchmal m chte ich mit dem Kopf gegen die Wand rennen, nur damit e aufh rt!« Seitdem heißt e in ge elliger Runde und ganz ch n b e: »Herr K rner ieht keine weißen M u e, der h rt welche.«

Frau Selz hat ich aufgegeben, in der Vi ite chieen ihr die Tr nencheinbar auf Abruf au den Augen: »Mir tut alle weh. Ich bau' immer mehr ab, ich kann nicht mehr machen. Helfen Sie mir doch!« Frau Selz verweigert jedoch eit Wochen alle Maßnahmen au dem Station repertoire. Heute itzt die Endf nfzigerin erneut einem ratlo en Team gegenber. Sie will »nur noch terben, damit da endlich ein Ende hat. Und irgendwann mach ich e auch.«

»Und m chten Sie wieder an den Gruppenge pr chen teilnehmen, Frau Selz?«, fragt Monika, die Station p ychologin. »Ach, da i t keine Gruppentherapie, da i t ja eine Traurigthherapie. Damit will ich nicht zu tun haben.« Auch Frau Selz wird ber da Wochenende auf der Station bleiben.

E dauert eine Zeit, bi alle Patientinnen und Patienten vor dem »Tribunal« aßen.

Frau Wollweber weiß, da die Zeit dr ngt, und fragt unterw rfig: »K nnen wir noch etwa f r mich tun?« Den Vor chlag eine Schlaftee nimmt ie gerne mit hinau zum Mittag e n.

Dann beginnt da lange Wochenende f r da dien thabende Per onal und die, die keine NSE – keine »Nacht chlaferprobung« – ber da Wochenende bekommen haben.

Zu Hau e notiere ich mir die Be chreibungen zur Befindlichkeit, die ich heute gelernt habe:

»Herr K. i t wieder ehr a oziativ gelockert.«

»Und Frau S. i t heute ziemlich von den F en.«

»Herr V. hat ich ad quat mit dem Pflegeper onal au einanderge etzt.«

»Der Herr B. l t ich ein bi chen verwahrlo en. – Der bereitet ich auf zu Hau e vor!« (Schmunzeln in der Runde)

Oder: »Da einzig Lebendige bei Frau M. i t, da sie beim »Men ch, rgere Dich nicht« immer die roten Figuren hat.«

Und zur Abwech lung in Ich-Form:

»Mir geht e ein bi chen mi erabel, zur Not mu ich eben in Heim.«

*

Al ich am Montagmorgen in Be prechung zimmer komme, merke ich ofort, da etwa vorgefallen ein mu . Die Stimmung i t gedr ckt. Niemand pricht, da Radio wird au ge tellt.

»F r die Neuen«, agt Ober rztn Dr. Keller knapp, »Frau Mohn hat ich letzte Nacht erfolgreich uizidiert.«

Der Station leiter erz hlt die Einzelheiten: Sie habe ich im Bad ihre Einzelzimmer zwi chen ein und f nf Uhr am Morgen aufgeh ngt und ich daf r extra ein Hanf eil mitgebracht, ein zweite wurde in ihrem Ko metikkoffer gefunden. Die Nachtwache rief den Arzt vom Dien t, die Polizei u w. Jetzt itzt ie neben mir, und Station leiter Lehmann fragt, ob ie mit einem P ychologen vom »Coaching« prechen wolle. Kar ten, der Sozialarbeiter, hakt ein, ob Coaching o zu ver tehen ei.

»Ich kann doch nicht o lange warten, bi die ihr Angebot auf un er Problem zuge chnitten haben«, wird Herr Lehmann energi ch. Die Nacht chwe ter enkt den Blick und antwortet nicht. Sp ter wird ich herum prechen, da sie ich ent chlo en hat, nicht wieder zum Dien t in der P ychiarie zur ckzukehren.

Dr. Keller bedankt ich mit bewegter Stimme beim Team und findet den Zu ammenhalt unter den Patienten in einer olchen Situation er taunlich und wohltuend.

Herr Lehmann geht die Patienten anhand der »Kurven« durch und erz hlt, wie die einzelnen die Nachricht aufgenommen haben.

Herr Wolter reagierte ich am Sand ack am Ende de Station flur ab, weil er ich Vorw rfe machte. Er habe Frau Mohn verteufelt und f hlt ich jetzt mitverantwortlich f r ihren Tod. Frau Scheer qu lt ich mit dem Gedanken, da sie im letzten Ge pr ch mit Frau Mohn nicht alle hatte aufnehmen k nnen, wa sie ihr erz hlen wollte. Sie habe den Eindruck gehabt, Frau Mohn wollte ihr noch mehr erz hlen, aber ie elb t ei von den Medikamenten o m de gewe en.

Herr Behrendt sitzt mit Kopfhörern in der Halle und habe eingestimmt. Ich nehme meinen Mut zusammen und frage in die Runde, ob denn noch Bedarf an Einzelgesprächen sei. Der Stationsleiter – sichtlich angepannt – reagiert mit einer Gegenfrage: »Für die Patienten, oder wen meinen Sie?«

Erst als ich die Runde aufsteige, bemerke ich die Tränen in den Augen der Schwestern Chlerin.

*

Am nächsten Morgen treffe ich Frau Dr. Keller vor der Station, wie sie teig gerade von ihrem Fahrrad. Die couragierte Mittfünfzigerin hat ihr Leben der Psychiatrie verschrieben. Jetzt wirkt sie sehr nachdenklich. Ich berichte ihr den Blumenstrauß: »Für Frau Mohn, und für Sie!« – »Danke, nicht ich ja gleich wieder anfangen zu heulen«, sagt sie und reicht mir dankend die Hand. In der anschließenden Stationbesprechung ergreift Karsten das Wort: »Das darf man zwar nicht sagen, aber ich bin dankbarer. Das war ja kaum zu überbieten, wie aggressiv Frau Mohn dagegen umgewendet hat. Kommt sie extra wieder zurück auf Station, um sich hier aufzuhängen.«

Schwester Gudrun versucht stockend zu formulieren: »Ich habe ihr ja eine Beziehung angeboten, aber vielleicht habe ich ihre Zeichen nicht richtig verstanden. Irgendwie fühle ich mich auch schuldig.«

Stationsleiter Lehmann bemerkt mich um einen »Freipruch«: »Wir wären großwahninnig, wenn wir meinen, wir könnten jeden Menschen retten, der vorher nicht geschafft hat, ein Leben zu ordnen. Ich bin sicher, wir haben alles getan, was in die engen Rahmenmöglichkeiten. Jeder so gut, wie er kann. Und Frau Mohn hat ihre Entscheidung getroffen, sie hat uns gezeigt, dass sie keine Lösung sieht.«

Mittag in der Kantine fragt uns Stationsärztin Atrid: »Habt ihr schon gehört, dass wir gerade den zweiten Suizidalen auf die Gechloene verlegt haben? Herr Werner wollte mich vor die Bahn werfen, und Herr Naumann, der Pfleger, der dabei war, konnte ihn gerade noch fethalten. Jetzt spielen sie wieder alle verrückt.«

Das Zimmer von Frau Mohn wird vorläufig nicht wieder belegt. »Ich könnte es erstmal ein halbes Jahr zubetonieren!«, hatte Herr Lehmann gesagt.

Die Stimmung auf der Station ist gereizt. »Wir können jetzt keinen Persönlichkeit getreten mehr gebrauchen«, sagt Frau Dr. Keller kopfschüttelnd in der Morgenrunde, alle um die Anfragen von der geschloffenen Aufnahme station geht. »Die bringen uns hier den ganzen Laden durcheinander. Dann schon lieber einen knalligen Psychotiker.«

Ein heftige Geräusch vom Flur löst die Runde aufbrechen. Da muss irgendwas an die Wand geflogen sein oder ein Tisch umgestürzt – oder gar der Fern eher vom Schrankregal? Da Gespräch drehte sich gerade um Frau Spohn, die sich, durch ihre Magerung schon ganz »durchsichtig«, fortgesetzt mit scharfen Gegenständen die Unterarme aufritz. Neulich hatte sie sogar eine Nagelfeile geschluckt und musste operiert werden. Die Frage steht im Raum, ob sie hier noch »zu halten ist auf der offenen Station«.

Herr Lehmann springt also Erster auf und läuft hinaus: »Was ist denn da los!« Schweigend Kathrin hinterher und schließlich noch der neue Arzt im Praktikum – ich glaube, er hatte sich mit Melzer vorgezählt.

Die Übergabe des Nachdienstes zum Frühdienst geht weiter. Wenig später berichtet Herr Melzer, dass Frau Spohn sich erneut selbst verletzt habe und dann, von einer Mitpatientin auf die blutenden Wunden angesprochen, schwach wurde, dass sie den Tisch im Aufenthaltsraum umwarf. Sie sei auch mit guten Worten nicht zu beruhigen gewesen, dass sie schließlich doch an dem für solche Fälle vorgesehenen Bett fixiert werden musste. Jetzt werde sie gerade auf die geschlossene Aufnahme station gebracht, denn es bestehe eine akute Selbst- und Fremdgefährdung. Herr Melzer wirkt angepannt und fühlt sich zur Rechtfertigung aufgefordert.

Frau Dr. Keller sagt lakonisch: »Damit hat sie den Vertrag aufgekündigt. Nun müssen die Kollegen in der Aufnahme weitergehen. So ist das manchmal, Herr Melzer.«

*

Das Telefon klingelt, Stationärztin Atrid teilt die Kaffeetafel ab und geht ran. Dann gibt sie den Hefen weiter an die Oberärztin neben ihr: »Die Chefin ist dran.« Dr. Keller hört mit vertieftem Gesicht zu. »Ja«, sagt sie manchmal, dann legt sie auf. »Das Controlling will lernen, wie Psychiatrie geht, die wollen die Station besuchen.« Ihre Stimme klingt

gereizt: »Die Affen im Zoo tellen sich politiv dar!« – »Vielleicht könnten wir die Tanztherapie auf Station verlegen oder die Herrschaften zum Grillfest einladen...«, schlägt Herr Lehmann vor. »Dabei fällt mir noch ein Punkt ein: Die Brandchutzkommission will auch kommen. Eigentlich müssen nämlich die Bänke an der Halle und die Sitzgruppen an den Fluren verschwinden. Die verperren die Fluchtwege, ärgern die!«

Die Antwort von Dr. Keller fällt knapp aus: »Brandchützen haben es einfach, die haben nur ganz wenige Paragraphen. – Machen wir jetzt Station besprechung, oder was?!«

»Ich habe da einen Punkt«, fängt Schwester Gudrun an. »Mit Frau Selz ist es mittlerweile ganz schwierig. Sie verweigert jetzt auch noch die Nahrung. Ich will sterben«, sagt sie laufend. Und fällt dazu lang am auch nicht mehr ein.« – »Wie wär es mit Nutridip – die Astronautenkost?«, schlägt Stationärztin Atrid vor. »Frau Wollweber ist ganz heiß drauf, eiti sie sagt: »So wenig wie jetzt hab ich zuletzt im Krieg gewogen.« – »Ach nee, die schmeckt doch so furchtbar«, meint Gudrun, die »Bezugschwester« von Frau Selz, und verzieht das Gesicht. »Können wir es nicht nochmal mit Essenbegleitung versuchen, das ist immer mal jemand zu ihr etzt, wenn' Essen gibt?« – »Wenn Du das machen willst...«, meint Karten und hat damit das letzte Wort. Es ist auffallend, wie wenig im Konen abgechloen werden kann bei den Bergaberunden. Viele bleibt dem Engagement der Einzelnen überlassen. Und Zeit und Kontakt bzw. Zeit zum Kontakt ist das Kostbarste auf Station.

Nach zwei Wochen berichtet Schwester Gudrun beiläufig: »Frau Selz geht es besser, aber wir haben es ihr nicht gesagt.«

»Dann gab es also vegetative Essen statt vegetarische«, frotzelt Frau Dr. Keller und erheitert wie so oft die Runde, bis Stationleiter Lehmann sagt: »Frau Merkner hat mir gestern ihren Gürtel abgegeben mit den Worten »Wegen Frau Mohn, Sie wissen schon, ich will das nicht auch«. Sie war damit einverstanden, das ich das Badezimmer bei ihr abgechloen habe... Und Herr Behrendt braucht nun wirklich mal ein paar Höenträger, das sieht man schon das halbe Gesicht.«

*

»Wie mache ich es denn, wenn ich etwa in eine Patientenakte schreiben möchte?«, frage ich anderntags Frau Dr. Keller auf dem Flur vor der Sitzgruppe der Patienten. »Sie nehmen ein weißes Blatt Papier, beschreiben es mit einem Stift und machen zwei Lecher mit dem dafür vorgesehenen Gerüst hinein. Dann können sie es in der Akte abheften, damit es nicht verloren geht. – Frau Scheer, kommen Sie bitte.« Huup, denke ich, was war das? Frau Scheer geht schmunzelnd an mir vorbei und folgt Dr. Keller in ihr Büro.

Karten kommt auf mich zu und fragt ohne Umschweife: »Hast Du noch Zeit für Einzelgespräche? Herr Herzfeld hat mir gesagt: 'Alles Gespräche helfen mir immer am besten.' Der ist hier hergekommen, nachdem er reichlich bekifft Stimmen gehört hat. Da ist der, der wirklich obwohl ich wie Jesus.«

Karten hat Recht. Und Herr Herzfeld bleibt dem Biblischen treu, als wir uns im Psychologenzimmer gegenüber sitzen. Er schiefst auf ihm herum wie auf einem voll aufgedrehten Gartenschlauch: »Ich bin Daniel. Daniel aus der Leingrube. Meine Mutter ist nämlich Lein. Ich will nach Hause, meine Katze ehnen, möglichst schnell wie möglich – aber die Stimmen sind noch da. Da ist aber gar nicht schlimm, ich kenne alle Fernsehprogramme, und die Beatles haben nur zusammengepielt, weil sie sie lieben. Die haben im MTV meinen Namen gesagt. Das war schon mal so, als ich eine CD gehört habe, da haben sie über mich gesprochen. Kennen Sie die Gruppe Nirwana? Die haben über mich gesprochen. Wann kann ich denn nach Hause?« Herr Herzfeld sieht ehrjungenhaft aus mit seinen 25 Jahren und führt sich laufend mit seinen langen Fingern durch die ungewaschenen Haare, die wirklich an Jesus erinnern, zumindest an den Jesus, wie er auf frühen Werken verewigt wurde.

»Ich bin Daniel. Daniel aus der Leingrube. Meine Mutter ist nämlich Lein, die lebt jetzt mit einem LKW-Fahrer zusammen, den ich nicht sonderlich mag. Ich will lieber, dass meine Eltern wieder zusammenkommen. Aber wir sind total zertritten in der Familie, da gibt es richtig zwei Lager. Und meine Tante ist Familientherapeutin, aber mit der spricht meine Mutter überhaupt nicht mehr. Doof ist das, richtig doof. Und dann haben sie im Fernsehen von uns gesprochen.«

Ich weiß nicht mehr, wie ich mich auf der Stunde gerettet habe. Aber Herr Herzfeld nicht gesagt: »Geprache helfen mir immer am besten.« Ob er Monologe gemeint hat?

*

Seit Tagen erzählt Frau Schröder jedem, der es hören will, und auch jedem, der nur mal vorbeikommt, dass sie die Rolle des Maulwurf im Theaterstück der Freizeitwerkstatt spielen wird. Und sie erwartet ehnlich den großen Auftritt, obwohl sie nur knapp zehn Minuten mitspielen wird und dass auch nur »ganz am Ende«.

In der Morgenrunde berichtet Schwester Gudrun, was ihr Nachschwester Heidrun erzählt hat:

Nach der wohl erfolgreichen Theateraufführung bei dem Ensemble noch »feiern gegangen«, der Betreuer des Stückes habe auf Station angerufen, um mitzuteilen, dass die Darstellerinnen und Darsteller pünktlich zurückkommen werden. Man einigte sich auf 23 Uhr und in Begleitung!

Um 23 Uhr 30 wird Schwester Heidrun unruhig, benachrichtigt den Arzt vom Dienst und fragt an der Pforte nach, ob irgendetwas vorgefallen sei. Es dauert bis 1 Uhr 30, dann taucht Frau Schröder auf – offensichtlich betrunken. Ein Alkoholtest wird gemacht – positiv – sonst geht sie nicht vorerlaubt.

In der Visite am Folgetag wirkt Frau Schröder noch heiter-gelacht, wenn auch etwa verkatert. Sie apotrophisiert die ihr gegenüber sitzende Runde wieder einmal al Tribunal, woraufhin Sozialarbeiter Karsten kontert: »Und was für eine Strafe halten Sie für angemessen?«

Frau Schröder geht zugeverrückt. Offenbar wird ihr erst jetzt bewußt, was sie damit angedeutet hat.

Monika, die Psychologin, legt nach: »Wollen Sie entlassen werden? Was wollen Sie nun eigentlich damit sagen?«

Frau Schröder wird zum Maulwurf und geht in Deckung. Sie weiß nicht, ob sie nach Hause will oder lieber doch auf Station bleiben. Sie berichtet, dass alle in der Feierrunde getrunken und die Betreuer irgendwann die Gattinnen verlassen hätten.

»Wenn das stimmt, werde da ein ziemlicher Hammer!«, sagt Monika, pünktlich aufgebracht. Karsten versucht nun, die Situation zu befrieden:

»Da w re ja nicht hier zu kl ren, ich m chte am lieb ten den Theaterbetreuer anrufen, um den Sachverhalt noch w hrend der Vi ite zu kl ren.«

Frau Schr der hat ich eingebuddelt und wird icher dar ber nachdenken, ob ie noch einmal die Rolle eine Maulwurf bernehmen oll, wenn da o einen Ratten chwanz nach ich zieht...

Al vier Tage p ter da Puzzle der Verantwortlichkeiten zu ammengetzt i t und Frau Schr der wieder in der Vi ite dem Tribunal gegenber itzt, tellt ich herau , da da St ck improvi iert worden war. Da B hnenbild habe gar nicht geklappt, ie habe eine dreiviertel Stunde warten m en, dar ber dann den Text de Maulwurf verge en, und au erdem habe der Regi eur, o er denn berhaupt einer ein wollte, ver chlampt, ie aufzurufen. So ei ie gar nicht auf die B hne gekommen – der Konzeptzettel ei im Get mmel hinter der B hne verloren gegangen. »Aber e war gut, mitgemacht zu haben«, agt Frau Schr der tapfer ab chlie end in ihrer typi chen »Macht-nicht , bin-ich-gewohnt-Haltung«.

Da Frau Schr der » ehr differenziert damit umgegangen« ei,ieht da »Tribunal« von einer Be trafung ab – wohl weil ohnehin niemand wu te, wie die h tte au eh en ollen.

Ich aber habe in der Vi ite (»Bin ich fertig?«, »War' da ?«) wieder ein paar neue Be chreibungen von Befindlichkeit gelernt:

»Ich bin chon die ganze Woche in »Ich-weine-nicht-Stimmung.«

»Pl tzlich denke ich: Ich terbe!«

Und wenn die Patienten da Zimmer wieder verla en haben:

»Frau Sch. k nnte para uizidal ein.«

»Herr H. i t heute wieder reichlich berm Strich.« oder

»Frau W. i t heute ganz chlecht gewe en.«

*

Der i t aber nicht chlecht, der T-Shirtaufdruck! Herr Wolter i t ichtlich toltz. »Nobody i perfect – but me!« teht da in greller Neonfarbe auf einer Bru t. Stimmt aber auch nicht ganz. Durch eine fr he Hirnblutung chon vorge ch digt, wurde Herr Wolter nach den Erlebni en in einer

»Radikal-M innergruppe«, wie er sie nennt, psychotisch. War alle etwa zu viel für ihn. Neulich traf er den Leiter der M innergruppe in der S-Bahn wieder, und sie kamen in Gespräch. Jetzt seien aber die Rollen andere, meinte der frühere Leithammel, jetzt sei er nicht mehr der Freund von Herrn Wolter, sondern er müsse jetzt Geld für eine Beratung nehmen. Und außerdem würde er dem ehemaligen Gruppenmitglied eine Psychoanalyse empfehlen. Al Kar ten, der Therapeut von Herrn Wolter auf Station, darin der Runde erzählt, ist ein deutliche Raunen zu hören. Aktuell habe Herr Wolter einen neuen Erfolg erlebt gehabt: Nach dem ersten Abend in der Gruppe der hirnorganisch Geschädigten (im Station-Jargon die »hop igen Patienten« genannt) habe er sich ehr wohl gefühlt. »Irgendwie war ich da der Gute ten«, sagt er und tippt sich auf die Brust. Nobody is perfect – but Psychoanalyse!

*

Heute dreht Frau Schröder den Spieß mal um. Auf dem Flur schlurft sie auf Kar ten und mich zu (sie hat die Maulwurf-Rolle einfach beibehalten) und fragt: »Wie geht' Ihnen denn heute?« Ich fühle mich »von der Seite angeprochen« und sage etwa ruppig: »Prima!«

Frau Schröder schaut kaum auf und meint lapidar: »Ja, dann können wir ja mal tauschen, mir geht' besser.«

Kar ten kontert: »Wenn wir die Rollen umdrehen würden, dann hätten Sie ja viel zu tun, dann würden Sie ja unalle mit Haldol 'abchießen'.« – »Da haben Sie Recht. Ob das offensichtlich macht, man weiß es nicht...« Und Kar ten legt noch einen nach: »Und wenn wir dann immer den Therapiepaß abgeben müssten... naja.«

»Meine Oma liegt auf der Intensivstation und ich kann nicht hin«, sagt da Frau Schröder. Dann zieht sie maulwurfartig weiter.

Ist immer so eine Sache mit dem richtigen Moment zum Witze machen.

*

In unserem nächsten Einzelgespräch frage ich Herrn Herzfeld, den Nirwana-Je u , ob er den Film »Mission impossible« kenne. Er nickt, denkt einen Moment nach und lacht. »Und Sie meinen, ich wäre auch auf einer mission impossible?« Er ist schon viel ruhiger geworden, nachdem

er nun endlich die Medikamente nimmt. »Ja, ich glaube, Sie können Ihre Eltern nicht wieder zu ammenbringen, oder Sie es auch versuchen.«

»Ich weiß, dass ich wirklich so, und ich musste es so lange versuchen, die Familie zu ammenzuhalten, bis ich es einfach nicht mehr konnte.« Und plötzlich weint Herr Herzfeld herzerreißend. »Reden denn die Eltern wieder miteinander?«, frage ich leihe. »Nein«, schluchzt er. »Meine Mutter hat gesagt, wenn ich mit dem reden muss, bringe ich eine Pille mit.«

Wie hatte Herr Herzfeld es ausgelebt? »Ich bin Daniel aus der Leingrube...« – Später wird Karsten erzählen, Herr Herzfeld wolle jetzt Psychologie studieren – so wie Herr Peter ...«

*

»Dass ich wirklich eine Schande, dass Sie noch nicht einmal einen Entschuldigungsbrief bekommen, Herr Peter.« Frau Dr. Keller teckt sich eine Zigarette an und schaut aus dem Fenster in den regnerischen Februar. »Wirklich ungerecht geregelt, wo Sie doch schon zum Nulltarif hier arbeiten. Dann ist das ja fast schon ein Null-Null-Tarif, wenn Sie das Entschuldigungsgebühren zahlen.« Als ich später auf dem Stationsklo sitze, finde ich den Begriff Null-Null-Tarif ganz passend gewöhlich.

»Ich würde mich freuen, wenn Sie sich mal mit Frau Simon unterhalten könnten, sie ist es sehr schlecht dran. Ich sage immer: Geprüchtes ist so wichtig wie der Bedarfmedizin«, fährt Dr. Keller fort und bläst den Zigarettenrauch in die andere Richtung. »Und außerdem: Habe ich Sie eigentlich schon gefragt, ob Sie auch Mitglied werden wollen in der Liga zur Wiedereinführung des Winterchlafes?« Dr. Keller lacht ihr elterliche Lächeln. Es ist fast wie eine Aufzeichnung.

Frau Simon hat den Glauben an das Leben verloren, sagt sie in unserem ersten Gespräch. Nach verschiedenen depressiven Phasen hat sie sich jetzt wieder einliefern lassen. Es ist einfach nicht mehr gegangen und sie denkt häufig daran, einfach Schluss zu machen.

»Wenn ein Teil in mir sagt, es ist gut, schreit ein anderer Teil: Nein, nicht ist gut, das reicht doch nicht, das ist nicht wert!« Sie nennt die andere Stimme »das Monster«.

In der dritten Stunde schließen Frau Simon und ich einen Vertrag: »Die Unterzeichnenden vereinbaren heute, daß die laufende Therapie die nächsten sechs Wochen fortsetzen werden.« Es ist ein Vertrag gegen das Ungeheim der Selbstmordgedanken.

Ich bin ein bisschen erleichtert und müde. »Gesundheit«, sagt Frau Simon. Und ich: »Danke, gleichfalls!« Das Lachen darüber macht ein bisschen leichter, die Schwere auszuhalten.

Frau Simon ringt mich zu dem Entschluß durch, eine Nacht nicht zu schlafen. Das klingt paradox, denn depressive, verzweifelte Menschen wollen nicht mehr Ruhe haben und sich irgendwo verkriechen – eben so wie Winter schlafen machen. Er taunlicherweise reagiert der Körper nach einer Nacht ohne Schlaf – dem sogenannten Schlafentzug – aber mit neuer Kraft, mit mehr Mut, nach vorne zu schauen. Und Frau Simon schreibt in einer der durchwachten Nächte einen beachtlichen Text:

»Ein ber-Ich, ein Kontroll-Ich hält mich in mir selbst gefangen. Es will verhindern, daß es mir gut geht, daß ich erwachen werde. Das Baby in mir ist immer noch so lebendig, doch das große Ich läßt niemanden wirklich an mich heran, weil es mich weiterhin gefangen halten will. Es beobachtet mich, teilt neben mir, kommentiert alles, was ich tue. Bin ich schizofren? Wer von den beiden Ich bin ich?

Das andere Ich tut mir weh, läßt meine Gefühle nicht heraufliegen, weil es immer überlegt, was andere von mir denken könnten, es läßt mich nicht leben, es brennt als Feuer in mir, läßt meine Qual nicht heraufliegen, egal, wie weh die es tut. Es ist immer da.

Will ich es tun, das andere Ich oder mich selbst? Es ist kein Platz in mir für un- beide.

Ich durfte nie leben, 'e', ich ließ mich nie. Auch das, was ich jetzt schreibe, wird daraufhin kontrolliert, was andere von mir denken könnten, es führt einen Vernichtungskrieg gegen mich, es augt jede negative Kritik begierig auf und erzählt mir später immer wieder, Positives wird sofort runtergemacht.

Es soll still sein, aufhören zu kommentieren, es soll mich leben lassen, aber es ist immer da und redet und redet bzw. denkt und denkt, läßt mich nicht los.

Laß mich gehen, halt mich nicht fest in die em Gefängniß, laß mich los, ich will allein ein, h r auf, mich zu kontrollieren, gib keine Kommentare!«

Und wenn Frau Simon dann ganz be onder chlecht drauf i t, meint sie, elb t Ge pr che mit un w rden ihr nicht helfen: »Sie werden ja daf r bezahlt, da Sie mit mir reden ...«, agt sie dann mit Grabe timme. Und ich denke bei mir: »Wenn Sie w rten ...«

*

Da E en, wa ich elb t bezahlen mu ß, gibt e auf Scheckkarte, damit e ich in der Kantine nicht o taut beim Bezahlen. E i t eine Ehre, da mich da akademi che Per onal gleich am Anfang meine Praktikum gefragt hat, ob ich mit ihnen e en komme. Frau Dr. Keller meidet die Kantine, aber Kar ten, A trid und Monika nehmen mich gegen 12 Uhr regelm ßig mit zum Mittag e en.

»Wa will t Du denn eigentlich in Deinem Zeugni ß stehen haben?«, will Monika mit einem Grin en wi en.

»Naja, o wa wie: Herr Peter aß gezielt rum und t rte den Station alltag nicht«, chl gt Kar ten vor und tocht chmunzelnd im Gem ebratling. Ich mu nachlegen: »Wie w r' mit: Sein ozialp ychiatriche Engagement zeigte er be onder beim Ti chtenni pielen mit depre iven Patienten und in dem teten Bem hen, den Rauchern auf Station ihr Zigarettengeld zu wech eln?« – »Gebongt!«, agt Monika. »So machen wir' . Aber vielleicht bewirb t Du Dich ja noch auf meine Stelle, wenn ich in Mutter chaft urlaub gehe.«

»Mach mal«, kommentiert Kar ten trocken. Da k nnte man fa t al Lob deuten.

*

Der letzte Tag: Ich tehe im Station zimmer Herrn Lehmann gegen ber, der die Medikamente in die einzelnen Tablett der ca. 30 Patienten ortiert. Ich halte den Schl el f r die ver chiedenen T ren auf der Station hoch, den er mir damal anvertraute, al chl ge er mich damit zum Ritter. Ich age: »Der große Moment!« und gebe ihm den Schl el zur ck und meine Hand. »Ich glaube, Sie machen da gut hier!« – Herr Lehmann weicht meinem Blick au und wirkt ein bi chen verlegen. Aber er freut sich auch: »Da i t ch n, da Sie da agen.« Und er wendet sich wie-

der den Tabletten zu. Dr. Keller hatte mal gesagt: »Die Bedarf medizin ist wie ein Airbag für die Seele.« Allerdings hatte sie es wohl anders gemeint.

Als ich im Bus nach Hause sitze, weiß ich nicht so recht, wie es mir geht.

Hundert, Bäume, Autos ziehen am fahrenden Fenster vorbei und in meinen Gedanken die Geichter der Menschen, denen ich im letzten halben Jahr begegnet bin.

Und plötzlich ist sie wieder da, die typische Situation:

Der »hopfige« und doch perfekte Herr Wolter sitzt etwa hibbelig auf der anderen Seite des Tisches und versucht, die Runde mit einer lustigen Bemerkung aufzuheitern.

Frau Dr. Keller bleibt bei der »Tageordnung« und sagt:

»Ich habe den Eindruck, es geht Ihnen wieder besser, Herr Wolter.«

Die Antwort kommt prompt und ohne Hintergedanken.

»Es freut mich zu hören, dass es mir besser geht!«, sagt Herr Wolter und seine Augen strahlen.

Wie gesagt: Ich weiß nicht so recht, wie es mir geht. Ein bisschen Winterchlaf wäre vielleicht tatsächlich nicht verkehrt... ■

Gabriele Tergei t

Auf der Suche nach dem (manchmal) vergrabenen Schatz

Beziehungen in p ychiatrischen Team –
Ein Bei spiel und A pekte f r eine kon truktive Teamentwicklung

ber den Sinn und den Nutzen von Teamarbeit im p ychiatrischen Feld i t in der Literatur au giebig berichtet worden. Die Beziehung ge taltung in p ychiatrischen Team i t al o genannter weicher Faktor f r die Arbeit zufriedenheit einer eit und anderer eit f r die konzeptionelle und profe ionelle Weiterentwicklung der p ychiatrischen Arbeit von we entlicher Bedeutung. Wa jedoch im Einzelnen ein »gute Team« au macht und woran da erkennbar i t, bleibt oft im Unklaren.

Al ich in die em Team anfang, war ich da f nfte Teammitglied und nach ein paar Monaten habe ich mich auch o gef hlt: al da »f nfte Rad am Wagen«. Die anderen hattenchon drei Jahre zu ammengearbeitet, und durch Klientenzuwach war e m glich gewe en, jemand Neue – eben mich – einzu tellen. Ich bin mit Elan an die Arbeit mit den Klienten und den Kollegen gegangen und habe viele Ideen mitgebracht, wa wir hier im P ychiatrischen Zentrum mit den Klienten machen k nnen. Schließlich habe

ich einige Jahre in verschiedenen psychiatrischen Einrichtungen gearbeitet, und sie wollten ja unbedingt einen Kollegen »mit Berufserfahrung im psychiatrischen Bereich«.

»Teamfähigkeit und Aufgeschlossenheit für innovative Ideen« als gewöhnliche Eigenschaften fanden auch in der Annonce, auf die ich mich damals beworben habe.

Nach einem knappen halben Jahr Arbeit in diesem Team hier fragte ich mich, ob das vielleicht nur leere gedruckte Worte waren. Wenn ich mit neuen Ideen komme, blocken die anderen ab, sie wollen gar nicht verändern oder neu entwickeln. Es geht eher um »Beibehaltung«.

Die es Team ist kein Team – es gibt kein richtiges Miteinander, sondern eher ein Gegeneinander, in dem Sinn »vier gegen einen«.

Ich glaube, es geht darum, wer hier die Standard in unserer Arbeit setzt, die »Alten« oder ich als »Neuer«. In Verbindung mit Regine läuft es nicht gut, aber die anderen halten auch eher zu ihr. In unseren unregelmäßig stattfindenden Teambesprechungen kommen wir auch nicht weiter und in den Supervisionen besprechen wir nur die KlientInnen. Ich weiß nicht, ob ich hier bleiben werde.

Peter R., Krankenpfleger mit psychiatrischer Zusatzbildung, 32 Jahre

Wir hatten große Hoffnungen auf Peter gesetzt, als er vor einigen Monaten bei uns im Zentrum anfangen sollte. Er war unsympathisch, brachte psychiatrische Erfahrung aus einem ähnlichen Bereich mit, und wir haben uns davon Entlassung versprochen.

Zu viert die Arbeit mit dieser Menge Klienten zu machen, hat uns seit mindestens einem Jahr schon überfordert! Wir »gingen auf dem Zahnfleisch«, es war harte Zeit, da wir Vertiefung bekamen. Mein Eindruck ist, dass Peter nur eine Idee im Kopf hat und gar nicht genug Zeit hat, zu gucken, was wir schon erreicht und geschafft haben. Er will so viele umkrempeln und ändern und das können wir nicht zulassen. Wir müssen ihn nicht toppen. Unsere KlientInnen müssen sich doch auf die Standardangebote verlassen können. Außerdem will ich, wo der Dienst jetzt bei fünf etwa entzerrter ist, auch mal einen etwa ruhigeren Ablauf

nach die er an trengenden Zeit haben und nicht alle gleich wieder neu mi chen.

Regine T., Sozialp dagogin, 42 Jahre, Team precherin

Da Arbeiten im (interdisziplin ren) Team wird im Allgemeinen owohl f r da p ychiatri che Handeln al auch f r die beteiligten Per onen al n tzlich und f rderlich ange ehen.

Ver chiedene Punkte liegen zur Begr ndung der N tzlichkeit auf der Hand:

Jede Teammitglied bringt eine F higkeiten, ein Wi en, eine Erfahrung und eine einzigartige Per nlichkeit in die p ychiatri che Arbeit mit ein. Die Vielfalt erm glicht die voll t ndigere Ein ch tzung von Problemlagen und Re ourcen von KlientInnen und unter chiedliche Begegnungen. Gemein ame Reflektieren entla tet, kollegialer Au tau ch und Beratung i t hilfreich f r die angene ene Betreuung de p ychiatri chen Klientel und f r die Ge taltung de Arbeit felde . Gleichzeitig i t eine gr ßere Bandbreite f r Di ku ion und Entwicklung von Angeboten, von Zielen und deren Um etzung m glichkeiten gegeben.

We entlicher A pekt f r die Arbeit mit den KlientInnen i t die »Beziehung arbeit«, die u. a. durch Ein tellungen wie Re pekt, Wert ch tzung, Intere e, Anerkennung, Ermutigung, Empathie al profe ionelle In trument gepr gt i t. Der p ychiatri che Zu ammenhang, in dem die e Arbeit tattfindet, mu in dem Spannung feld der unter t tzenden Hilfe (und Hilfe zur Selb thilfe) f r die Klientel einer eit und der ozialen Kontrolle al ge ell chaftlichem (und tr gerbezogenem) Auftrag ander eit ge ehen werden.

Die e Spannung findet ich auch in der Arbeit in p ychiatri chen Team wieder und fordert die Entwicklung gemein amer Haltungen und Ein tellungen und die ent prechende dazugeh rende Au einander etzung. Auch hier i t »Beziehung arbeit« untereinander erforderlich. Ein Team i t mehr al eine Arbeit gruppe und nicht automati ch ein Team allein dadurch, da einzelne bunt zu ammengew rfelte Per onen zu ammenarbeiten, ondern entwickelt ich ukze iv und proze ual durch die

Verständigung über den Arbeitsauftrag und dessen Zweck, durch den Austausch über das Miteinander-Tun, durch Auswerten der Erfahrungen, durch Erarbeitung von Verbindlichkeiten, durch Verabredungen für das zukünftige Handeln. Es geht um Antworten auf wesentliche Fragen, die das »Was tun wir?« und »Wie tun wir es?« der Arbeit betreffen. Die Entwicklung von Werten für die Zusammenarbeit (= Wie) ist erforderlich für das Selbstverständnis des Miteinander in der Arbeit als Team. Ein Wir-Gefühl und eine Teamidentität können sich erst dann stabil etablieren, wenn bestimmte Grundpfeiler und Ziele der Arbeit für alle Teammitglieder im Konkreten erarbeitet sind. Aus dieser Klarheit heraus ist dann eine innere Arbeitsteilung verbindlich möglich und gewährt dem Einsatz von Einzelnen nach eigenen Stärken, Fähigkeiten und Vorlieben entsprechenden Raum.

In dem Team von Peter R. und Regine T. scheint dies nach ihren Aussagen allerdings nicht der Fall zu sein. Wenn wir die beiden als repräsentativ für zwei Parteien in einem Führungsteam annehmen, dann ist die Teamarbeit eher konfliktuell.

Bleiben wir bei Peter und Regine. Beide sind enttäuscht von dem jeweiligen anderen und davon, dass sich die eigenen Erwartungen an den anderen nicht erfüllt haben. Die so wichtige gegenseitige Wertschätzung ist vordergründig nicht deutlich. Ein Miteinander im positiven Sinne hat sich bisher nach der Interpretation ihrer Aussagen nicht entwickelt. Beide haben dafür ihre Erklärung und ihre Veränderungstheorie: Weil der andere so ist, wie er ist, entstehen die Konflikte, und erst, wenn der andere sich verändert, besteht die Chance, dass man miteinander gut auskommt. Je länger der Konflikt unbearbeitet bleibt, umso eher droht er sich zu verfestigen. Dies wird früher oder später Auswirkungen auf die Arbeit mit den KlientInnen und auf die eigene Arbeitsmotivation haben und in der Folge vielleicht auch auf die Teamzusammensetzung. Mag sein, dass Peter oder jemand andere von den beteiligten Personen benötigt...

So weit ist es allerdings nicht in unserem Team gekommen. Robert, ein weiteres Teammitglied, ist bei einer der letzten Auseinandersetzungen in

der Teamitzung der »Kragen geplatzt«, als Peter und Regine sich wiederholt hakelten: Peter Idee war, die Ferienfreizeit mit den KlientInnen in die em Jahr in Frankreich zu machen, während Regine, wie in den vergangenen drei Jahren, so auch in die em, das We erbergländ favorisierte.

Die Teamdiskussion ging hin und her und es gab keine Einigung, selbst darüber nicht, ob man die KlientInnen bei der Entscheidung findung miteinbeziehen sollte. Der Streit hierüber eskalierte und Robert intervenierte. So ging es nicht mehr weiter, meinte er. *»Wir drehen un immer mehr im Kreis, keiner kommt hier zu einem Recht, wenn wir nur treiben, und die Klienten am wenigsten.«* Er schlug vor, ein Teamwochenende zur Klärung ihrer Zusammenarbeit zu verabreden. *»Lasst un ein Wochenende für die wichtigsten Punkte nehmen, ich halte das an nicht mehr aus. Und ich will dabei auch professionelle Begleitung, wir schaffen es ja offensichtlich nicht, das alleine geregelt zu kriegen.«*

Das Team konnte an dieser Stelle einstimmig die Entscheidung treffen, Robert Vorschlag anzunehmen. Die Entscheidung war der »Turning Point« für die Teamentwicklung. Es ging weiter: für die professionelle Begleitung wurde vom Team gemeinschaftlich eine Person ausgewählt. Mit dieser wurde im Vorgriff zu dem Teamwochenende eine Prioritätenliste der Punkte erstellt, die an dem Wochenende behandelt werden sollten. In dieser Liste waren u.a. als Punkte festgehalten worden:

- die Auswirkungen von Burn-out bei schnell wachsenden psychiatrischen Projekten,
- die Bilanz über die Zusammenarbeit im Team,
- die Abklärung der jeweiligen Erwartungen an die Zusammenarbeit und an die Arbeit mit den KlientInnen sowie
- die Vereinbarung daraus ableitbarer, gemeinsamer Ziele.
- Einstellungen, Werte und Grundhaltungen sollten Thema sein und die Stärken der einzelnen Teammitglieder.

Allein durch die Sammlung dieser Punkte wird deutlich, dass das Team sich auf die Suche nach dem vergrabenen (teilweise sogar verlorenen) Schatz aufgemacht hat. Gemeinsam wurde nach Faktoren gesucht, die

die en ver ch tet haben k nnten (Burn-out), nach M glichkeiten, ihn wiederzufinden und zu be chreiben (Bilanz zur bi herigen Zu ammenarbeit, Werte, Ein tellungen, Grundhaltungen), danach, die Re ourcen de Schatze zu entdecken (St rken), und die M glichkeiten der Zukunft (Ziele und Um etzung chritte) au all die em abzuleiten. Die Chance zur Erarbeitung tabiler S ulen, die die Arbeit im p ychiatrischen Team tragf hrig und motivierte Zu ammenarbeit der Per onen m glich macht, i t dadurch gegeben.

Die Beziehung ge taltung im Team bedarf kontinuierlicher Pflege: ein turnu m ßig wiederkehrende Innehalten, da Reflektieren der Zusammenarbeit und die Entwicklung von Kon equenzen f r ein wertch tzende Miteinander i t n tig – auch ein Schatz mu hin und wieder geputzt werden, wenn ein Glanz und eine einzelnen Juwelen ichtbar und erkannt werden ollen. Empathie und da po itive Intere e an dem anderen al profe ionelle In trument f r die p ychiatrische Arbeit i t in der Begleitung der KlientInnen erforderlich – und f r die Teamarbeit eben o.

Sich dabei de Schatze zu vergewi ern und ihn al Wert entprechend zu pflegen, i t eine der Grundlagen f r die Reali erung de Auftrage der p ychiatrischen Ver orgung im Team. ■

Sibylle Prin

Psychole und soziale Beziehungen

Ich lese ein Buch. Es handelt vom schizophrenen Erleben. Es ist ein gutes Buch, einfach, fragend, modern, betroffenenfreundlich. Dazwischen kommen aber immerzu Hinweise auf die Tendenz von Menschen mit schizophrenen Psychose, sozial zu isolieren. Mehrmal tauchen Vergleiche mit Autismus auf.

Ich höre Radio. Ein prominenter Sozialpsychiater gibt ein Interview. Er versucht, Laien die Probleme von Menschen mit schwerer psychischer Erkrankung zu schildern. Er stellt eher darauf ab, das Krankheitsbild originärer dazugehören, sich ganz stark abzukapiteln. Mir geht es zum Zeitpunkt des Interviews nicht sehr gut. Die letzte Psychole liegt noch nicht lange zurück. Auch ich habe Schwierigkeiten, Beziehungen aufrechtzuerhalten. Trotzdem rügere ich mich schwarz über das Interview. Nicht, weil die Aussagen falsch sind. Sondern weil die Hilfe fehlt.

Wieder höre ich Radio. Die mal prägen Angehörige psychischer Kranker. Eine Mutter einer Betroffenen sagt, sie freue sich, dass ihr Sohn ihr deutlich eine Zuneigung zeigen könnte. Normalerweise könnten und hätten psychischer Kranke das nicht. Beirrt und fragend bleibe ich zurück.

Ein Buch heißt »Alle meine Freunde sind schizofren«. Als ich es lese, wird mir deutlich, dass der Betroffene mit diesem Satz ein vernichtendes Urteil über ein eigenes Leben und seine Freunde abgibt. Ich hatte etwa andere erwartet.

Weshalb sind mir die Vorkommnisse im Gedächtnis geblieben? Weil ich mich über sie gewundert oder gereizt habe. Weshalb habe ich mich gereizt? Weil meine Erfahrungen anders sind. Ich bin nicht nur selbst Betroffene, ich habe auch viele andere Menschen mit Psychosen kennen gelernt und verbringe viel Zeit mit ihnen. Eine Frage: wie sind eigentlich die vielen ungeheuer lebendigen und erntunlich tabilen Selbsthilfegruppen möglich? Um es einmal grob und platt vorwegzunehmen: ich finde, wir sind ein geüelles Vlkchen.

Soziale Isolation und Abkapelung gehören zum Krankheitsbild dazu. Ich will die These gar nicht grundsätzlich in Frage stellen. Ich möchte nur schildern, wie die es aus der Innensicht aussieht. Auch ich kenne Zeiten, in denen meine sozialen Kontakte sehr eingeschränkt waren, ich mich, soweit es ging, zurückgezogen habe. Ich kenne auch Psychiatrie-Erfahrene, die auf lange Sicht ein ziemlich isoliertes Leben führen. Sowohl bei mir selbst wie auch bei fast allen anderen davon betroffenen Psychiatrie-Erfahrenen wird dieser Zustand nicht allzu angenehm oder wünschenswert, sondern allzu leidvoll erlebt. Eine Angehörige beschreibt meinen Zustand so: »Du warst wie versteinert. Du hast nur noch dagehen, Dich nicht mehr bewegt, nicht mehr gesprochen. Wenn man Dich ansprach, sagtest Du nur immer ein einziges Wort, nämlich ja.« Ich kann natürlich verstehen, dass andere Menschen dann Probleme haben, mit mir umzugehen, egal ob sie mich in irgendeinem Zustand kannten oder nicht. Ich möchte aber betonen, dass ja ich selbst am allermeisten unter diesem Zustand leide. Ich habe mir die es doch nicht herbeigewünscht, und weiß auch, dass ein erfülltes Leben ganz anders aussieht. Es ist ein Zustand, in dem ich lieber sterben als leben möchte. Am besten geholfen haben mir in dieser Zeit verlässliche, ruhige, unaufdringliche und wenig fordernde Beziehungen. Und Ermutigung.



THOMAS KIRSCHSTEIN, o. T., Deckfarben auf Papier, 63 x 49 cm, 2001



THOMAS KIRSCHSTEIN, o. T., Deckfarben auf Papier, 63 x 49 cm, 2001

Viele Menschen machen in einer solchen Situation nun auch noch schlechte Erfahrungen mit der Psychiatrie, oder durch die Erkrankung gehen wichtige Beziehungen zu Bruch oder verändern sich negativ. Die Erfahrung, ausgerechnet während einer psychischen Krisensituation ablehnend, herablassend, unfreundlich oder beherrschend autoritär behandelt worden zu sein, ist ein sehr vertieflicher Grund, ein tiefes Misstrauen gegenüber anderen Menschen aufzubauen.

Doch es gibt noch mehr Punkte. Für mich als Psychiatrie-Erfahrenen ist in solchen Zeiten nach einer psychischen Erkrankung der Umgang mit »geunden« Menschen oft nicht einfach. Ich merke ja selbst, dass ich im Vergleich völlig schlaff, trumm und antriebslos bin. Erst im Umgang mit Nichtbetroffenen wird mir klar, wie krank, wie weit entfernt von jeglicher Gesundheit ich bin, wie sehr sich mein Leben zum Schlechteren entwickelt hat. Da ich mich die beim Vergleich nun auch nicht pausenlos aufsetzen möchte, dürfte wohl klar sein. Daneben war es aber so, dass ich ein allgemeines ungünstiges Situation empfand, so stark auf mich selbst zurückgeworfen zu sein und mich fast nur mit meinem eigenen Befinden zu beschäftigen.

Psychiatrie-Erfahrene können oft viele soziale Rollen, die für andere Erwachsene selbstverständlich sind, nicht ausüben. Sie werden entweder durch ihre Erkrankung aus diesen Rollen hinausmanövriert oder gelangen gar nicht erst hinein. Stattdessen gibt es Sonderrollen: man wird zum Kind in der eigenen Familie oder bleibt ewig Kind in der Herkunftsfamilie. Patient zu sein, ist ein ganz besonderer Status. Da ein gleichberechtigter Umgang in der Psychiatrie auch dort, wo er möglich und somit notwendig wäre, oft nicht stattfindet, ist hinlänglich bekannt.

Inzwischen geht es mir auch gezeichnet. Ich habe intensive Beziehungen zu einigen wenigen Menschen, die mir sehr nahe stehen, und vielfältige, lockere Kontakte zu anderen Bekannten. Es sind sehr viele Psychiatrie-Erfahrene darunter. Die Arten der Beziehungen sind ausgedehnt unterchiedlich. So, wie ich mich früher als einen geselligen Menschen kannte, bin ich es wieder. Es gibt aber zwei Dinge, die ich mir vielleicht vorhalten lassen möchte oder wo ich evtl. anders reagiere als andere Men-

chen. Zum einen mag es sein, daß ich manchmal idealisierte Vorstellungen darüber habe, wie Kontakte ausfallen sollten – tatsächlich fällt es mir manchmal schwer, die vielfältigen Spannungen, Unsicherheiten und Widersprüchlichkeiten, die in Beziehungen offenbar »normal« sind, auszuhalten und mit einer gewissen gelassenen Distanz zu ertragen. Kleinigkeiten können mich manchmal sehr lange oder intensiv beschäftigen – aber auch auf diesem Gebiet kann man viele dazulernen.

Zum anderen habe ich ein größeres Bedürfnis nach Rückzug und Alleinsein, als die bei anderen Menschen üblich ist. Wenn ich eine ganze Woche ohne jeden menschlichen Kontakt, d.h. auch ohne Telefon, ohne Erledigungen, ohne Radio etc. verbringen möchte – mir würde es am Ende dieser Woche wahrscheinlich nicht sehr gut gehen. Vermutlich würde ich die letzten Tage lediglich auf dem Sofa verbringen, das Ende dieser Woche herbeizuhelfen und ein wenig verweilend.

Nun das Gegenteil: ich möchte eine ganze Woche ununterbrochen in einer Gruppe verbringen, möglichst auch noch nachts in einem gemeinsamen Schlafraum, hätte gar keine Zeit für mich, und in der Gruppe finde ich eine sehr starke gruppendynamische Geschehenstätt, vielleicht noch mit intensiver Selbsterfahrung verbunden. Nach dem ersten Tag würde ich völlig erledigt. Nach zwei oder drei Tagen würde ich erste Frühwarnzeichen kriegen, z.B. Entfremdungserlebnisse, Beziehungsideen oder eine Euphorie. Am Ende der Woche würde ich mit Sicherheit in der Klinik – wenn nicht, umso schlimmer.

Nun, sehr viele meiner Freunde sind ebenfalls schizophran. Es stimmt, darin liegt vielleicht eine gewisse Einseitigkeit. Manchmal präferiere ich diese Einseitigkeit auch und veruche, ein Gegengewicht zu setzen. Ich kann aber auf gar keinen Fall darauf bestehen, da ich deshalb nur mit einem furchtbaren Elend konfrontiert wäre. Wir haben oft viel Spaß zusammen. Wir können unüber Dinge, die »gute« Leute eher nicht übersehen oder nicht hören wollen, miteinander vertandigen. Es gibt oft eine erstaunlich große Solidarität miteinander. Wir sind stolz wie Oskar, wenn wir miteinander etwa auf die Beine stellen können. Wir können viel voneinander lernen. Die Selbsthilfebewegung Psychiatrie-Erfahrener hat bereits einige Initiativen in Bewegung gesetzt. Es gibt natürlich Psy-

chirurgie-Erfahrene, die ich langweilig oder unympathisch finde, es gibt aber auch eine Menge interessanter, kompetenter und aufgeschlossener sympatischer Menschen darunter. Der Vorteil des Kontakt zu anderen Betroffenen ist auch, dass man hier auf gleicher Ebene kommunizieren kann und nicht auf die Rolle der Kranken oder Hilfesuchenden auf ewig festgelegt wird. Die Rollen sind dort umkehrbar. Wenn ich vielleicht auch anderswo das schwächste Glied bin, bin ich hier eine unter Gleichen. Es ist dringend nötig, dass ich auch anderswo, nebenher aber in der professionellen Arbeit, anerkannt wird, wie und wo die gleiche Ebene, die ja durch die Erkrankung mitunter völlig verloren gehen kann, wieder hergestellt werden kann.

Mein Fazit hatte ich ja zu Beginn dieses Beitrags schon vorweggenommen. Das Schreiben dieser Texte musste ich mehrfach unterbrechen. Es kamen mehrere Anrufe und zwei Einladungen zum Kaffeetrinken. Überwiegend von Psychiatrie-Erfahrenen. ■

Anmerkung der Redaktion:

Wer mehr von der Autorin lesen möchte: Sibylle Prin: »Gut, dass wir mal darüber sprechen! Wortmeldungen einer Psychiatrie-Erfahrenen.« Neumann, Parana Verlag, 2001.

Manfred B lack

»...und f hlte mich wie ein Fremder«

Im Alter von ungef hr dreißig Jahren wurde ich psychisch krank. Da ußerte ich am Anfang mit starken Konzentration strungen. Andere Gedanken als die, welche ich aufgrund meiner beruflichen und privaten Ttigkeiten haben sollte, wurden bermhtig.

So wurde in meinen Gedanken der Wunsch ehr stark, Maler zu werden, was bei meiner famili ren und finanziellen Situation vllig unm glich war.

Als ich merkte, das mit mir etwa nicht timmte, ging ich zum Nervenarzt. Ich bekam schon verschiedene starke Medikamente. Woran ich mich noch namentlich erinnere, ist Orforte. Doch kein Medikament chlug an.

Durch die strhenden Gedanken konnte ich auch Geprchen nicht ungehindert folgen. Das hatte zur Folge, das Geprche, auch im privaten Krei , immer mehr an mir vorbeigingen. Ich wurde immer weniger angeprochen und f hlte mich teilweise wie ein Fremder in den eigenen vier W nden. E herrchte fr mich schon etwa , das ich als innere Einamkeit bezeichnen mchte.

Die Strungen wurden immer t rker und eskam auch dazu, das ich Stimmen hrte, die nicht vorhanden waren. Auch echte Wahnvor tel-

lungen waren bei mir vorhanden. So fühlte ich mich zeitweise wie ein Bruder Jesus. Ich sagte mir jedoch immer noch, daß vielleicht doch nicht alles stimmt, und ging mit meinen Gedanken nicht auseinander. So fiel eine breitere Öffentlichkeit nicht auf.

Da alle führte zu einem langen Klinikaufenthalt von fast einem Jahr. Darauf ging ich wieder zur Arbeit, obwohl ich nicht gesund war, denn ich mußte meine Familie ernähren. Ich wurde dann noch nach Kiel veretzt und letztendlich doch frühzeitig entlassen.

Der Kontakt zu den oben genannten gesunden Leuten wurde immer geringer.

Als Ersatz ging ich in eine Tee tube für psychisch kranke Leute, die dort aber auch aufgrund ihrer Krankheit und ihres finanziellen Einkommens am Rande der Gesellschaft standen.

Seit ich in Neumünster bin, habe ich – außer zu den Betreuern – auch nur Kontakt zu psychisch kranken oder psychisch angeschlagenen Menschen, von denen vielen auch nicht anders geht als den Menschen in der Tee tube.

Die Verbindung zu meinen beiden Töchtern und zu meiner geschiedenen Frau ist jetzt jedoch sehr gut, nur daß sie nicht in Neumünster leben. ■

Ralf Witte

Beziehungen und Partnerchaft

Interview in der Begegnung t tte
der Br cke Neum n ter

Zum Thema die e Br cken chlag befragten wir im Herb t 2001 in un erer Begegnung t tte einige Be ucherinnen und Be ucher. Die Interviewten leben in z.T. langj hrigen Partner chaften und werden mehr oder weniger ambulant betreut. Einige nehmen Angebote de Ambulanten Dien te (Beratung tte, Begleitung angebote, Betreuung am bergang) und auch der Begegnung t tte in den gleichen R umen in An pruch.

In un erer Begegnung t tte i t da Thema Beziehung/Partner chaft ein wichtiger A pekt f r die Ent tehung von »Normalit t«. Die Beziehungen, die z.T. in oder w hrend der Begegnung t ttenbe uche gekn pft oder weiterentwickelt wurden, werden in hohem MaÙe akzeptiert und unter tzt, owohl von Nutzer- al auch von Mitarbeiter eite. F r viele allein tehende Be ucherInnen i t e au ge prochene Leben ziel, ebenfalls eine Partner chaft einzugehen und nicht l nger i oliert leben zu m en. In ofern erf llen die »Be ucherpaare« eine gewi e Vorbildfunktion und

können Mut machen, trotz psychischer Krankheit Schritte in die »Wagnis«-Beziehung oder Partnerschaft zu unternehmen.

Die Gespräche wurden an verschiedenen Tagen »paarweise« geführt, der besseren Lesbarkeit wegen aber zusammengefasst. Die Namen der Gesprächspartner wurden anonymisiert, die Antworten jeweils durch unterschiedliche Schriften kenntlich gemacht.

Wie haben Sie sich kennen gelernt?

Herr A.: In der damaligen Begegnungstitel der »Brücke« Anfang der 80er Jahre. Meine Frau ist da an den Dienstag-Abendtreff auf mich zugekommen, das war mein erster Kontakt hier überhaupt.

Frau A.: Ich war damals in einer leichten manischen Phase und konnte leichter als gewöhnlich auf andere zugehen.

Frau W.: Vor über 20 Jahren!

Herr H.: Zuerst haben wir uns im Hahnknoll (Fachklinik für Psychiatrie) kennen gelernt. Dann haben wir uns in der Begegnungstitel wieder gesehen und näher kennen gelernt. Dort haben wir zusammen abgewaschen, Tisch abgewischt...

Herr G.: Wir haben uns im Krankenhaus in Rickling im Haus 12 kennen und lieben gelernt. Da war manchmal Disco und Weihnachtsfeier.

Frau A.: Ich hab da mit ihm getanzt und mich in ihn verknallt.

Frau W. (lacht): Durch Gespräche in der Begegnungstitel.

Herr Z.: Da Gleiche. So pepp-pepp, Stück für Stück, von Zeit zu Zeit, langsam, aber sicher.

Gabe bezüglich ihrer Beziehung in der »Brücke« Bedenken von anderen Personen, z. B. von den MitarbeiterInnen, Eltern, Verwandten?

Frau A.: Da gab' keine Bedenken.

Herr A.: Von Seiten der »Brücke« nicht. Meine Eltern machten sich Gedanken, ob unsere Beziehung von Dauer ein könnte. Was wäre, wenn einer aufrät? Er gab vor allem Vorbehalte gegen das Zusammenziehen.

Herr H.: Nein.

Frau W.: Da hat sich eigentlich keiner drum gekümmert. Die anderen fanden das schön.

Frau A.: Nein.

Herr G.: Ich glaube nicht.

Frau W.: Nee ...

Herr Z.: Nein, keine Bedenken.

Spielt die psychische Erkrankung in Ihrer Beziehung eine Rolle?

Frau A.: Ja. Wir sprechen ab und zu über unsere Erkrankung. Es ist immer wieder schwer, weil ich mich in einer akuten Krankheit physisch immer wieder trennen will.

Herr A.: Ja, eine ganz wichtige. Wir sprechen oft in »normalen« Phasen über Krankheit und Krankheit verläuft. Wir fühlen uns schlecht, wenn der andere krank ist, und leiden bis hin zu körperlichem Unwohlsein und psychosomatischen Zuständen.

Frau W.: Streicheleinheiten sind viel wert. Abend malt er mir etwa auf den Rücken, bis ich einschlafe. Er ist so gutmütig.

Herr H.: Wir teilen uns die Arbeit. Wir ergötzen uns gegenseitig und unterstützen uns gegenseitig.

Frau A.: Ja, ab und zu mal. Er wirft mir dann Schimpfwörter an den Kopf, aber wir kennen das nicht anders.

Herr G.: Wenn ich nicht gut schlafen kann.

Frau W.: Nein.

Herr Z.: Ich glaube nicht.

Ist Ihr Leben in der Beziehung neben den krankheitsbedingten und rehabilitativen Anforderungen eine Beförderung oder eher eine Unterstützung?

Herr und Frau A.: Wir unter t tzen un gegen eitig, auch in der Krankheit!

Herr H.: Auf jeden Fall Unter t tzung!

Frau W.: W rde ich auch agen. Wenn ich ihn nicht h tte, w rde ich nicht zurechtkommen.

Herr G. und Frau A.: Eher eine Unter t tzung! Wir k nnten ohne den anderen gar nicht mehr.

Frau W.: berforderung kann man nicht agen.

Herr Z.: Eindeutig eine Unter t tzung!

Wenn eine/r von Ihnen einen R ckfall h tte, wie w rden Sie damit umgehen?

Frau A.: Zum Arzt gehen und gegebenenfall in Krankenhau . Wichtig i t, da auch der Partner mit dem Arzt pricht.

Herr A.: Genau. Vor allem gehen wir anfang fter zum Arzt, z.B. alle zwei Tage. Wir achten gegen eitig darauf, da e nicht schlimmer wird, und wir begleiten un gegen eitig zum Arzt oder in Krankenhau . Außerdem ucht der momentan »Ge unde« Kontakt zu Sozialdien ten, rzten oder in der Begegnung t tte. In die en Zeiten werden Beratung ge pr che in der »Brkcke« vereinbart.

Frau W.: Wir be uchen un dann t glich im Krankenhau .

Herr H.: Sie chickt mich rechtzeitig zum Arzt. Wir rufen dann beim (Not) Arzt an.

Frau A.: Wenn er einen R ckfall h tte, w rde ich gleich zur »Br cke« gehen. Ich h tte dann pani che Ang t vor ihm, da habe ich schon zu viel erlebt. Ich m te mich dann aber auch woander einquartieren, wenn er in Krankenhau k me, bi ich wieder allein ein kann.

Herr G.: Mit Dr. T. (behandelnder Facharzt) reden. Sie w rde mich jeden Tag im Krankenhau be uchen.

Frau W.: Gegen eitig und in jeder Wei e helfen. Ich w rde ihm bei teten mit allen meinen Kr ften. Wenn e ein mu , einen Arzt holen. Aber da habe

ich alle schon mit meinem verstorbenen ersten Mann durchgemacht. Man muss sich der Sache schon bewußt sein.

Herr Z.: Den Arzt anrufen, im Krankenhaus vorbeugehen, ihr bei stehen.

Wie stellen Sie sich Ihre Zukunft vor?

Frau A.: Da hab ich keine Ahnung. Da hängt von der Erkrankung meine Manne ab.

Herr A.: Die ist momentan in der Schwebelage. Da kann ich nicht zu sagen. Es hängt wohl davon ab, wie sehr ich mit dem Gegenatz meiner eigenen Pläne zu der Beziehung umgehen oder wie meine Frau mit meinen Plänen bereinstimmen kann.

Herr H.: Noch lange leben und viele Fotos machen, mein Hobby pflegen, lange fotografieren.

Frau W.: Da hab ich mir noch keine Gedanken darüber gemacht. Möglichst lange gemeinsam zu ammen sein, wenn der liebe Gott das will.

Frau A.: Weiter so wie jetzt.

Herr G.: Das bleibt abzuwarten. Wir haben in Freud und Leid zusammengehalten.

Herr Z.: Wir wollen eigentlich zusammenziehen.

Frau W.: Ja, in meine Wohnung, aber eine Betreuerin (gerichtlich bestellte Berufsbetreuerin) ist noch dazwischen. Die ist dagegen, wir wissen nicht, warum und weshalb.

Herr Z.: Sie hat gesagt, ich soll mir erträglich sein, aber ich bin trübselig und werde ihr das auch sagen.

Frau W.: Jetzt habe ich eine neue Zukunft!

Wir danken Ihnen sehr für das Gespräch!



THAI L DI, O. T.

Sabine Marya

Veränderung

Wieder pringt der Zeiger der großen Wanduhr eine Minute weiter. Noch immer liegen vier Tabletten der Morgenration in ihrer Hand, doch die Frau redet weiter, als ob sie weiß, dass nur ihre noch nicht geschluckten Pillen mich am Fortgehen hindern können. Denn, und das weiß sie nur zu gut, sobald die letzte Tablette geschluckt ist, werde ich aufpringen und weiterhasten, auf die Straße, zum Auto, zum nächsten.

Während sie wieder einatmet und inoliert bis zum nächsten Medigabe in die Wohnung sitzen wird, gefangen in den Bildern einer inneren Welt, die sie verhindern, einen Schritt nach draußen auf die Straße und in das Leben dort zu setzen.

Aber – was ist das, Leben, und wo spielt es sich ab, auf der Straße? Wer kann und darf? Jene wohlbeleibte Frau mit den verkniffenen Gesichtszügen, die ihren schnaufenden Hund hinter sich her an der Leine zerrt? Die verhärmte alte Frau, die gebückt in der Mülltonne herumtocht auf der Suche nach etwa Brauchbarem? Die kleine Mädchen dort, die mit nackten Füßen in den Gummitiefeln vor der Haustür wartet, mit Blick auf das Fenster recht oben, bis die Mami fertig ist, mit dem Onkel, bis das Rollo wieder hochgezogen ist als deutliche Signal, wie eine Ampel, die von Rot auf Grün umschaltet? Ist das, was ich hier mache, Leben, die Hetzen von Haus zum Auto zum nächsten Haus?

Medigabe. Men chen in ihren Wohnungen im 15-Minuten-Takt auf u-
chen, ein chließlich Fahrt und Dokumentation. Und wieder frage ich
mich, ob ich zu d nnh utig oder zu unreali ti ch bin, f r die e Art von
Arbeit, in der die A pekte der Wirt chaftlichkeit ber den Bed rfni en
nach Teilnahme, Mitgef hl und Mitmen chlichkeit tehen, ob ich in mein-
em Empfinden fal ch bin oder die anderen, die von Wirt chaftlichkeit
reden und durch da Sy tem bedingte Notwendigkeiten.

Wieder eine T r, an der ich klopfе. Eine Frau ffnet mir, nackt, die Bei-
ne kotver chmiert, und ich tehe da vor der T r, mit meiner Medibox in
der Hand und die em Zeitdruck im Nacken, innerhalb einer be timmten
Zeit eine fe te Anzahl von Men chen abgefahren, abgehakt zu haben. Ich
p re die Zerri enheit zwi chen meinem Auftrag durch die Vorgaben
und dem eigenen An pruch an Mitmen chlichkeit. Ich p re den Druck,
weiter zu m en, in wenigen Minuten. Trotzdem chaffe ich e nicht, ihr
nur chnell die Pillen zu geben, die ihre Depre ion d mmen ollen und
die e Wut in ihrem Bauch, die ie manchmal chreien und weinen und
br llen l t und dadurch da ruhige Leben der Nachbarn gef hrdet, die
ich bel tigt f hlen, durch da Leben T r an T r mit einer »Verr ckten«.
Keine Sicherheit in einem ehrenwerten Hau . Kein Recht auf lebendige
Leben in einem ehrenwerten Hau ?

Schnell, chnell... die Frau zum Du chen motivieren, ihr fri che Klei-
dung au dem Schrank holen, auf dem Weg zum Bad M ll vom Ti ch in
den Eimer fegen, ber Kot und Erbrochene teigen, ihr Fr h t ck
machen. Dann, (endlich?), die Frau bewegen, ihre Pillen zu nehmen.
Aber ie will die e Dinger nicht nehmen, die ie m de und apathi ch
machen, will tattde en reden mit mir, ber ihr »be chi ene Scheiß-
leben«.

Keine Zeit, meine Liebe, keine Zeit, mu weiter hetzen, von einem
zum N ch ten, um meinen Leben unterhalt zu verdienen. Gemeindena-
he Gemeindep ychiatrie? Oder urfen von Men ch zu Men ch, ohne zu
verweilen und ich wirklich zu ber hren, tattde en Ber hrung punkte
bi auf die Medizin von vornherein au geklammert.

Ein kurzer Eintrag in die Akte: »Medikamenteneinnahme verweigert.
Zu tand der Wohnung de olat.« Kein Wort von meinem Gef hl der Ohn-
macht, der Gefahr zu re ignieren und abzu tumpfen, e irgendwann al

etwa Normale zu betrachten, so von Haut zu Haut zu halten, ohne wirklichen Kontakt, vereint, isoliert, durch große, breite, enge, saubere oder schmutzige Straßen zu laufen.

Schnell, schnell, schnell! An einer Frau vorbei, die zitternd vor ihrem grollenden Mann steht. An einem Kind vorbei, das sich weinend das blutige Knie hält. An einem *Hempel*-Verkäufer vorbei, der standhaft auf einem Platz aufharrt, trotz der verächtlichen Blicke, die Vorbeigehende ihm zuwerfen, trotz der Spucke, die geringelt vor seinen Füßen landet. »Armut kann jeden treffen«, steht groß auf der Obdachlosen-Zeitung, die er zu verkaufen versucht.

Mit einem kurzen Gefühl der Erleichterung atme ich auf und spare sogar einen winzigen Energiehaushalt, denn mein Leben ist geregelt: Ich habe einen sicheren Arbeitsplatz mit einer unbefristeten Stelle.

Aber – kann ich mich denn tatsächlich in Sicherheit wiegen, ein geregeltes Leben zu haben? Auf was blicke ich zurück im Falle eines plötzlichen Todes in diesem Augenblick?

Lebe ich denn jetzt, während ich durch einen dunklen Flur halte, vorbei an nachstinkendem Unrat riechenden Mülltonnen, vorbei an einer toten Ratte auf dem schmutzigen Boden, hinein in eine verqualmte dritte Einzimmerwohnung, in der eine Frau mit Tränen in den Augen auf dem durchgehenden Schlafsofa zwischen ihren Katzen hockt.

»Oh, Frau, mir geht's schlecht.«

Schnell die Tropfen in ihr Glas holen, ihr zunicken, es zu leeren, in einem Zug, damit ich weiter kann, zum Nächsten. Bin sowieso schon in Zeitverzug, bloß ich jetzt nicht noch auf ein Gespräch einlassen! Druck, Druck, Druck, und ich fahre zu erstickt in den Raum. Leben – Raum? Wo Raum für Leben?

»Du hast zu hohe Ansprüche«, sagt meine Chefin, als ich mich beklage und Veränderungen vornehme und für Bezugspatientinnen plädiere. Stattdessen redet sie von schwarzen Zahlen, Effektivität und Gewinn.

»Du müdest...«, sagt meine Chefin.

Doch in mir – nagt der Zweifel. ■



Skulptur im Botanischen Garten in Hamburg-Kleinflottbek,
fotografiert von UTE LATENDORF

Elena Becker

Da lange Warten

Ich habe Glück. Vor dem Geschäft, in dem ich schon als Kind ein- und ausgegangen bin, finde ich einen Parkplatz. Es ist fünf Minuten vor Beginn der Sprechstunde von Dr. W. Auf einem Praxis-Schild steht: Neurologie und Psychiatrie. Eine Mutter mit ihrer Tochter steht ebenfalls vor der Tür, sie glauben, es sei noch geschlossen – wie ich. Doch es wird von innen geöffnet.

»Sie dürfen schon hereinkommen«, sagt die Sprechstundenhilfe.

Ich melde mich an und sage ausdrücklich, dass ich noch nicht hier gewesen sei. Meine Mutter, ja. Aber ich – bis jetzt – noch nicht.

Dann heißt es, ich dürfe in einer Stunde wiederkommen oder hier warten. Eine Stunde also, so lange muss ich mir die Zeit vertreiben. Ich sage, ich würde noch so lange weggehen.

Den Wagen habe ich geparkt. Da steht er erst einmal ganz gut, denke ich. Ob ich nachher noch einmal einen bekommen werde, ist eher fraglich. Ich ziehe mir die Kleider tender vor einem Modegeschäft durch. Mode interessiert mich. Irgendwer ruft »Hallo, mein Schatz« in ein Handy – hinter mir. Ich drehe mich um, aber bloßer Neugier. Es ist mir peinlich, Zeugin einer Privatgespräch zu sein, mitten auf der Straße. Der Mann trifft mich mit einem kurzen Blick, als wolle er sagen: Nicht dabei, oder? Stört es Sie etwa? Und selbst wenn, wäre es mir egal. Mir aber

nicht, denke ich und betrete ein Ei café nebenan. Ich kenne es schon lange. Obwohl es für her woanders war, ist es immer noch das selbe Café mit den selben italienischen Beitzern, die nur den Sommer über hier sind. Für her jedenfalls. Im Winter war die Eisdielen dann immer geschlossen.

Innen sitzt nur die Chefin mit ihrer Tochter, die mit ihrem Gameboy spielt.

»Einen Kaffee bitte und ein Glas Wasser dazu«, sage ich und suche mir einen Platz. Ich bekomme es prompt. Der Kaffee ist mir aber noch zu heiß und ich nippe vom Wasser. Vor der Eisdielen sitzen diebrigen Gäste. Ich teile mir vor, daß ich jetzt auch in einer anderen Stadt ein könnte, in Berlin etwa. Dort ist viel los, zu viel vielleicht, daß jemand wie ich es verkraften könnte. Ich könnte da etwas machen, es gibt viel mehr Möglichkeiten als hier, wo alle tagniert und nicht weitergeht. Außer in der Einbildung von Leuten, die sich für »up to date« halten. Aber einer solchen Großstadt wäre ich nicht gewachsen. Denke ich, ich weiß es nicht.

Ich blicke auf die Uhr, die über dem Gerüst hängt, dessen Namen ich nicht kenne, mit den verschiedenen Zapfhähnen für Kaffee, Capuccino usw. Zapfautomat? Noch eine dreiviertel Stunde... Da Müdchen mit dem Gameboy geht zum Automaten hinüber und füllt sich ein Glas Cola.

Nicht nur wenn man in einem Café sitzt, fallen einem viele Dinge ein. Vielleicht ist das der Grund, daß man in einer Arztpraxis zuerst einmal warten muß. Aber ich glaube es nicht. Es geht einem dann viel durch den Kopf, und zwar meist etwa andere als da, wo halb man eigentlich kommt. Wenn das der Sinn davon wäre... Aber er ist es nicht. Man muß einfach nur warten, und das ist etwa, was ich in den letzten Jahren meinten tue. Auf etwa warten... Warten kann sehr zermürbend sein. Ich weiß nicht, ob ich diejenigen darüber klar finde, die einen warten lassen. Und oft, nein, meistens, kommt nicht dabei heraus außer ein paar andere Gedanken.

Ich sehe den Paßanten durch die große Glascheibe zu. Eine sehr blonde Frau, etwa so alt wie ich, setzt sich an einen Tisch vor dem Café. Sie könnte aus Hamburg sein oder irgendwoher aus die andere Richtung. Sie

könnte von dort ein und hier Urlaub machen. Au gerechnet hier. Man könnte ich auch selbst vormachen, da man gerade auf Urlaub wäre. Da wäre vielleicht eine Art Therapie. Man tut so, als sei man gerade einmal zwei Wochen hier und wohnt in einem Hotel. Mit allem drum und dran. Dann könnte man sich irgendwo hin setzen und die Leute vor einem vorbeifilieren lassen und ihnen dabei zusehen. Aber es würde nicht klappen, ganz sicher nicht.

Meinen Kaffee habe ich auch getrunken, jetzt nehme ich einen letzten Schluck aus dem Glas. Noch zehn Minuten zeigt die Uhr an der Wand neben der Schwarz-weiß-Fotografie von anno dazumal, da die Familie vor einem Laden zeigt, aber der noch altert mich »Gefrorene« teilt, und nicht »Eis«. »Ich würde dann zahlen«, sage ich im Dialekt, den die Frau versteht und kommt, um abzukaufen. Was sollte es auch sonst heißen?

Bei der Straße überquert habe und in die Praxis im ersten Stock komme, ist es genau fünf Uhr. Ich gehe gleich in Wartezimmer, da immer noch voll ist. Die Mutter mit ihrer Tochter, die ich vor mir angemeldet hatte, sitzt auch noch da, und es werden andere Namen vor ihnen aufgerufen. Es geht alle streng der Reihe nach. Ich werde also nochmal warten müssen.

Ich gehe zum Zeitungständer hinüber und ziehe mir eine Zeitschrift heraus. Eine Reportage über Berlin. Vor dem Fenster liegt ein weißgetönter Hinterhof, in dem gerade an den Fassaden gearbeitet wird und den ich von dieser Seite aus noch nie gesehen habe. Auch da kleine ist unendlich, sagt Pascal. Es ist, als ob man in das Innere einer Zelle blickt, im doppelten Sinn.

Es vergeht nochmal eine dreiviertel Stunde, bis ich an der Reihe bin. Ich schwanke zwischen Wut, Frustration und Faszination. Dann darf ich im Behandlungszimmer Platz nehmen, wo auf einem schmalen Tisch noch ein Stapel mit Zeitschriften liegt. Auf dem Cover der obersten steht etwa von einem Leitartikel über Single-Einkauf, den ich sogleich zu lesen beginne. Ich finde mich selbst beschrieben. Ich könnte dem Arzt den

Artikel vorlesen. Doch ich weiß nicht, ob er damit anfangt, oder damit aufhört, und ob mein Problem, weshalb ich in die Praxis komme, nicht hauptsächlich ein anderes ist. Mir schwirrt der Kopf. Hinter mir ruft jemand lauthal: »So, da waren wir!«.

Ich drehe mich um. Es sind zwei Sanitäter mit einer Trage. Sie stellen sie ab. Eine ältere Frau in einem roten Jogginganzug fragt: »Und jetzt geht es in Krankenhaus?« Oder so etwa ähnliche. Er bechtfigt mich lang am nicht mehr oder besser: Mich wundert eigentlich gar nicht mehr. Ich bin ja an einem Ort, an dem die zur Routine gehört. Außerdem frage ich mich, wie lange ich hier noch herum sitzen muss.

Zwischendurch höre ich die Stimme der Ärzte, den ich bisher noch nicht zu Gesicht bekommen habe. Er spricht mit einer Sprechertunde Hilfe. Er sagt etwa über den Patienten von vornherein, dass er unpaend reagiere.

Schließlich bin ich an der Reihe. Es ist mittlerweile noch einmal eine volle Stunde vergangen, seit ich das Cafeteria verlassen habe. Der Arzt setzt sich mir gegenüber hinter einen Schreibtisch.

Ich bechließe – wie auch immer, es kurz zu machen. Ich habe nun mich keine Lust mehr, ich bin die letzte Patientin in der Praxis. »Ein Medikament zur Unterstützung«, sage ich, »gegen Depressionen.« Was Depressionen sind, weiß ich. Ich weiß, dass ich sie habe, und das schon immer. Sie tauchen in bestimmten Situationen auf, in denen ich mich befordert fühle, so oder so. Situationen, in denen ich mich »fremdbestimmt« fühle, abgeleitet. Wie auch immer, ich will jetzt nicht näher darauf eingehen.

»Aber jetzt bin ich ja hier«, antwortet mir der Arzt, und ich kann mich jetzt ausprechen. Ich hätte noch gar nicht die Symptome gechildert, die eine Diagnose auf Depression gerechtfertigen ließen.

»Schlafstörungen?«, fragt er.

»Ja«, antworte ich, »manchmal schlafe ich schlecht ein oder wache dann auf.«

Was mich mehr tut? Ich weiß es eigentlich nicht, das eine wie das andere.

»Son tige Krankheiten?«, fragt er weiter. »Ja. Tinnitu , eit einigen Wochen.«

Ich erz hle ihm von meiner gegenw rtigen Situation, berufliche Schwierigkeiten, Schwierigkeiten im Umfeld, finanziell.

Der Arzt chreibt alle auf eine Karteikarte. Dann agt er, er halte mich f r krank. Er w rde mir einen Klinikaufenthalt empfehlen. E ginge chlielich um meine Ge undheit. Damit ich wieder auf Men chen zugehen k nne und mein Leben aufnehmen. Ich frage: »Welche Leben?« Wenn ich o bin, wie andere e von mir erwarten und fordern, wird e nicht mehr mein Leben ein, nicht mehr da , da ich mir vorge tellt habe. Sollte da meine P ycho e ein? Da ich meine eigenen Vor telungen vom Leben habe?

Der Arzt agt, da er mir keine Diagno e tellen wolle ohne eine zweite Meinung. »Wenn ich Ihnen da jetzt in jungen Jahren agen w rde...!«, meint er. Ich glaube zu wi en, wa er meint, und ich denke nicht, da er damit Recht hat. Ich olle zu einer Kollegin gehen, deren Adre e er mir auf chreibt.

»Sie wird Ihnen gefallen«, agt er. Er w rde ie anrufen und mir dann Be cheid geben, um einen Termin mit ihr zu vereinbaren. Gleich morgen.

»Die Wartezeit f r Therapiepl tze betr gt bi zu drei Monate«, agt er. Ich denke: Niemand, der wirklich verr ckt i t, w rde o lange warten. Egal, auf wa . Und ich denke: We halb ollte ich dann o dumm ein und die e Therapeutin anrufen?

»Ich werde dar ber nachdenken«, age ich.

»Aber da tun Sie ja chon die ganze Zeit. Nachdenken«, antwortet der Arzt, der auch chon meine Mutter behandelt hat – gegen Depre ionen, obwohl ich ie f r chizophren halte.

Kann ein. Ich verla e die Praxi und denke weiter dar ber nach, al ich zu meinem Auto gehe. Ein paar Leute, etwa in meinem Alter, tehen herum und unterhalten ich, w hrend ich mein Auto auf chliee. »Man ollte e merken, wenn man irgendwo nicht beliebt i t«, agt einer.

Paranoia? Ja, kann auch ein. ■

Clara Steidtner

Abchied

oder Ein Dialog findet nicht statt *

Ihre nassen und kalten Hände sind wie Tau am Morgen auf einer Wiese, die von der Sonne noch nicht befeuchtet. Da habe ich gesagt. Ich habe Ihre Gefühle bemerkt. Ihre Augen waren groß und grau. Ich konnte mich darin auf dem Kopf stehend erheben.

Sie, der Mensch auf der kindlichen Welt. Hinter den Kulissen flüstern Sie mir Wahrheiten zu. Ich wärme mich auch darin, ich wache dabei. Ich traue Ihnen viel zu. Sie sind mir fremd und begegnen mir manchmal bekannt. Die Sehnsucht nach Ihnen beruht auf der Rolle, die Sie spielen: Der Geduldige, der Wende, der Starke, der Betroffene – und liegt in Ihrer Person selbst: Der Zuverlässige, der Konzentrierte, der Kluge, der Zukunftsige.

Ein kleine Meinung verschiedenheit ergibt schon einen Zusammenbruch. Soll ich das Ziel meiner Wünsche ändern. Oder meine Wünsche?

* Für diesen Beitrag wurde eine Auswahl aus dem gleichnamigen Buch der Autorin zur Beziehung zwischen ihr und ihrem analytischen Therapeuten vorgenommen (Verlag Die Blaue Eule, Essen, 2000). Vielen Dank für die Abdruckgenehmigung.

Arbeiten? Ein Huhn schlachten? Mit einem Vorbeigehenden reden? Regeln auf stellen oder umwerfen? Alle Regeln sind fraglich. Regeln, die aufgestellt sind, ohne dass die Fragen beantwortet sind. Regeln, die die Fragen verlegen lassen. Regeln, die immerfort umgestoßen werden. Regeln. Ihre Regeln sind streng. Sie antworten mit Gegenfragen und Schulterzucken. Ihre Regeln sind nicht meine Regeln. Ich habe sie nicht verstanden. Das Bier regelt meine Stimmungen. Es rinnt hinab. Beruhigt mich, setzt mich in Trüme.

Ich sitze im Garten, starr über den Holunder in den blauen Himmel. Überlege Ihre Worte und meine Worte und Ihre Gedanken und meine Mäße. An manche erinnere ich mich sehr genau. Ich versuche dabei mein Urteil vormugen zu behalten. Wie sieht es aus, wie ist es wirklich? Ich bin unentschieden. Meine Rede erscheint mir als Niederlage. Habe ich verstanden, was Sie sagten? Bin ich Ihnen zu schwierig? Bedrückt mich wieder und wieder mein Alp? Wenn ich mich nicht ausdrücken kann, werde ich verrückt? Wenn Sie mich verlassen, dann weil Sie nicht anders können, nicht aus Barmherzigkeit. Wie sollen Sie mein Unglück tragen können, Ihre Last schwer genug. Wenn Sie freundlich sind zu mir, dann habe ich Angst, dass Sie nächstes Mal wieder streng und distanziert sind. Werde ich wieder unelbendig Ihnen gegenüber? Ich will mir über mich Gedanken machen, nicht über Sie, sagten Sie grob. Ich möchte keine Verflechtungen und Schablonen zwischen uns. Wenn Sie gut und klar zu mir sind, will ich die Welt erobern. Wenn Sie mich loben.

Ich habe ambivalente Gedanken über Sie und unersättliche Gepräge. Begehrte voll Glück und Unglück. Das Auftreten des Unglücks. Das Furchtbare, das Alleinsein. Der Wunsch, immer bei Ihnen zu sein. Sie sind um mich wie ein Geist. Wie eine zeitlose, ewige Gestalt. Wie eine andere Lebenserfahrung.

Eine Tage wollte ich Ihnen nicht mal mehr die Hand geben. Es ist zu viel Nähe, zu viel Ferne zugleich. Ich entschuldigte mich dafür. Ich wollte Sie nicht verletzen. Ich wollte nicht widerstehen. Ich erinnerte mich an die warme trockene Hand, die mir mein Vater gab. Es folgte nie eine

Umarmung mit ihm, nur ein Wangenkuss. Die einzige Berührung der Hand mit Ihnen war mir plötzlich zu viel.

Sie sagten, ich sollte meinen Anteil in Gesprächen und Träumen und Liebchaften betrachten. Manchmal wäre es wenig, aber es wäre immer etwa von mir da. Die Sätze waren mir viele Gedanken wert. Wie sehr haben Sie sich an mich gewöhnt, wie leicht fällt es Ihnen, mich gehen zu lassen?

Meine Begegnungen mit Ihnen scheinen mir eine große Verfehlung meinerseits auf Schwärze, meine Liebe zu Ihnen wie ein Fluch. Durch Gegenbewegung suche ich zu entkommen und binde mich bloßfertiger. Unentdeckte Wünsche. Der Wunsch. Sie nicht mehr lieben zu müssen.

Sie sind ein Geisteswesen. Oder lebendig. Lieben würdig, unnahbar. Immerhin durfte ich, wenn ich gewollt hätte, Ihnen beim Naheputzen zu ehen, darauf hatten Sie hingewiesen. Wie Sie Ihr Tauchentuch zusammengefaltet haben und es anziehen, darauf hätte ich mir vielleicht reimen können, wie Sie früh Ihren Apfel schneiden, gell? Sie sitzen in Ihrem Sessel und sind platt. Ich projiziere, dass Sie mir helfen, mich halten, und dass ich Sie liebe. Sie wollen nicht hinter die erste Projektion verschwinden. Aber Sie stellen sich zur Verfügung. (Liebe Leinwand.) Wir spielen also Schattenpiele. Zweidimensional. Wir halten unsere Macht zurück und bewahren den Anderen davor.

Tendenz zur Verchmelzung. Jemand, der einem so viel beigebracht hat wie das Erinnern und das Denken, den würde man am liebsten als kleinen Mann im Ohr mit sich rumtragen.

Ich könnte Sie mir als Vater gut vorstellen. Ich stelle mir einen Vater aber auch als Geliebten vor.

Als Verucher oder Veruchten. Ich behaupte, ich hätte keine Einbußen, wenn Sie als Vater zutage kämen.

Wenn Sie sagen, es käme aus Ihrem Bauch, was Sie jetzt wiedergegeben hätten, dann kommt es mir so vor, als wäre Ihr Bauch von Ihrem Kopf

getrennt. Es ist mir sehr unheimlich, und ich traue Ihrem Bauch alles zu. Manchmal sind die beiden auch beieinander. Wenn Sie ganz dreieckige Augen machen und die Augen ganz hell sind dabei. Dann sehen Sie zwar nicht so hoch aus, aber wenn die Augen meergrau sind, aber sehr menschenlich. Dann bin ich traurig, weil es so nicht ist.

Ich liebe Sie, Sie machen mir Gedanken.

Ich bin blockiert. Steinblock. Holzblock. Ich will mit Steinen nach Ihnen werfen. Ich will mich selbst an Ihre Brust werfen. Der Oma hatte ich an der linken Brust Schmerzen zugefügt. Link, wo auch meine Brust wehtut. Ich sehe mich heute noch am Arm ziehen, aus Freude über etwas. Und sie weint auf. Und ich, furchtbar betroffen und beschämt, wie ich beobachtet werden konnte, da sie zu vergehen, da sie ihr link wehtut. Alle schrien auf und Mutter sagte etwa Besessene, und Opa sagte, das Kind hat nicht daran gedacht. Ich bin beschämt für mein Leben lang. Immer füge ich Schmerzen zu. Abstoßen. Andere verletzen. Hat Opa mich gerettet?

Ich habe noch Angst vor dem Ende unserer Begegnung. Alles sollte etwa aus mir heraus gerufen werden.

Sie sagten mir, dass ich Ihnen schreiben könnte. Aber es fiel in einen tiefen Brunnen. Ich hörte es kaum. Natürlich kann ich ohne Sie leben. Ich habe immer ohne irgendjemand gelebt. Ich bin immer irgendwo ausgehoben gewesen. Niemand spricht mit mir, keiner erklärt mir was und keiner versteht mich. Die drei Schlüsselvorstellungen meines Lebens.

Ich habe das Gefühl, ein starker Sturm weht über mich hinfort über alle Alltagslichkeiten und Sorgenhaftigkeiten. Ich werde von den Gedanken an Sie wie eine Fahne bewegt. Werde ich verrückt?

Eigentlich dürfen Sie nicht ganz normal sein. Sie fühlen sich in fremde Leute ein, die Sie nicht angehen. Sie merken das Künftliche der Beziehung mit dem Persönlichen verstricken. Sie wollen mich gern haben und meinen Wert erkennen. Sie begründen die Vorgehenweise damit, dass es nur eine Situation ist. In der allem möglich ist außer Tabubruch. In ihrem Zustandekommen liegt der Inhalt / der Sinn. (Mein Leben innen)

pendelt zwischen Ihnen als dem Einzigen und Ihnen, den ich als
Abchiedschmerz überwinden will.) Die Unsicherheit ist groß. Ich,
mein Kind, mein anderes Kind, meine Sehnsüchte, meine Trauer, meine
Tränen, meine Liebe, meine ständigen verflochtenen Liebesgichten,
meine Gedanken spinnen an dem Sinn.

Sie sind immer ehrlich und distanziert, wenn Sie Lösungen vor-
schlagen und Glück verbreiten.

Plötzlich liegt der Sinn in der schiefen Bahn meines Lebens selbst.

Sie sind immer so verrückt wie ich. Sie können ein wenig das Andere
verstehen. Wie die Mutter die Wünsche der Kleinkinder erfüllt. Sie
geben Stoff. Ich kann vielleicht in das Gemütsgefüge zurückfinden.

Ganz am Schluss schauen Sie doch einmal so freundlich, wohlwollend
und lieblich auf mich, das ist die einen Blick nie vergehen werde.

Ich möchte nicht gerne ohne Sie leben. Ich belästige mich aber gleichzei-
tig mit diesen Gedanken. Ich habe das Gefühl, das ich nie mehr von
Ihnen loskomme. Obwohl ich nicht wirklich weiß, wer Sie sind und
was Sie tun, ein Phantom eigentlich. Eine unheimliche Angelegenheit.
Manchmal denke ich, ich hätte Sie besser nicht kennen gelernt. Ich bin
unvollständiger als vorher. Mit Mühe halte ich meine Einzelteile zu-
ammen, damit sie nicht auseinanderfliegen. Am wenigsten schlimm ist,
das das Lebens selbst nicht mehr so dringend ist.

Ich bin ziemlich durcheinander und alle tut nur noch weh. Ich finde, ich
treffe mich an, so zu sein, wie ich will, und so zu sein, wie Sie wollen.
Vielleicht ist es das, was ich nicht zu Ammenkriege?

Jetzt, wo ich so traurig bin, wollen Sie mich kaum empfangen. Nur
damit ich wieder weiß, wie Sie aussehen! Schicken Sie mir doch einfach
ein Foto von sich.

Ich wünsche mir Sie. Weil ich mich an Vater und Mutter erinnere, an den
Mutterleib vielleicht sogar, an das warme, rötliche oder blaue Licht. An
Wärme, an Hände, die mich berühren. Darum wünsche ich mir Ihre Hän-

de? Ihr Lächeln entzückte mich dehalb, weil es freundlich und zu stimmend war – wie damals da Lächeln der Mutter? Ich wünschte Sie mir al Mann, weil Sie wie endlich wie der Vater?

Aber wenn der Wunsch sich verelbt ändigt? Falle ich in die en Spalt zwischen Mangel und Erfüllung? Was gerade zu ammen war, hat sich hinter meinem Rücken getrennt? Das Objekt umgarnt mich von beiden Seiten. Das Symbol spielt Wirklichkeit. Angeblich muß ich das Objekt umbringen, um zu bemerken, daß ich es doch nicht haben kann. Nur im Verzicht auf die Wirklichkeit gelingt es, den Mangel auszugleichen?

Eine drittern Montag mache ich mich auf den Weg zu Ihnen. Ich will mich noch einmal bedanken, danke, danke, danke Vater, Mutter, Kindagen. So nehme ich den Fluch der Bösen von Ihnen.

Ich habe den Umschlag mit dem Heft unter dem Arm, den ich Ihnen geben will.

Sie öffnen die Tür und sagen: »Groß Gott – fast nicht erkannt.« Ich Sie schon, denke ich. »Schauen Sie nicht so erschreckt«, sage ich.

Sie schließen die Tür und ich sage, das Couvert übergebend: »Ich bin nicht mehr verzweifelt und ich bin nicht mehr verliebt, und das Verrückt-eine ist die normalste Sache von der Welt.« Sie enthalten sich einer Antwort. »Das pack ich jetzt aber aus, oder?« Und packen es aus, und es kommt ein altes Heft zum Vorschein. »Der Merian ist von kurz nach dem Krieg, ich dachte, daß Sie darin was kennen.« Seinen Pullover kenne ich, aber nicht die Hose, und anstatt auf die Schuhe schaue ich ihm lieber in Gesicht, ich habe schließlich nicht viel Zeit. »Klares!«

Wohin gehe ich jetzt?

Wenn' nicht mehr ausmacht.

Das Meer, sagt er, und der Himmel bleiben.

Die Augen schauen wie Regentage.

Verloren ist verloren. ■

Reinald Ueker

Der innere Mann der Frau – die innere Frau des Mannes

Erweckung und Erlösung der inneren
Gegengeschlechtlichkeit bei Mann und Frau

Innere Gegengeschlechtlichkeit meint nicht Biosexualität oder Transvestitismus, sondern im Biologischen das Zusammenwirken geschlechtsspezifischer Hormone bei Frau und Mann mit den jeweils gegengeschlechtlichen, während die Steuerung des gesamten körperlichen Wohlbefindens und der äußeren Erscheinung von Bedeutung ist. Entsprechend gibt es im Seelischen männliche Kräfte in der Frau und weibliche Kräfte im Mann, die Auswirkung auf das innere Befinden des Einzelnen und sein Verhältnis zur Außenwelt, seine Beziehungen und seine Entwicklung und damit Auswirkungen auf eine ganze Gesellschaft haben. Entscheidend dabei ist der Kontakt, den eine Frau zu ihrem inneren Mann, ein Mann zu seiner inneren Frau hat und wie diese Kräfte durch sie leben können. Das kann intuitiv, unbewusst vorhanden sein, auf der Grundlage entsprechender Vorbilder in der Erziehung oder bewusst erarbeitet und entwickelt werden.

Die Vorstellung, dass Wissen, die Ahnung von gegengeschlechtlichen Kräften in uns älter ist. In babylonischen Texten, die um die Göttin Innana kreisen oder dem Gilgamesch-Epos, in ägyptischen Vorstellungen

de I i -Mytho , wie auch in Zeugni en von Schamanen finden wir die e Motiv. In den un vertrauteren M rchen geht e z.B. darum, da der J ngling/Prinz, d.h. al o der noch nicht reife Mann ber viele Aufgaben eine Prinze in, prich eine innere Weiblichkeit erl t oder die Jungfrau, d.h. die noch nicht reife Frau ihre innere M nnlichkeit befreit, o da sie »gl cklich bi an ihr Leben ende« verbunden ein werden. In der Sch pfung ge chichte, in der Gott die Frau au einer Rippe Adam chuf, hei t die w rtliche ber etzung de Urtexte bezeichnenderwei e »au einer Seite«. Dann w re al o da M nnliche eine Seite de Weiblichen und umgekehrt. Auch in der biologischen Entwicklung de Men chen finden wir zun ch t den F tu im Mutterleib al gemischtgeschlechtliche We en vor, bi ich ber R ckbildungen m nnliche oder weibliche Organe entwickeln. In der Genetik gilt da m nnliche Y-Chromosom al r ckgebildete , weibliche X-Chromosom ber die Unzahl genetischer Kopien im Verlauf von Millionen Jahren.

In der eelichen Entwicklung zu einer reifen, unabh ngigen und damit ge unden Per nlichkeit i t der Kontakt zur inneren Gegengeschlechtlichkeit von gro er Bedeutung. I t er nicht vorhanden oder ge t rt, ent tehen Abh ngigkeiten, die krank machen k nnen, wie z.B. ein un stillbare Bed rfnis nach Statu , Erfolg, Anerkennung, Be t tigung. Die kann zu einem Zur ckdr ngen der eigenen Entwicklung f hren, wa Depre ionen, ng te - z.B. vor dem Allein ein - und Zw nge hervorrufen kann. Minderwertigkeit gef hle, innere Un icherheit, Brachliegen von kreativen Potentialen und eine Abtrennung von der eigenen Intuition k nnen weitere Folgen ein. Nat rlich ind die hier darge tellten Zu ammenh nge nicht der einzige Grund f r da Auftreten olcher Probleme. Dazu gibt e noch andere Sichtwei en und Behandlung anze. Hier geht e darum, die immer wieder verge ene und verdr ngte Bedeutung der inneren Gegengeschlechtlichkeit in Erinnerung zu rufen.

Zwei Jahre vor Ende de 2. Weltkrieges tarb verge en von der ffentlichkeit eine der begabtesten Bildhauerinnen, die er t in der heutigen Zeit geb hrende Anerkennung erf hrt - Camille Claudel. Mit 12 Jahren hatte sie den Ent chlu verk ndet, Bildhauerin zu werden und die e mit aller Energie verfolgt, gegen den Wider tand de Elternhau e und den Konventionen de 19. Jahrhundert , die k n tlerisch t tige

Frauen belächelte oder sie als Wider Sinn der Natur betrachtete. Sie wurde in Paris Schülerin der damals schon berühmten Auguste Rodin. Er war beeindruckt von ihrer Begabung, ihrer Schönheit, ihrer Persönlichkeit und verliebte sich in die 24 Jahre jüngere Frau. Die blieb nicht ohne Eindruck auf sie. Rodin war exzentrisch, leidenschaftlich, umtrien in der Öffentlichkeit. Er umwarb sie erfolgreich mit alledem Charme und der Kraft der reiferen Persönlichkeit. Rodin holte Claudel in sein Atelier. Es folgten zehn Jahre fruchtbarer Zusammenarbeit vor allem für Rodin. Sie arbeitete unermüdlich an seinen Aufträgen mit und beeinflusste dabei einen Stil weitgehend, ließ anderer weit sogar zu, da er Werke von ihr ignorierte. Aus dem Stolz der jungen Künstlerin über das Signet der Meister sollte später Erbitterung werden, von ihm befohlen worden zu sein. Rodin war beides ein vom menschlichen Körper, in Beziehung vom weiblichen. Er hatte tiefdeutlich Liebhaftes nebenher, vor allem mit seinen Modellen. Die Beziehung zu seiner ersten Geliebten, mit der er einen gemeinsamen Sohn hatte, hielt er ebenfalls aufrecht. Sie machte alle Enttäuschungen mit, stand ihm demütig und verbittert zur Seite, während Camille Claudel, während Eifer sucht, nicht gewillt war, die es zu tun den hinzunehmen. Camille erkannte, dass sie an der Seite die es Manne Künstlerisch und menschlich verkörperte, und versuchte, zunächst über vertragliche Vereinbarungen mit ihm die Beziehung zu regeln, was für damalige Verhältnisse ungewöhnlich emanzipiert war. Darin wurden Urheberchaften, Atelierzeiten, Aufstellungen und auch eine Treue vereinbart. Rodin hielt sich nicht daran. Nun blieb ihr nur noch konsequente körperliche und emotionale Trennung. Rodin litt Höhenqualen, fürchtete sogar um das Vergehen seiner Kreativität, während Camille ihre künstlerisch fruchtbarsten Jahre erlebte. Anderer weit wurde es für sie schwerer als gedacht, sich aus dem Schatten von Rodin herauszuarbeiten. Zu ihrer Verzweiflung galt sie immer noch als eine Schülerin. Es gab zwar hin und wieder Aufstellungen und Anerkennungen, aber kaum jemand kaufte ihre Werke. Von ihrer Familie gab es keine Unterstützung, ihre Mutter verurteilte sie wegen ihrer früheren Verhältnisse zu Rodin. Nur der Vater schickte hin und wieder Geld, vermochte sich aber nicht gegen die Ablehnung der Mutter durchzusetzen. Bald setzte ein Teufelskreis aus Verarmung, sozialem Rückzug und

Verbitte rung über die fehlende Anerkennung ein, der in einem Verfol gung wahn m ndete. Sie vermutete hinter jeder Ablehnung eingereich ter Arbeiten Intrigen von Rodin, unter tellte Atelierbe uehern, ie nur be pitzeln und ihre Ideen an Rodin weitergeben zu wollen, chrieb wir re Be chwerdebriefe an Beh rden und berwarf ich mit privaten Kauf intere enten. In einem Akt der Verzweiflung zer t rte ie die Arbeit eine ganzen Jahre und ver chwand. Bald darauf wurde ie auf Veran la ung ihrer Familie in ihrer Wohnung verwahrlo t und halb verhungert aufgegriffen und unter Zwang in die P ychatrie eingeliefert. Die l te einen Prote t turm der Liga zur Verteidigung der Men chenrechte und eine Pre ekampagne gegen die Familie au , wa zu einer noch t rkeren I olation von Camille f hrte, da man ihr jeglichen Kontakt mit der Außenwelt unter agte. In die er An talt blieb die K n tlerin bi zu ihrem Tod 30 Jahre lang einge perrt. Ver uche der rzte, ie zu entla en, cheiterten am Wider tand der Familie.

Dem er ten Mann in ihrem Leben hatte Camille ihr ganze Zutrauen, ihre Emotionalit t und Kreativit t gegeben. Sie hatte ihre innere M nnlichkeit auf ihn projiziert, wie da im Zu tand de Verliebt ein auch zun ch t ganz normal i t, wo man ich ein mit dem Gegen ber und oft auch mit der Welt f hlt. Rodin einer eit ah in der jungen, begabten Frau ein Wiederaufleben einer inneren Weiblichkeit, einer Kreativit t und Sen ibilit t, die er vorwiegend in ruhelo en Aff ren uchte. In der inten iven Zeit der gemein amen Zu ammenarbeit ver umte da Paar dann, die Projektion der inneren Gegenge chlechtlichkeit wieder zu r ckzuholen, d.h. zu entdecken, da da , wa man in dem anderen ucht und findet, jeder auch elb t in ich tr gt. Die innere M nnlichkeit t nde bei der weiblichen Seite f r Durch etzung und Abgrenzung verm gen, Ziel trebigkeit, da Gef hl, erfolgreich ein zu k nnen und f r Kontakt zur Kreativit t. Die hatte Rodin f r Camille Claudel gelebt, verk rpert und o hatte er ich angeboten, auch ihre m nnlichen Teile mit zuleben. Auf der m nnlichen Seite t nde die innere Weiblichkeit f r Sen ibilit t, Offenheit gegen ber Gef hlen, vor allem anderer, Toleranz gegen ber Wider pr chlichem, die F higkeit abwarten zu k nnen, ich der inneren Intuition berla en zu k nnen und auch hier Kontakt zur Kreativit t zu haben. Die wiederum bernahm Camille Claudel f r

Rodin, und so hatte sie sich angeboten, eine weiblichen Teile für ihn zu leben. Nicht umsonst forderte der Künstler um eine Kreativität und fehlte sich ohne sie kalt und leer. Die Trennung gelang Camille zwar räumlich und auch mit ihrer Kreativität, insofern war sie zunächst autonom als Rodin, doch ihr Selbstbewusstsein und Durchsetzung vermögen und die Fähigkeit zur inneren Abgrenzung konnte sie nicht mehr zurückerobern. Die fehlende familiäre Unterstützung, die materielle Ablehnung, unter der sie litt, die Skepsis der Gesellschaft taten ein Übriges.

Aus dem Verhältnis zur inneren Gegensehlichkeit erwachen starke Kräfte, destruktive, wenn die Beziehung destruktiv, konstruktive, wenn es einen harmonischen Zugang dazu gibt. Die heute umso mehr, als die jahrtausendalte Abpaltung des Weiblichen im Patriarchat nicht mehr oder nur unter immer stärkeren pathologischen Erscheinungsformen aufrechtzuerhalten ist. Die Kräfte wollen und können nur durch unleben. Kommen sie nicht zum Zuge, können sie gehen, das ist eine innere Frau/ein innerer Mann nach »vorn drängt« und die Führung übernimmt. Die kann ich z. B. in einer gewissen äußeren Härte und Scharfsinnigkeit bei einer Frau andrücken, was für Männer ungeheuer irritierend ist, da sie eigentlich eine Frau vor sich haben, es aber mit einem Mann zu tun bekommen, der mit »gezeichnetem Schwert« vor ihnen steht. Typischerweise ist die Paradoxie beim Mann Gewalt, Abwertung – »alte Ziege!« – oder Flucht aus. Umgekehrt kann bei einem Mann die innere Frau die Führung übernommen haben, was sich in Form von Passivität, Nachgiebigkeit und Unterwürfigkeit bei gleichzeitig heimlicher Revolte in Form von Trink-/Spiel-/Suchtgemeinschaften mit Gleichgesinnten gegenüber einer Partnerin andrücken kann, aber auch in dem Mutterhücheln, das »draußen« durchaus erfolgreich ist, in der Nähe einer intimen Beziehung sich aber ganz von der Partnerin umgeben und dominieren lässt, emotional wie leben praktisch. Dafür erntet die Partnerin oft keinen Dank, sondern muss sich mit wachsenden Anproben unterbrochen von Ausbruchversuchen – »Ich mache, was ich will!« – auseinandersetzen. Immer wieder kann man heute bei Paaren beobachten, dass der Mann eine innere Weiblichkeit bei einer Partnerin »abgibt«, ihr die Sorge für häusliche Atmosphäre, für ein und da

Wohlergehen der Kinder ebenso berührt, wie die Klärung von Konflikten und allerlei Leben praktische, und dabei zumeist immer harte, karriere-, geld-, erfolgsorientierter wird. Umgekehrt neigen die Frauen dann dazu, ihre innere Männlichkeit dem Partner zu überlassen und werden ihrerseits immer weicher, verlieren mehr und mehr ursprünglich gefasste Entschlüsse aus den Augen, haben oftmals kein Bedauern danach, etwa für sich zu tun, können nicht allein sein und werden sexuell inaktiver. Der Mann hingegen verlangt sexuell immer mehr nach der Weiblichkeit, da er die engen Kontaktmöglichkeiten braucht, je mehr er sie innerlich abspaltet, der Frau überlässt. Die Frau wiederum entwickelt eine zunehmende Abneigung, auch auf diesem Gebiet für ihn da zu sein, ist sie doch schon für so viele und für so viele da. Der Konflikt endet dann meistens darin, dass sich einer oder beide die Weiblichkeit/Männlichkeit außerhalb der Beziehung in Form einer Geliebten/einer Geliebten suchen.

Mit gleicher Stärke kann sich aber auch die eigenen reiche, Entwicklungszulassende und Autonomie stiftende Verbindung zur inneren Gegengeschlechtlichkeit zeigen, wenn sie vorhanden ist oder gelingt. Es gibt wenige Menschen, die intuitiv oder ausgehend von einem natürlichen Vorbild darüber verfügen, da unsere Elterngeneration und deren Elterngeneration selbst ein gutes Verhältnis vor allem zur inneren Weiblichkeit hatten. In der Arbeit mit Paaren oder auch Einzelnen ist es immer wieder verblüffend zu beobachten, wie Spannungen plötzlich abnehmen, Verwirrungen sich legen, Abhängigkeiten sich lösen, wenn der Kontakt zur inneren Gegengeschlechtlichkeit gefunden und gehalten wird. Frauen sowie Männer erleben sich auf einmal unabhängiger von Kontakt und äußerer Bestätigung, nicht nur durch den Partner. Dabei geht es nicht um emotionale Gleichgültigkeit oder darum, alle zum Robinson Crusoe zu machen. Dadurch, dass die Menschen sich runder, »vollständiger« fühlen, gehen sie eher Beziehungen ein oder leben sie mehr in dem Sinne, dass sie wirklich den anderen Menschen meinen und ihn nicht brauchen, zur Bestätigung, Verorgung, um sich nicht allein zu fühlen und was es sonst noch an Abhängigkeiten gibt. Die Partnerin/der Partner wird so geliebt, wie sie/er ist, und nicht das Bild, was sich von ihr/ihm gemacht wird, wie sie/er ein sollte oder die Kräfte, die

auf ihn projiziert, d.h. bei sich selbst nicht, aber beim Anderen vermutet werden. Abgesehen von Partnerschaften werden die Menschen konfliktföhriger, ruhen mehr in sich, haben mehr Zugang zu kreativen Potentialen und ihrer Intuition. Dadurch wiederum macht sie weniger anfällig, manipuliert zu werden, Werte zu verfolgen, die ihnen nicht wirklich entsprechen bzw. nicht gut tun oder in einer Weise zu leben, die ihnen und anderen schadet.

In der heutigen Zeit gibt es viele Möglichkeiten, bewusster denn je die innere Gegensehlechtlichkeit zurckzuerobern und sie in den Dienst einer gesünderen, vollstündigeren Identität zu stellen. ■

Lore Remke

Schweigen

Eine Annäherung an wortlose Orte

Das Schweigen aß zwischen Großnichten und
kleiner Großtante wie eine dritte Person.
Ein Fremder. Aufgeschwemmt. Ungelesen.

ARUNDHATI ROY

Mein Vater hat geschwiegen. Meine Mutter hat versucht, die verlorenen Leertellen aufzufüllen mit den ihr zur Verfügung stehenden Worten. Hinter beidem, dem Schweigen und dem Reden, verbarg ich eine schwer entzifferbare Botschaft, die ich im undurchdringlichen Grau nicht gezeigter Gefühle, nicht betrauerter Toter, nicht erzählter Geschichten und nicht aufgetragener Konflikte aufhielt. – Schweigen hindert Geheimnisse, tut Kommunikation und macht ein Amt.

Verstimmte Geschichten – Einige Bilder

La tendre Schweigen – das ist der Schuhkarton mit Schwarz-Weiß-Foto. 50er Jahre, gezackte Bilder in Grautönen. Vergilbt schon so manche. Ein Bild bleibt in Erinnerung. Eine verblichene Schneelandschaft. Die Kulte ist noch spürbar und sichtbar. Ein Galgen, an dem drei oder vier erwachsene Menschen hängen. Schon tot? Das Kind fragt: Was ist das? Die Eltern sagen:

Nicht für Kinder. Da Foto verwindet für immer. Die verzwiegene Antwort bleibt in der Erinnerung haften. Da Kind ahnt die Macht der Schrecken und richtet die chrecklichen Geheimnisse der Erwachsenen. Da Schweigen ist in die erste Heimat und dinstet eine Schwere in jede Pore der Zuammenleben aus.

Werner Eberlein, 79 Jahre, Kommunist, bis 1989 hoher Funktionär in der SED, acht Jahre lang Verbannung in Sibirien. Sein Vater, ebenfalls Kommunist, wird von Stalin Geheimpolizei verhaftet und als Verräter der Volks-Anfang der 40er Jahre hingerichtet. Als Eberlein 1948 nach Berlin zurückkommt, beginnt eine Parteikarriere. In einem offiziellen Lebenslauf heißt es über eine Gefangenschaft und über die Ermordung eines Vaters: »Er war aktiv am Aufbau der Sowjetunion beteiligt.« In einem Interview im Juli 1999 sagt er, er treffe sich gelegentlich mit einer sehr alten Dame. Es ist Lotte Ulbricht, die Witwe von Walter Ulbricht. Sie reden darüber, warum sie niemals über das Schicksal von Eberleins Vater, einem guten Freund Ulbrichts geredet haben, nie ein einziges Wort. Sie weiß es auch nicht, sagt Eberlein, aber einmal meint sie, vielleicht habe man aus Scham geschwiegen, vielleicht konnte man das, was da passiert ist, nur ertragen, indem man es verdrängt.

In Anne Michaels Roman »Fluchtstücke« erfährt der Ich-Erzähler nur zufällig nach dem Tod seiner Eltern, dass er zwei Geschwister hatte, die in einem Konzentrationslager ermordet wurden. Seine Eltern, überlebende des Holocaust, konnten ihm, dem Nachgeborenen, nicht von der Existenz der Toten erzählen: »die Worte trieben davon, als ob unerschütterliche Elemente offen stünde und wir ewig in einem starken Wind flühten. Meine Eltern warteten durch eine klamme Stille der Nichts und Nichtsprechen.« (ANNE MICHAELS: Fluchtstücke, S. 219)

Fachismus, Krieg, Pogrome und die Ermordung von sechs Millionen Juden und Jüdinnen wurden lange Jahre als Teil deutlicher Geschichte des 20. Jahrhunderts ausgeblendet. Schamlos verdeckt eine ganze Generation ihre Scham darüber, was sie getan bzw. wozu sie geschwiegen hatte. Die es Schweigen füllt die Atmosphäre zahlloser Familien. Der te-

tige Versuch, dem Alltag ein normale Gesicht zu geben, bringt Verwirrung und Schwere in die menschliche Beziehungen. Unzählige Menschen endeten auch deshalb in der Psychiatrie, weil sie nicht bereit waren, ihre direkte Vergangenheit und die ihrer Eltern mit dem Deckmantel der Scheinnormalität zu umhüllen.

Familiengedächtnis, Geheimnisse und andere (Un-)Wahrheiten

Geheimnisse sind wichtig. Sie reißen Familien entzwei oder fesseln sie im Schweigen aneinander. Die Stricke sind aus Angst und Scham gedreht. Alles, was beschwiegen wird, ist wie ein »schwarzes Loch« in der Kommunikation. Egal ob politische Vergangenheit, Alkoholismus, Drogenabhängigkeit, Krankheit, Suizid, Gewalt oder sexueller Mißbrauch – Familienmitglieder müssen ihr Alltagleben den Erfordernissen der Geheimnisse unterordnend organisieren und gleichzeitig hoffen, daß sie merken sie nicht, daß es etwa nicht stimmt. Die im Schweigen verammelten Ereignisse und Personen verbleiben nicht dort als Nicht-Erinnerung. Sie haben ihren Platz in den Leerstellen der Gedächtnisse. Dort steht nicht einmal mehr »Betreten verboten!«. Es ist das Land der Vergeßenen, in das sich das bewußte Gedächtnis nicht mehr wagt – als sei es durch einen unsichtbaren Elektrozaun für immer und weiträumig von dort fern gehalten. Totgeschwiegene Erinnerungen. Und sie leben weiter von Generation zu Generation. Setzen sich fort als Tradition, als heimliche Botenchaften und Aufträge. Weitergegeben von unsichtbaren Kurieren.

Daß, was die Beteiligten wahrnehmen, ist nicht ihre Wahrheit. Es ist die Wahrheit der Geheimnisse, und die Wahrheit wird auch und gerade von Kindern aufrechterhalten, manchmal bis zur Selbstaufgabe, um die familiäre Sicherheit nicht zu verlieren. Die Loyalität der Kinder ist es aber das, was sie ahnt oder weiß, beschweigen. Eine Welt der Täuschung und Enttäuschung, in der sich Täter zu Opfern machen, und Opfer zu Tätern gemacht werden.

Immer wieder tauchen in der Gedächtniswelt von Menschen verleugnete Wahrheiten und Familienereignisse auf, die allen Beteiligten von den

Fakten her bekannt sind, aber nie benannt werden. Sie lassen ein Schweigen entstehen, das sich die Zeit der Geheimnisse aufholt. Ein Schweigen, das für die bekannten und benannten Ereignisse einer Familie (Gewalt, Tod, Suizid, Kriegserfahrungen etc.) keine Sprache findet. Das Holpern der Worte über die Unebenheiten der Herzen. Dann lieber Schweigen. Auch das schafft Verwirrung und diffuse Stimmungen. Ebenso ist es, wenn in Konfliktsituationen geschwiegen wird: Still schweigende Vereinbarungen. Alle bewegen sich nach vorgegebene Mustern in der familiären Streitchoreographie, die Begleitmusik ist das Schweigen. Nie auf getragene Kampfe, nie auf gefochtene Positionen verharren wie Möbel über Generationen an ein und demselben Platz.

Das Schweigen ist der Ort der Verbannung, das ewige Ende der Seele. Da, wo es spektakulär oder unpektakulär Geheimnisse hält, tummelt es sich in einer Grauzone schwerer Kommunikation. Die Geister der Toten und die Wunden der Gewalttätigkeit bleiben im Raum und bestimmen die Atmosphäre von Angst, Verzweiflung, Scham und Schuld. Die bangen Fragen bleiben ungefragt, der Schrei der Wut bleibt im Hals stecken und vertummt.

Dem Schweigen und den Geheimnissen gegenüber stehen die täglichen Talkshows im Fernsehen, in denen unendlich viel geredet wird über Gefühle, Spektakuläres und Unpektakuläres. Die Erleichterung des Augenblicks verheißt Heilung auf immer und für alle. Doch was bleibt, sind ungeheilte Wunden, aufgebrochene alte Narben, unfertige Auflagen in die Welt der Gefühle.

Dem Schweigen Gehör schenken

Ammul chelte das Schweigen um den Tisch herum an,
während sie die Gärten auf einem gebratenen Kai erfrischte zog.
ARUNDHATI ROY

Die andere Seite des Schweigen: Stille, die Reichtum und Genuß in sich birgt. Dr. Murke in HEINRICH BULLS gleichnamiger Erzählung sammelt Schweigen, indem er die Pausen, Seufzer und Atemzüge aus den Tonbändern, die er für eine Rundfunkantenne schneidet, nicht wegwirft, on-

den zu ammenklebt zu einem neuen Band. Abend spielt er sich da Band vor. Er hat er t drei Minuten. »...aber«, o agt er, »e wird ja auch nicht o viel ge chwiegen«. Da liebt te Schweigen i t ihm da einer Freundin Rina.

Dr. Murke hat Recht: e wird viel geredet, viel Unn tige auch. Nach innen schauen und dort Ruhe finden i t aber f r viele Men chen undenkbar, weil dort drinnen sich die F lle unge agter S tze und nicht herau ge chriener Wahrheiten befindet. Sie brauchen ein Gegen ber, da ihnen zuh rt mit offenen, acht amen Ohren. Ohren, die auch in vorer t wortlo e unbenennbare Regionen folgen. Ohren, die innere Ga tfreund chaft gew hren und eine Haltung de *inter-e e* zeigen, wa Leben im Sinne von »unter Men chen weilen« (HANNAH ARENDT) heißt. Dort, wo Acht amkeit und Re pekt zugegen ind, wo sich nicht ofort Antworten und Bewertungen einfinden, darf die Scham, die Ang t, die Schuld sich zeigen. So bekommen Men chen die Chance, ihre Geheimnisse zu l ften.

Al Therapeutin arbeite ich nicht nur zuh rend im kla i chen Sinn. Ich kann Men chen auch darin unter t tzen, ihrem Schweigen »Ge talt« zu geben: sie k nnen dem Schweigen einen Ton geben – mit der Ge taltung kraft der eigenen Stimme oder mit einem In trument. Eine vorgegebene Mu ik kann eben o Zugang zum Schweigen bieten wie eine Personenbe chreibung, hnlich einem Steckbrief oder eine Land chaft, gemalt oder mit ver chiedenen Materialien ge taltet. Da wird da Schwerk leicht, da Leichte fe t, da Dumpfe licht, da Graue bunt oder auch umgekehrt. Da Schweigen wird vielf ltig und ge taltbar, wenn e in Beziehung treten darf, wenn e einen Platz in einer Beziehung bekommt. So k nnen Men chen beginnen, ihrer eigenen Wahrheit zu trauen. Und damit verliert das Schweigen eine Macht. ■

Literatur:

ANNE MICHAELS: *Flucht t cke*. Hamburg, 1999

ARUNDHATI ROY: *Der Gott der kleinen Dinge*. 1999

Irene Hoppe

Seit 20 Jahren habe ich Psychose. Dann habe ich Angst, auf die Straße zu gehen, aber ich habe auch in der Wohnung Angst, meinen renne ich dann nur zum Arzt. Zum Überleben habe ich einen Vorrat an Nahrungsmitteln, Nudeln, Reis usw. Vom Fernsehen fühle ich mich dann verfolgt, also kann ich dann auch nicht fernsehen, auch nicht Radio hören und nicht lesen. Bei mir bekomme ich dann Schlägen, also male oder fotografiere ich, manchmal schreibe ich auch.

Bei der letzten Psychose meinte ich, ich möchte mal ausprobieren, wie ich mich fühle – und das mit Fotos, damit andere, die meinen, es gehe einem doch so gut, es sich vorstellen können. (siehe folgende Doppelseite)

Im Moment habe ich keine Psychose, deshalb kann ich auch ein bisschen zu den Fotos schreiben. Die Figuren auf dem Ton habe ich selbst hergezaubert. Den kleinen Haaren hat mir jemand geschenkt. Sie stehen für mich, die ich die Psychose habe. Der Holzhaare erlebt ein bisschen Geborgenheit in einer Wohnung, dem Blätterblatt. Wenn die Psychose fortschreitet, wird es schlimmer und das Blätterblatt ist weg.

Ich würde mich freuen, wenn Sie etwa davon gebrauchen könnten.«





IRENE HOPPE: Objekt-Collagen »Psycho e«



Erkl rungen ieh Seite 135

Monika S.

Wo bin Ich?

Ich hoffte, Gott zu erkennen,
und er schrak vor dem Teufel in mir
und quälte mich
und vergaß, daß ich göttlich bin.

Ich wollte Liebe erwecken
und ward umschlungen vom Haß
und quälte mich
und vergaß, mich zu lieben.

Ich beschloß, mich nicht zu verlieren,
und erlag doch dem Willen der anderen
und quälte mich
denn ich vergaß, mich zu ehren.

Ich irrte, um mich zu finden
– vergeben –
blind unter Blinden
quälte ich mich
und vergaß, in mich zu gehen.

Dann suchte ich mich im Spiegel –
mein Spiegelbild verblich...
Ich erschauerte,
denn ich wußte mich umschlungen:
von Finsternis.

(Bovenden, 1982)

Wer bin ich, wenn...

Wer bin ich,
wenn ich nicht durch den,
den ich liebe, bin?

Bin ich nicht alle ,
wenn der,
den ich liebe, mich liebt?

Wer aber bin ich,
wenn der, den ich liebe,
durch den ich lebe
- weil er mich liebt -
mich aufgibt,
weil ich nicht werden kann,
wie er glaubt,
da ich ein mu ?

Wer bin ich ungeliebt?
Wie ertrage ich e liebend?

Wa wird ein, wenn ich
- weil ungeliebt -
meine Liebe t ten mu ?

Bin ich noch -
wenn eine Liebe erlo chen,
meine Liebe verbannt i t?

Nur wenn ich geliebt werde
- lieben kann und lieben darf -
bin ich lebendig.

Wenn ich nicht geliebt werde
- nicht lieben kann, noch darf -
bin ich tot!

(Liebenburg, Mai 1983)

Petra Alice Berg

Borderline

Eine Grenzgängerin nimmt Stellung

In den 80er Jahren wurde bei mir die Diagnose »Borderline-Syndrom« gestellt, nachdem ich schon eine wahre Odysee durch Heime, Psychiatrien und die Praxen diverser Nervenärzte und Psychotherapeuten hinter mir hatte, mit so unterschiedlichen Befunden wie Neurose, Psychopathie, Verhaltenstörungen, Hypertrie, vegetative Dystonie, Schizophrenie, Epilepsie und »Simulantin, die ich nur interessiert machen möchte«.

Wissenschaftler behaupten, wir Borderliner wüssten nicht, das ein und der selbe Mensch abwechselnd gut und böse sein könne, wir könnten weder lieben noch trauern, behaupten sie unalle außer unselbstegaltun Sie mir einen Gefallen und glauben Sie das nicht!

Ich persönlich kann aber Menschen in ihren bösen oder anstrengenden Phasen kaum ertragen. Oder sie machen mir Angst. Am liebsten ist mir, ich müßte sie möglichst elten ehnen, dehalb bin ich fast ständig allein, denn »der Mensch ist dem Menschen ein Wolf«. Allerdings halte ich Wile für die besten Menschen, sie sind sozialer und besser zu durchschauhen. Der Mensch ercheint mir eher als Fehlkonstruktion der Natur. Wann immer ich zwei Menschen – und die auch in Liebe –

begegnen, scheinen sie mich zu verletzen. Auch in mir selbst wohnen zwei Seelen, und wie der Januskopf zeigen sie entweder das gute oder das böse Gesicht – letztere ziemlich extrem. Wenn ich zornig bin, will ich morden, nein zu Tode foltern. Okay, ich tue es nicht, aber das ist ein grenzenloser Haß, eine riesengroße Wut in mir, die in Strafen von Blutbad und Weltkriege entfachen möchte. Vielleicht haben die Christen Recht, die behaupten, ich sei vom Teufel oder wenigstens von bösen Dämonen befallen. Denn in meinen Gedanken breche ich mit der Freiheit der ungeliebten, alternden, dicken Frau radikal alle Tabus. Auch kann ich mich über Kleinigkeiten, über die ich andere Menschen beifallig ein wenig rümpeln würden, tagelang aufregen oder jemanden leben lang dafür haben, daß er mich zum Beispiel einmal ausgelacht oder sich abfällig über mich geäußert hat. An Hochzeiten kann ich nicht teilnehmen – das Glück einer liebenden Paare läßt in mir Depressionen auslösen. Denn für mich wird es nie ein Glück geben, keine starke Schulter zum Anlehnen, niemanden, der für mich da ist! Ich bin allen nur im Weg, ein lästiger Sozialchmarotzer, eine Bekloppte, die weggeperret geht, eine Zumutung für »normale« Menschen. Warum noch eine Beziehung beginnen, die ohnehin früher oder später im Streit endet? Warum noch irgendetwas tun, es ist doch alles ohnehin? Man wird geboren, um zu sterben. Und wer ist das eigentlich – ICH? Ich bin nonexistent, und wenn alle, die mich kennen, mich zur gleichen Zeit nur eine Sekunde lang vergehen würden, würde ich niemals existiert haben, ich wäre annulliert. Zeit ist doch ohnehin nur Illusion, also muß alle, was in der Zeit liegt, auch Illusion sein, also existiere ich nicht. Können Sie mir folgen?

Davon abgesehen bin ich die Königin der Welt, die weibliche Person des Teufels, die Hure Babylon, ein Zwischenwesen usw.! Ich meide die Menschen und habe doch Sehnsucht nach ihnen. Die meisten allerdings gehen mir auf den Wecker (umgekehrt mit Sicherheit auch!). Die Entfremdung zwischen den Homosapien und mir, die ich mich ihnen eigentlich nicht zugehörig fühle, wird von Jahr zu Jahr größer – schon früher war immer so eine Art gläserne Mauer zwischen den anderen und mir. Ich kann auch nicht gut vor anderen weinen, auch nicht bei Beerdigungen. Dehalb denken viele, ich sei gefühllos und gleichgültig. Das Gegenteil ist der Fall. Was Christa Rohde-Dachler in ihrem Buch »Da

Borderline-Syndrom« als »Unfähigkeit, zu trauern« anzeigt, ist in Wahrheit die getriggerte Form der Trauer – gelohnt ein vor Leid. Ich behauptete sogar, Borderliner sind extrem empfindlich, empfinden alle – Freude, Leid, Schmerz, Liebe, Angst, Licht, Lärm, Schöne und Hässliche – viel stärker als andere. Das schlägt natürlich. Und daraus ergibt sich, dass sie auch heftiger auf Ereignisse aller Art reagieren. Nur nicht immer so, wie die Umwelt sich darstellt, wie es eben als »normal« angesehen wird. Zusätzlich ist der Borderliner eher selbsttunlicher, fühlt sich nicht angenommen, hat ständig Angst, abgelehnt zu werden, wenn er »böse« ist, wenn er Fehler und Schwächen zeigt, wagt nicht weiter. Also will er »lieb« sein, taut auf – und irgendwann »explodiert« er. Das Befürchtete geschieht – man trifft ihn, lehnt ihn ab. Er zieht sich in sich selbst zurück, ist verzweifelt, möchte geliebt werden, möchte Sicherheit. Der Teufel kreiert wiederholt sich in getriggertem Tempo. Irgendwann geht der Borderliner zum Gegenteil über, provoziert den Menschen, den er liebt, um ihn zu prüfen. Der Partner, der Freund, der Elternteil soll auch das Ekel in ihm lieben, soll eine Wut beschwichtigen, einen Hamsterbarmenschlicher – Liebe zudecken. Es könnte gelingen, wenn der andere nicht auch nur ein Mensch mit Fehlern und Schwächen wäre – und mit begrenzter Nervenkraft. Die ständigen Attacken des Borderliners zermürben ihn und zerstören letztendlich jede Liebe. Er macht mit ihm Schluss. Der Borderliner wiederum zieht sich in einer Annahme, dass niemand ihn wirklich liebt, bezieht sich entschlossen noch weiter in eine eigene Welt zurück, die er sich im Laufe eines Lebens aufgebaut hat. Der ständige Wandel auf der Borderline, der Grenzlinie zwischen Wahn und Wirklichkeit, Selbsthass und Selbstliebe, Angst vor den Menschen und Suchen nach Liebe und Beziehung, Introvertiertheit und Extravertiertheit, kann zum völligen Abgleiten in die Schizophrenie, aber auch zu Selbstmordversuchen und Selbstverletzung attacken führen. Ich habe mich schon mit Brenneisen gepeinigt, um überhaupt zu leben, wie ich mich behandelt hätte. Und ich habe mich geschlagen, gekratzt und mir den Arm mit einem Linolnchnittmesser aufgeritzt, von den Suizidversuchen mit Tabletten mal abgesehen. Inzwischen habe ich begriffen, dass man mich nicht lieben kann. Er taunlicherweise liebe ich aber immer noch... hoffnungslos, doch literarisch produktiv.

Aufgrund meiner Ernährung bringe ich mittlerweile 110 kg auf die Waage – bei einer Größe von 162 cm. Zu Sünden aller Art – Alkohol, Drogen u.w. – habe ich im Gegensatz zu vielen Leiden gewonnen und -genossen keine Neigung, wenn ich auch gerne am Wochenende mal eine Flasche Wein leere. Haschi und Marihuana habe ich mit 17 probiert, ohne die geringste Wirkung zu spüren. Harte Drogen sind für mich tabu – ich habe zu viel Angst vor den Folgen im Gehirn. Den Verstand zu verlieren, ist für mich der schlimmste Alptraum. Vielleicht, weil ich ohnehin schon kurzfristige »Blackout« habe – Vergeßlichkeit, unvollendete Sätze, grobe Verwechslungen, Orientierungsprobleme... Ich frage die Schere in meinem Gedächtnis, bin unsicher – habe ich nun Sehstörungen oder bilde ich sie mir nur ein? Kann man allpsychisch Kranke auch körperlich erkranken? Oder muß man sich entscheiden – entweder oder? Und dann die schwarzen Schatten, die durch den Raum huschen und von denen ich doch weiß, sie können nicht real sein! Seltsamen Gerüche – aus der Nachbarwohnung? Ist ein Vogel auf dem Dach? Knackende Holz? Oder doch nur Einbildung? – Der Vorteil an diesen Synapsenfehlhaltungen und übermäßigen Hormonausschüttungen im Gehirn liegt darin, daß man den Zustand, für den andere Leute Ecstasy, LSD oder exotische Pilze benutzen, mühelos ohne solche Hilfsmittel erreicht – Musik, Tanz, Gedichte, ein Film, ein geliebter Mensch, Blumenduft, ein Bad – ein davon genügt schon, um euphorische Gefühle auszulösen, die einen in eine andere Welt entführen! Oder auch tiefste Depressionen und Verzweiflung mit tagelangen Heulkrämpfen. Oder beide kurz hintereinander...

Vom »Helfer-Syndrom« habe ich mich weitgehend befreit und gelte nun bei meinen gleichaltherigen. Aber ich bin zu der Erkenntnis gekommen, daß ich neben meiner »Verrücktheit« nicht auch noch die der anderen ertragen kann. Ich brauche all meine restliche Kraft für mich selbst. Helfen kann ich den anderen Borderlinern ohnehin nicht. Zwei Menschen mit der gleichen Krankheit machen sich beifalls gegenzeitig kaputt. Oder sie gehen gemeinsam an sich und der Welt zugrunde. Zwei Hungernde können sich ja auch nicht gegenseitig satt machen – es sei denn, sie fressen sich auf. Da Gefährliche am Helfer-Syndrom ist,

da der vermeintlich Schwere sich mit aller Kraft an den vermeintlich Stärkeren klammert – bis die er er tickt oder elbt in der Psychiatrie sitzt.

Wenn die Borderliner sich weder gegenzeitig helfen können noch therapierbar sind (es sei denn leichte Fälle im Anfangstadium), was bringt dann eine Behandlung? Im Allgemeinen nicht! Psychopharmaka führen oft zu Sucht oder organischen Schäden (Leber!), und der Aufenthalt in einer psychiatrischen Klinik ist extrem belastend für den Borderliner – er wird gezwungen, auf einer Station, in einem Zimmer Tag und Nacht mit anderen psychisch und geistig Kranken zusammenzuleben. Er leidet ständig depressive Geichter und wird elbtdarber noch depressiver. Er möchte gern helfen und merkt, dass er machtlos ist. Er versteckt sich hinter den Leiden der anderen Patienten, um sich nicht mit den eigenen auseinanderzusetzen zu müssen. Ihm wird der Tagesrhythmus der Klinik aufgezwungen, ohne Rücksicht auf persönlichen. Und er wird der Welt »draußen« noch mehr entfremdet. Probleme mit Arbeit, Wohnung, Familie, Haushaltführung, Kindererziehung lassen sich nun mal nur »vor Ort« lösen und nicht von einer Psychiatriestation aus. Ein Sozialhelfer als Begleiter im Alltag wäre dabei. Der müsste natürlich psychologisch geschult, nervenstark, ruhig und verlässlich sein. Eine Psychotherapie kann hilfreich sein, doch wird sie in den meisten Fällen bestenfalls den »Statu quo« erhalten können, eventuell auch zu einer leichten Beruhigung und Stabilisierung führen. Medikamente sollten möglichst nur vorübergehend und niedrig dosiert gegeben werden. Gegen pflanzliche Präparate – z. B. auf Johanniskraut-Basis – ist nicht einzuwenden, sie wirken allerdings nicht sofort und nicht bei allen Patienten. Generell müssen die Borderliner lernen, mit einer Krankheit zu leben, sie einzuschätzen und ihre Auswirkungen in Schach zu halten. Mit vielen Störungen wird er sich einfach abfinden und sie akzeptieren müssen, als Teil einer Persönlichkeit, einer Individualität. Künstlerische Betätigung – ob sie nun in Malen, Musizieren oder dem Schreiben von Gedichten und Gedichten besteht – kann ihm helfen, sich elbtdabei zu ertragen, Gefühle zuzulassen und zu kompensieren, sich mitzuteilen – Kunst wird eher akzeptiert als zum Beispiel Wutausbrüche. Sie kann ein ber-

druckventil dar tellen und da Selb twertgef hl teigern. Sie ver chafft dem Borderliner ein wenig Zuwendung, Aufmerk amkeit und Achtung von Seiten der »normalen« Mitmen chen und macht ihn damit elb t ein bi chen »normaler«. Sie weckt Mitgef hl, macht nachdenklich. Der »Ver r ckte« wird auf einmal zum Mitmen chen, denn iehe da, er empfindet wie jeder andere Men ch Liebe, Wut, Verzweiflung und Trauer! Außerdem wird in der Kun t auch Ander artige , von der Norm Abweichende akzeptiert.

Nicht unter ch tzen ollte man die Kraft, die Borderliner (brigen auch andere p ychi ch Kranke) au dem Glauben ch pfen k nnen. Der Chri tengott verlangt von den Men chen nicht, er tmal be er zu werden, ondern nimmt ie o an, wie ie ind. Er liebt be onder die Schwachen und Außen eiter der Ge ell chaft, pricht den Depre iven Tro t zu und verzeiht den Men chen ihre Fehler. Ich habe owohl bei mir al auch bei anderen Borderline-Patienten fe tge tellt, da der Glaube vor Selb tmordver uchen ch tzen kann – wenn man ich vor Augen f hrt, da man nach dem Tod Rechen chaft dar ber ablegen mu , warum man da von Gott ge chenkte Leben einfach weggeworfen hat. Zu wi en, da wir nicht um on t leben, da Gott f r jeden Men chen eine Aufgabe hat, macht Mut zum Weiterleben.

Wa k nnen Sie al Außen- oder Nahe tehender f r den Borderliner tun? Ihn akzeptieren, wie er nun mal i t. Nicht be er wi en, wie er leben ollte. Ihn nicht vor den Kopf toßen. Wenn er eine »Pha en« hat, bleiben Sie gela en und nehmen Sie e hin. Notfall melden Sie ich ein paar Tage p ter noch mal. Sagen Sie ihm nicht dauernd, er ei doch nicht normal und geh re einge perrt. Regen Sie ich nicht ber ein »komi che Verhalten« auf, er meint da nicht per nlich, e i t eine Krankheit und damit ein Teil von ihm. Ein Gel hmter itzt ja auch nicht im Roll tuhl, um Sie zu rgern. Wenden Sie um Himmel willen keine k rperliche Gewalt an und lachen Sie ihn nicht au ! Reden Sie ruhig und v llig normal mit ihm. Akzeptieren Sie eine einge chr nkte Lei tung f - higkeit und ein per nliche Arbeit tempo. Zeigen Sie ihm, da Sie ihn o m gen, wie er i t. Wenn Sie da nicht k nnen, gehen Sie ihm be er di kret au dem Weg. Man mu ja nicht jeden m gen. Aber man mu auch nicht jedem deutlich zeigen, da man ihn nicht mag. ■



DORETTE POLNAUER, au dem Bildzyklu »Farbh utungen«, 80 cm x 120 cm, Acryl

Andrea Schmitt

Wir aßen alle bei ammen,
die ganze Familie vor der Glotze,
bi Vater mich wie o oft fragte:

»Wa 'n lo mit dir?«

»Nix«, gab ich gleichg ltig von mir.

»Wie nix?«

»Eben nix!«

»Bi t 'n komi cher Kerl.«

»Hm...«

»Ha t' vielleicht irgendwelche Probleme?«

»Nein, nein.«

»Wie nein?«

»Hab keinerlei Probleme.«

Und o ging da jahrelang.

Andrea Manfreda

Die Mutter

Ich schlief in ihrem Bett bis zur Pubertät
Vor dem Einschlafen erzählte sie mir alte Geschichten von sich
Sie fuhr mich zum Kindergarten und behütete mich
Später machte ich ihr Sorgen
Ich glaube, sie war eine gute Mutter

Der Vater

In der Kindheit der Rivale
Er sagte einmal: Hoffentlich wird mein Sohn
eine Intelligenz nicht mal gegen seine Eltern auspielen
Ha
Er hat immer alles für mich getan
Hat mir immer wieder auf die Beine geholfen
Hat mir mehrere Wohnungen renoviert
dipu Komplex
Er ist wohl ein guter Vater

Der Liebling großvater

Als ich ein Baby war, hat er an meiner Wiege ge e en
und mich mit Engel geduld ge chaukelt
Er war groß – tark und korpulent
Er war ein Arbeit pferd
Er hat mich geliebt
Auf dem Sterbebett habe ich ihm noch einen letzten Blick zugeworfen,
mich umgedreht und bin gegangen
Er hatte mir noch 200 DM f r Flugticket gegeben

Die Schwe ter

Ich hatte eine P ycho e und war im Krankenhaus
Die P ycho e war chwer und heftig
Zuvor hatte mir ein kalt chn uziger Arzt ge agt,
da ich au erdem HIV+ ei
Meine Schwe ter kam zu Be uch
Sie ah, da ich geweint hatte
Sie nahm mich in den Arm
Ich agte ihr: Ich liebe dich
Sie agte mir: Ich liebe dich auch
Da er te Mal

Richard Wolf

*Für die Tochter, und für Ernst
- in Dankbarkeit und Freude*

Von Freundschaften, Schwellen und offenen Türen

Ich wollte in die erste Nacht von der Angst schreiben, aber nicht nur. Ich wollte natürlich nicht über die Angst schreiben, die jeder kennt. Die Angst vor dem ersten Rendezvous, vor dem Alleinsein. Die Angst vor einer Klausurarbeit, einer Prüfung. Die Angst vor Krankheit, Verlust und Tod, die ekelhafte Angst vor dem Abschied, auch dem letzten, die ich die wenigsten eingestehen.

Ich wollte über die Angst schreiben, wenn sie die Grenze ihrer Zustimmung überschritten hat, wenn das ganze Leben zu einer einzigen Grenzsituation geworden ist. Wenn man bereit ist dort, wo sie sich eingeklinket hat und dabei ist, ihren Wirt zu freunden.

Doch ich habe schon genug über die Angst geschrieben, an anderer Stelle. Über die Angst, wenn nicht mehr ist außer der Angst – da kann ich besser über gut. Die Angst vor einem Glas Wasser auf dem Tisch oder vor einem Stück Fleisch, das vor einem auf dem Teller liegt. Die Angst davor, die Augen zu schließen – oder sie zu öffnen. Die Angst vor einem ande-

ren Menschen, vor *jedem* anderen Menschen. Darber sprechen – ich glaube, niemand kann das so gut wie ich.

Vielmehr werde ich nun darüber schreiben, wie ich vor wenigen Tagen wieder in das Leben zurückgekehrt bin, nach Jahren der Abwesenheit.

Da ich darüber sehr beunruhigt bin, aber auch unbekümmerter als zuvor. Zuvor, als ich nicht mehr vom Leben wusste, außer dem, das ich einmal tattgefunden hatte, vor langer Zeit.

Ich werde über die Freundschaft und offene Herzen sprechen, mit Schwellen, die man übertritt, um zu jemandem zu werden, der anders ist als jener, der man vorher war.

Ich weiß, darüber zu sprechen, ist schwierig, kaum einer weiß noch etwas von Freundschaft und offenen Herzen. Es ist wie mit der Angst. Für beide braucht man eine Festigkeit. Darüber zu sprechen – ich werde es zumindest versuchen.

Ich werde über ein zehn Jahre alte Mädchen schreiben, über Marie, die mich geöffnet hat wie eine Kuckuckshöhle, und plötzlich war ich wieder darin: in meinem Leben.

Wahrscheinlich weiß sie das nicht einmal.

Ich werde über jenen Tag sprechen, an dem ich mir mein Leben zurückerobert habe. Zumindest habe ich an jenem Tag damit begonnen.

An jenem Tag kam Marie aus der Schule nach Hause. Ich putzte dort, wie ich es seit längerer Zeit tue, zweimal die Woche, Montag und Freitag.

Sie sah nicht gut aus, sie hatte in wenigen Tagen einige Pfund Gewicht verloren.

Sie sah aus wie jemand, der viel geweint hat. Auch wie jemand, der angeht darüber nachdenkt, wie man die Barriere, die zu dem vielen Weinen geführt hat, überwinden kann.

Ich fragte sie, wie es ihr gehe.

Ihr Freund hatte ich kurz zuvor von ihr getrennt, das wusste ich bereit.

Sie begann sofort zu sprechen, dabei weinte sie.

Etwa in mir zuckte zurück. Ich wollte sofort davonlaufen, die Situation verlassen, wie ich es seit nunmehr zwei Jahren tat, mehr oder weniger. Meine Fluchthelfer, die Symptome, gaben mir alle Mittel, mich darin zu unterstützen.

Und doch blieb ich.

Ich verließ nicht unter irgendeinem Vorwand die Küche, um mich meiner Arbeit zu widmen.

Etwa in mir begriff, wo in diesem Augenblick meine eigentliche Arbeit lag, eine vielleicht beträchtliche Aufgabe mit nicht vorherzusehenden Komplikationen.

Von einem Anderen angezogen zu werden bedeutet, ihn aufzunehmen, ihn zu empfangen, auch, von ihm unterstützt zu werden. So wie jemanden ansprechen bedeutet, einen Ausdruck zu empfangen.

Ob mir das damals so klar war, kann ich nicht sagen, ich weiß es nicht.

Ich weiß es heute, ich habe es mir in den letzten Tagen klargemacht.

In diesem Haus, bei der Familie, wo ich zweimal die Woche putze, herrschte von Anfang an eine ganzliche Atmosphäre, auch mir gegenüber.

Sehr früh schon, bereits nach den ersten Malen, betrat ich die Schwelle des Hauses nicht mehr nur, um dort zu putzen. Ich wurde dort empfangen.

Die Schwelle, an der sich ein fremdes Zuhause öffnet, wurde für mich, wie die Juden *hibboleth* nennen: ein Fingerzeig.

Man erhebt zu essen, zu trinken, einen Raum zum Atmen.

Genauer noch: Jemand gibt einem zu essen, zu trinken, und einen Raum zum Atmen.

Um mit Marie in diesem Augenblick überhaupt sprechen zu können, mußte ich mich in eine bestimmte Nähe zu ihr begeben. Um mich in diese Nähe begeben zu können, mußte ich mich zuerst einmal in eine bestimmte Nähe zu mir selbst begeben.

Ich mußte auf sie zugehen, sie in mir zulassen, ihren Schmerz, ihre Angst vorm Alleinsein, ihre Traurigkeit. Das bedeutete, daß ich zuerst auf mich zugehen mußte, ich mußte mich in mir selbst zulassen. Ich mußte auch meinem Schmerz gegenbertreten, meiner Angst und dieser grauenvollen Einsamkeit mancher Tage und Nächte.

Ich bemerkte eher rasch, daß mir meine ganzen analytischen Fähigkeiten nicht weiterhelfen würden, wenn ich nicht bereit war, die Tür zu öffnen: Mich selbst anzuehen, mich aufzunehmen, mich zu empfangen, mich von mir unterwerfen zu lassen und selbst anzuprechen und meinen eigenen Ausdruck zu empfangen, den ich irgendwann in den letzten Jahren verloren hatte.

Ich mußte mich zeigen, etwa von mir preisgeben.

Ich mußte mich darauf einlassen, mir wieder zu vertrauen.

Ich mußte einen Sprung machen, mich selbst unterbrechen, die Angst in ihre Schranken verweisen.

Und dann tat ich es. Es gelang, ganz von selbst.

Mein Körper war wieder mein Körper.

Ich war da, angreifbar, aufmerksam, authentisch.

Ich war hellwach, zum ersten Mal seit zwei Jahren.

Ich hörte Marie zu. Ich sprach zu ihr.

Ich vertraute, weil mir vertraut wurde.

Im Hintergrund kein Vater mehr mit einem Gummiknoppel.

Keine Erziehung heim, keine Lieblingstochter May mit ihrem ganzen Haß auf Kinder.

Keine Bilder aus Bolivien, keine flüchtige, nicht, was von da nachhallte.

Keine Marion mit ihrer Niedertracht ohne Ende.

Keiner von denen, die mich benutzt und anschließend weggeworfen hatten wie ein gebrauchtes Kondom.

Nur ich – und Marie. Ich hörte Marie zu. Ich sprach zu ihr.

Das war alles.

*

Tage später war ich wieder in dem Haus, um zu putzen. Marie hatte den jungen Mann angerufen, der ich von ihr getrennt hatte. Sie war traurig. Sie redete, sie erzählte. Ich hörte zu, ich fragte.

Es wurde lang am dunkel, irgendwann machte sie Licht.

Ich wurde zum Essen eingeladen.

Ich sagte zu, ohne zu zögern.

Ich dachte an die Angst, aber ich fehlte sie nicht.

Wir aßen alle an dem großen Tisch im Esszimmer.

Marie, ihre Mutter Ina, deren Freund Ernst, der kleine Bruder von Marie, Felix, und Sarah, die Jungtote. Ich dachte an die typische Familiensituation, alle beim Abendessen, an einem Tisch, und was ich damit verband, die Horror.

Nach einer Weile fehlte ich mich wohl. Niemand tat mir weh.

Ich ging gegen Mitternacht, ohne verletzt worden zu sein, heil.

Am nächsten Tag rief ich bei der Familie an. Ernst war am Telefon.

Ich sagte, ich hätte mein Putzgeld vergehen.

Er meinte, dann hätte er mir ja wohl gefallen.

Ich sagte, ja, ehrlich.

*

Letzte Nacht telefonierte ich mit Nanni.

Ich erzählte ihr von den vorangegangenen Tagen.

Sie freute sich.

- Ich hatte endlich jemandem gelungen, zu dir vorzudringen, sagte sie und lachte.

- Du hast angefangen loszulaufen.

Ich stimmte ihr zu, zaghaft.

Sie fragte mich, ob ich verliebt sei in Marie.

Ich sagte, nein. Ich würde den Unterschied kennen, denn immer, wenn ich verliebt sei, tötete ich mich tot.

- Ich spiele den toten Mann, da weißt du doch, sagte ich.
Sie lachte wieder.
- Wie bei mir damals, sagte sie.
- Ja, wie bei dir damals.

- Ich bin Marie dankbar, dankbar für ihr Vertrauen, mehr als ich sagen kann, sagte ich.

Nanni schwiege lange.

- Marie wird mich auf dich verlassen können, sagte sie dann.
- So lange sie will, so lange ich lebe, immer, ja, sagte ich.

Nanni berlegte.

- Sie wird nicht dafür tun müssen, für die e Treue, sagte sie.
- Nein, nicht, gar nicht, sagte ich.

Und dann erzählte ich Nanni, dass ich Marie einige Bücher mitgebracht hatte. »Betty Blue« von Djian und einen Band mit Gedichten von E. E. Cumming.

- Und ich habe ihr eine Call-Ya-Karte geschenkt, weil ihre leer war, sagte ich.

Nanni lachte.

- Immer noch wie früher, mit einem großen Herzen und einer offenen Hand für Geschenke, sagte sie.

Außerdem hatte ich begonnen, mich mit meinem mobilen Telefon anzufreunden, um Marie Textnachrichten schicken zu können.

- Ich stand mitten im Regen unter einem gelben Schirm und schrieb ihr etwa, sagte ich.

Nanni lachte erneut.

- So ist das Leben, manchmal, unter einem gelben Schirm, im Regen, jemandem, den man mag, eine SMS schicken.

Dann schwiegen wir lange gemeinsam.

*

Kurzlich bat mich jemand, eine Geschichte über Marie und ihren ihr verloren gegangenen Freund mit einem Happy-End zu schreiben.

Ich werde da nicht tun. Da zu tun hieße, in Marie Schick al einzugreifen, bevor e ihr Schick al werden kann.

Marie wird ihre Geschichte elb t chreiben, und sie wird ein wie ihr Leben, ein Leben, da ihr geht, niemandem on t.

Da Leben kennt elten ein Happy-End, wa immer man darunter verstehen will. Aber wenn doch, dann gewi nicht nur ein einzige .

Ich habe ihr meine Freundschaft angeboten.

Ich habe da schon lange nicht mehr getan.

Ich berla e e ihr, wa sie damit tun wird.

*

Die Nacht geht zu Ende. Nach der Anstrengung des Schreiben , die er wahn innigen Erregung, und nachdem ich um Mitternacht eine Portion Nudeln au dem Topf gegeben habe, ohne die en Text auch nur eine Sekunde lang au den Augen zu verlieren, verpre ich große Luft, wieder mit dem Rauchen anzufangen.

Doch dann ist da zur elben Zeit da unbedingte Glück, die en Text über einen Zeitraum von zwölf Stunden vorangetrieben zu haben, mit einen Worten und Sätzen gelebt zu haben, Teil die e einzigartigen, wunderbaren Körper der Texte gewesen zu sein.

Natürlich werde ich nicht wieder mit dem Rauchen anfangen. ■

Ober-Beerbach, in der Nacht vom 14. zum 15. März 2001

Con tance Dollwet

Ulla, meine Freundin

Vor drei Wochen bin ich in die geschlossene Psychiatrie eingeliefert worden – Diagnose »Schizophrenie«.

Heute ist der 21. Juli 1986, ich bekomme ein paar Stunden Ausgang.

Meine große Schwester nimmt mich in Empfang und fährt mit mir nach Wederath im Hünrücken.

Hier lerne ich Ulla kennen.

»Ich werde von der Mafia verfolgt und... und die wollen mich vergewaltigen und... dann auf den Strich schicken«, platzt es auf mich herauf, als ich ihr etwa über mich erzählen soll. »Da ist ja entsetzlich, da kann ich mir gut vorstellen, dass du sofort in Panik bist.« Ich bin total berraucht, und ich probe, wie ich losheulen könnte, wenn ich nicht mit Haldol vollgepumpt wäre. »Endlich glaubt mir jemand«, seufze ich erleichtert. Ich kann mich ihr anvertrauen, ich vertraue ihr. Am liebsten würde ich gleich bei ihr bleiben, aber da muss erst noch die Sache mit der Klinik geregelt werden.

Schon am nächsten Tag ziehe ich bei meiner neuen Freundin ein. »Du, Ulla, die Medikamente machen mich so zu, ich will sie nicht mehr nehmen, aber der Arzt hat mich ausdrücklich davor gewarnt.« »Wahrscheinlich

te t du denn?«, fragt sie. »Vielleicht, da ich wieder alle fühlen kann ... aber, da will ich ja gerade.« Als mir da klar wird, schmeiße ich da Zeug in den Müll.

In der vierten Nacht checke ich plötzlich auf dem Schlaf auf und bin hellwach. Ich höre ein Auto mit laufendem Motor, das vor dem Haus steht. Jetzt haben sie mich entdeckt! Mein Herz schlägt mir bis zum Hals, meine Beine zittern. Ich atme ganz flach und lausche angepannt in die Dunkelheit. Wie komme ich jetzt zu Ulla, ohne dass die Mafiosi mich hören? Ich schleiche mich auf meinem Zimmer. Im Flur remple ich irgendetwas an, das zu Boden fällt und laut cheppert. Da steht Ulla auch schon in ihrer Tür. »Was ist mit dir, Conny, warum machst du dir denn kein Licht?« Ich tue meinen Zeigefinger auf den Mund: »Pst! Die sind da unten und wollen mich holen. Hörst du den Wagen vor dem Haus?« »Ja, den höre ich«, flüstert Ulla. Ich klammere mich an sie, und wir krabbeln beide in ihr Bett. Sie hält mich in ihren Armen, bis ich ruhiger werde.

Nach einer Weile sagt sie leihe zu mir: »Versuch doch mal, dich zu erinnern, wann hast du zum ersten Mal die erste Gerüche gehört?« Das passiert mir, wie ich auf einmal ganz viel Angst habe. Ulla passiert auch. »Wie alt fühlst du dich jetzt, Conny?« Spontan fällt mir ein: »Vielleicht vier oder fünf.« »Und wo bist du gerade?«, fragt Ulla weiter. »Zuhause bei meiner Mama.« »Was erlebst du jetzt bei deiner Mama?« »Da brummt das Auto unten auf der Straße, und ich hab öhrr Angst.« »Wo passiert die Angst in deinem Körper?« »In meinen Beinen, die zittern wie verrückt.« Da packt mich Ulla mit beiden Händen an meinen Schenkeln. Ich wimmere: »Lass mich los.« Und Ulla fragt: »Zu wem sagst du das, wer soll dich loslassen?« »Ei mein Onkel.« »Was macht denn dein Onkel mit dir?« Mir tockt der Atem. »Lass deine Angst immer größer werden, es kann dir nicht gehen, das Leben behaltet dich.« Ullas Worte machen mir Mut. »Mein Onkel hat mich in einem Auto mitgeholt.« »Und dann?« »Ich will mich nicht mehr daran erinnern.« »Sag die ersten Satz immer wieder«, ermuntert mich Ulla. Nach dem fünften Mal ist mein Widerstand gebrochen, und ich werde wie von selbst in das Gehehen hineingezogen. »Ich weiß nicht, wo mein Onkel mit mir hinführt. Und ich hab öhrr Angst, dass er anhängt.« »Was macht er dann mit dir, wenn er anhängt?«

»Dann ... dann tut er mir weh.« »Wo tut dir denn dein Onkel weh?« »Da unten, wo mein Pipi rau kommt.« Ulla greift mir zwischen die Beine. »Drück deinen Schmerz aus!« Da bringt mich an meine Grenzen. »Stopp!«, rufe ich, wie wir es vorher ausgemacht haben, und Ulla harrt sofort auf. Ich kuschle mich ganz eng an sie dran und weine. »So gut hast du das gemacht, Conny, von Mal zu Mal kannst du noch ein Stückchen weiter durchgehen, du wirst es sehen.« Beruhigt schlafe ich ein.

Schon in meiner Jugend habe ich geahnt, dass schlimme Erlebnisse, an die ich mich nicht mehr erinnern kann, mein Leben bechatten. Und ich habe vermutet, dass ich die dunklen Schatten selbst aufheben kann, indem ich die schlimmen Erlebnisse aus dem Verborgenen aufpärke und die damit verbundenen Gefühle noch einmal durchlebe.

So war es für mich alle anderen als ein Zufall, als ich damals die Chance bekam, von Ulla die Selbsthilfe-Methode KITE (Körperorientierte Intuitive Trance-Erleben) zu lernen, die wie für mich geschaffen war.

Genau so wichtig für meine Selbstheilung war der geschätzte Rahmen, mein »Nest«, das ich bei Ulla fand: in ihrem alten Fachwerkhäuschen unter der Linde, das wir gemeinsam nach und nach ausgebaut haben, mit dem Garten, der unternimmt; in dem einfachen Leben auf dem Land im Einklang mit der Natur; in dem überschaubaren Alltag mit mehr »spielerischen« Arbeiten, die ich mir nach Lust und Laune ausuchen konnte, ohne Zwang und Leistungsdruck; in der ungemessenen Atmosphäre mit viel Freiraum für Spontaneität, für Spaß und Fröhlichkeit.

Ullas bedingungslose menschliche Zuwendung, an der ich mich klar und eindeutig orientieren konnte, gab mir die Möglichkeit, meine oft schwierigen Gefühle direkt auszusprechen, ohne dafür abgelehnt zu werden. So hat Ulla mein kleines Mädchen immer mehr aus einer Ecke hervorgezogen.

»Was wünschst du dir, Conny?«, hat Ulla mich immer wieder gefragt. Mutig habe ich sie beim Wort genommen und nach einiger Zeit eine wahre Meisterhaftigkeit im Mir-etwa-Wunsch erreicht.

»Weißt du was, Ulla, am allerliebsten möchte ich immer Kind sein, aber leider geht das ja nicht.« »Warum denkst du denn, das geht nicht?«

Wenn e doch dein Herzen wun ch i t, mu t du alle da f r tun und dir dein Leben o einrichten, da du berwiegend im Kind ein kann t.« »Mein t du, da i t m glich?« »Nat rlich, wenn du keine hohen materiel- len An pr che tell t.« »I t f r mich kein Thema.« »Na, ieh t du. Und auerdem ha t du doch chon o oft erlebt, da du auch ganz gro ß ein kann t, wenn e die Situation erfordert.« Ich lache Ulla an: »Aber nur, weil ich bei dir o klein ein darf.«

Tag f r Tag habe ich damala unter der Obhut von Ulla gelernt, eigenver- antwortlich mein Leben von Null an neu in die Hand zu nehmen: Schließlich konnte ich, al ich au der P ychiatrie kam, die einfach ten Dinge de Alltag nicht mehr bew ltigen, nicht mehr Auto fahren, nicht mehr einkaufen gehen – vor fa t allen Men chen hatte ich Ang t. In aller- klein ten Schritten ging e nach und nach bergauf mit mir. Und bi heu- te habe ich nie wieder irgendein Medikament genommen oder einen Arzt (außer dem Zahnarzt) gebraucht.

Auf meinem Weg habe ich recht bald auch da intuitive Schreiben al elb t-therapeuti che M glichkeit f r mich entdeckt, zu dem mich Ulla immer wieder ermunterte: »So kann t du dir elb t auf die Schliche kom- men.« Ja, e war f r mich leben wichtig, meine »Schizophrenie« zu ent- r teln. In die em Zusammenhang mu te ich bei piel wei e erkennen, da hinter meinem Wahn y tem, von der ganzen Mafia auf Schritt und Tritt verfolgt zu werden, auch der berzogene Wun ch nach Bedeutung teckte, weil ich mich al ungewollte Kind wie der letzte Dreck gef hlt habe. »Nur wegen der Mau«, wurde damala ein gefl gelte Wort bei Ulla und mir. Und ich, die Mau, lernte, ber mich elb t zu lachen.

Der Weg zu mir wurde zu meinem gr ßten Abenteuer.

Eine Tage wollte ich unbedingt o richtig von der Pike auf chreiben lernen. Ich ging zu Ulla in die Lehre und geno ihre »P dagogik der Frei- heit«, wie ie ihre Arbeit wei e nannte. Die war wie f r mich gemacht. Nie h tte ich f r m glich gehalten, da mir Lernen einmal o viel Freu- de machen w rde. Und ich habe mir gew n cht, auch einmal eine o

gute Lehrerin zu werden wie Ulla. Und bin auch in die er Hin icht in ihre Fuß tapfen getreten.

Und schließlich kam mir die Idee, ein Buch zu schreiben und zu veröffentlichen. Ich p r te, da e f r meine Entwicklung wichtig wurde, mich in der ffentlichkeit zu meinem Ander -Sein zu bekennen, zu agen: Da bin ich. Auch dabei hat mich Ulla in jeder nur denkbaren Wei e unter t tzt. Sie wurde meine Lektorin und meine Verlegerin.

Ulla und ich leben nun schon eit 15 Jahren zu ammen und haben alle - aber auch wirklich alle - miteinander geteilt. Wenn ich mich heute frage, wa f r mich da gr ßte Gl ck im Leben i t, dann heißt meine Antwort klar und einfach: einander Freund ein. ■



GERLINDE RÖHLING, »Portrait«, Foto, Papier, Acryl, Leim, 2000

Bernd Müller

Ein Mann mit Idealen

Wolf, der alte Mann. In der alten, verfallenen Hütte. Abseit der Stadt. Wir vom Sozialen Frieden dient, Uli und ich, brachten Wolf regelmäßig Trinkwasser in großen Plastikkanistern. Wenn wir ihn besuchten, war er meistens nicht zu entdecken. Eschrie, brüllte oft auf dem Haus. Da entprechende Haus gibt es nicht mehr, sagte Vera traurig. Wolf. Tot. Der Wolf mit der schlohweißen, langen Mähne. Der auch wie Old Manitu. Die Blicke seiner Augen schweiften umher, so scharf wie Adlerkrallen. Wolf, der auch schon früher in die Psychiatrie verfrachtet worden war.

Als ich in Mutlangen mit mehreren Menschen gegen Atomraketenfahrzeuge demonstrierte und später im Gerichtsaal eine Friedensrede vortrug (Gerichtsaal zu Gedichtsaal, Dichter zu Schlichter), da war auch Wolf für mich als Unterstützer da. Er war Hauptmann bei der Waffen-SS gewesen und hatte sich später leidvoll bekehrt gegen den Nationalsozialismus. Nach dem Krieg. Als viele Deutsche verdrängten. So bittergrauam verdrängten. Aber Verdrängen konnte Wolf nicht. Wolf wurde gehetzt von den Geisteskranken der Vergangenheit. Wurde oft irre an ihnen. Menschen, die er als SS-Hauptmann erschossen hatte. Er hielt inzwischen zu allen Unterdrückten, Spinnern und Künftlern, wie er unermüdlich klagend vorbetete.

Und heute, am Verhandlungstag im März 1987 im Gerichtsaal in Mülhangeln – die Anklage lautete auf »Nötigung der Staatsgewalt« (nur weil ich mich mit vielen Demonstranten auf die Straße gesetzt hatte, um Atomraketenfahrzeuge an der Zufahrt zum Raketendepot zu hindern) – da erschien auch der lieberliebzigjährige Wolf.

Er tiefelte polternd, mit schweren Stiefeln, mit fettigen, langen Haaren in einem grauen, verdreckten, schmutzigen Pelzmantel, auf einem langen Bajonettgewehr mit dem Dolch gestützt – fast ein tollpatschiges Kind. Sein Blick kreuzte im Gerichtsaal lauernd umher. Ein Adler in wolkigen Höhen, mit seinen Adlerkrallen im Boden. Er witterte mit einer großen Nase unguete Luft.

Und ich trug dann meine Friedensrede vor, mit den Schwingen einer Friedenstaube im Kreis. Im Gerichtsaal saßen etwa neunzig Zuhörer. Und unter ihnen: mein Kampfwolf. Wolf weinte, schluchzte während meiner Verhandlung tragisch-dramatisch, da man nur taunen und sich wundern konnte. Eigentlich nicht wußte, ob man lieber Wolf schmunzeln oder weinen sollte. Sicherlich litt er jetzt wieder die Schrecken und Qualen des zweiten Weltkrieges.

»Mein armer Jung!«, weinte er laut, »mein armer Jung! Jetzt werden' mein armen Jung verurteilen! – Wie die Juden! Mein armer Jude!« Und wieder ergoß sich Wolf deutlich sichtbar in Strömen, schneuzte mehrmals deutlich dramatisch durch' Tauchentuch. Ich aß angepannt, nervös auf der Anklagebank und fühlte mich von Wolf tief gerührt. Zärtlich gerührt. Die zaubervollen Melodien einer Mammuttröten, welche er reichlich verschüttete, schickten ancheinend darin badete. Sein Wein war ein Weinen. Ich mußte schmunzeln. Mein Kampfwolf, mein Gott! Der noch viel verrückter war, als ich es bin – hier im Raum! Da er anwesend war, beruhigte mich. Etwa Verrückte von mir in meiner Rede – ich konnte auf Wolf verweisen, – ich war nicht der einzige Verrückte hier im Saal! Wolf war noch viel verrückter!

Der Richter pochte dagegen als Warnung mit dem Hammer hart gegen die Unterlage. Da packte Wolf plötzlich aus den Zuschauerreihen wie ein Berberker die nackte, heiße Wut, die brüllende, tobende Verzweiflung, gegen die Gerichtsmaschinen Richter und Staatsanwalt vorgehend, fest entschlossen mit einem langen Bajonettgewehr und dem langen

Dolch voran. Die Saalpolizeilein hechteten hechelnd herbei, hielten Wolf hartig zur Seite. Aber mit Wolf hatten sie ihre liebe Mühe und Not. Wolf schrie auf. Wolf wimmerte, die nächsten Tränen ergießend: »Der arme Jung kann doch nicht dafür!« Ich fühlte die unermeßliche, wunderliche Kraft einer tobenden, brüllenden Mammute mit seinen Urtränen. Sein gewaltige Trompeten im Kampf mit einem ungeheuren Donnerlauf.

Mein Vater war nicht hier. Entweder schon, mein Vater hatte wenigstens hier hinter mir gestanden. Daß er hätte erkennen können, warum ich so oft gelitten habe und in die Psychiatrie mußte. Der mir so viel vom Leid vom Nationalsozialismus erzählt hatte in meiner Kindheit. Bilder, Stimmen, Apokalypsen, die sich in meine Kinderseele einbrannten.

Rotglühende Brandeisen des Kriegswahns. Aber mein Vater schämte sich meiner und einer Person. Wegen meinen unzüchtigen Psychiatrieaufenthalt. Und daß ich mich durch Blockieren von Raketentransportern öffentlich dem Staat wideretzte. Aber dafür war mein Wolf, mein Kampfwolf da. Der große Indianerhuptling.

Der Richter schlug erneut, diesmal härter, heftiger, mit dem Hammer gegen den Tisch: »Ruhe, oder ich laße den Saal räumen!«

Wolf schrie unter Tränen in den Gerichtssaal hinein: »Herr Richter, ich war bei der Waffen-SS Hauptmann! Und wenn Sie den Wahn-Krampf von Krieg gekämpft hätten, würden Sie jetzt meinen Jung auch freisprechen!« Ich war tief berührt. Im Saal wurde eine Regung – eine Initialzündung. Viele Zuschauer untertetzten mit Beifall. Der Richter gab dem Gerichtspolizei ein hartes Zeichen: »Führen Sie diesen Mann nach draußen!« – »Nein, ich gehe nicht! Wenn nicht mein Jung mitkommt! Ich protestiere! Ich verlange sofort einen Anwalt!«, brüllte Wolf jetzt zornig entsetzt. Und man hörte zerrten zwei Polizisten einen berliebtzigigen Mann nach draußen.

Hinter der geschloßenen Tür noch ein Rumoren und wilde Getöse. Dann herrschte plötzlich wieder Ruhe. Man konnte von draußen Wolf leise bitterlich weinen hören, ihn, den kraftvollen, ehrenvollen Indianerhuptling.

Später wurde ich mit den anderen Angeklagten zu 30 Tagen verurteilt. Wie viele hunderte Frieden schaffende Menschen.

Wolf also war tot. Er, der Indianerhuptling, war jetzt bei Manitu. Ich war elteramerweise darüber zuerst überhaupt nicht traurig. Eher etwa heiter gestimmt. Ein wirklich gelebtes Leben hat ein irdisches Ende erreicht. Wolf hat gelebt. Geliebt. Gelitten. Ich meine: wirklich gelebt, wirklich geliebt und gelitten. Intenсив gelebt. Und auch so viel gelitten. Bis in hohes Alter lieberliebig hat er noch so heftig und intensiv gelebt, wie es nur wenige vermögen. Dank einer Exzentrizität. Dank einer unkonventionellen Weise. Dank einer Spannungspole in sich. Er wurde, körperlich betrachtet, fünfmal lieberliebig. Na gut. Jetzt war er also bei Manitu. In den ewigen Jagdgründen. Im ewigen Kreislauf des Lebens heimgekehrt. Und eines Tages wird eine Seele wieder niederregnen. Von Gott. Vom Himmel. Von einer Heimat fern. Auf die Erde. Gleich Regen wird eine Seele durch einen Mutterleib hineingelangen in einen Embryo. Nein, Wolf war nicht tot. Wahrscheinlich machte er jetzt im Himmel die lieben, lockigen Engel verrückt.

Ich weinte Wolf keine Träne nach. So wie er gelebt hat, es war für Uli und mich und die anderen ein großer Trost. Er hatte es jetzt gut. Bestimmt lütwandelte er jetzt in der Himmelpsychiatrie oder paizierte im Psychiatriehimmel und machte die Leute noch verrückter, als sie auf dem Planeten Erde eh schon waren. Wolf's Leben ist vorbildlich. Besonders für die Jugend. Ohne die groß aufgeblähten Reden von vielen bertitelten sogenannten Männern. Balzende Auerhühner, eitle Pfauenaugen, die immer nur ihr Rad schlügen. Kampföhner, denen immer ihr großer Kamm schwoh. Nämlich ein ureigene Leben zu leben, ungezähmt, ungezogen, jenem eitleren Leben abtenden Normen.

Wolf konnte nicht lernen, einer von vielen zu sein. Wie ich auch. Durch eine außergewöhnliche Gechichte und Individuation war er ungewöhnlich und gegen viele auf Kollision kurs. Ich glaube, Wolf tieß dabei gegen sich selber am schmerzvollsten.

Er versuchte, auf einer Mitgefühl Wiedergutmachung zu erkämpfen. Und er schenkte ich ein Jugendliches als einen unererbten Erbschaft. Nun konnte ich weinen... ■

Christiane Weiner

Angst verlieren

Wir schicken Blicke
hin und her
wie Briefe.
In ihnen teilt viele geschrieben,
wir lesen und ihre Geschichten.
Wir brauchen keine
warmen Worte,
es reicht aus,
damit meine kalten von deinen warmen Händen
gehalten werden,
um alle zu sagen...
Nur scheue Blicke
und wir wissen,
damit unsere Sehnsucht nach Wärme
die Angst vor Verbrennung
irgendwann schmilgt.

Marjana Gaponenko

Da auf der Brücke sitzen wir beieinander und schauen auf den Fluss.
Der Fluss kommt in Eile ein Haar mit den Wurzeln der Bäume.
Als du deinen Blick hebt, grimassieren wir entsetzlich, und der Fluss
friert zu.

Es ist Winter. Wir sitzen eng aneinander geschmiegt.
Oben greifen die Wolken, Gott lüftet Schlittschuh – ein eleganter Hirte.
Wir sitzen auf der Brücke, die so alt ist, dass sie zu knarren vergift.
Statt zu sprechen, kenne ich dich. Statt nach deinem Namen zu fragen,
kenne ich dich.
Wir lachen, lachen, lachen, und Krähnen flattern aus uneren Mäandern
heraus.

Dem Mann, den ich lieben werde.
Der einmal weggeht.

Du dachtest, dass ich schlafe,
und hast im Weggehen
das Licht ausgechaltet. Aber ich
hörte, wie dein großer
und trauriger Handteller
sich auf der Hautreppe
schuldig fühlte.

Dem Mann, den ich lieben werde.
Der einmal weggeht, um
zu mir zurückzukommen.

Am Blumenkiok dachtest du,
dass meine Schönheit
einer schlafenden Nelke
ähnlich ist.
Ich hörte, wie orgelhaftig
mich dein heiliger Handteller
weckte. Ich parierte dich
nach Nelke und Zigarre riechen...

Manfred Ach

An prechpartner

Da Weltall in dir
intere iert keine Sau.

Der Himmel ber dir
i t au verkauft.

Der o genannte
Mitmen ch,

fall betroffen,
lacht dich au .

Mit wem
rede t du berhaupt?

Allein aufge tanden

Die berra chung
der Stille. L rmende Ang t.
Men chenleerer Tag.

Joachim Frerich

Neid I

neid i t klei ter
der nicht hart wird
neid i t ex
der nicht tattfindet
neid i t glut
die nie kalt wird
neid i t der ockel
auf dem wir tehen
neid tut weh
wenn wir l cheln
neid kann alle ein
nur nicht liebe
neid i t gerecht
verteilt
neid i t der tod
der lu t
am leben
neid
gr bt
gr ber

Neid II

gern w r' ich wie du

au gela en
ingend
tanzend

gern w r' ich wie du

gut au ehend
charmant
cool

gern w r' ich wie du

doch wa
w re ich
dann noch?

w r' ich gern wie du?

wa bi t du
wenn wir
zwei ind?

w r t du ab und zu
gern wie ich?

Stefan Kry kiewicz

F r dich und mich

Baue mein eigene Hau

Jede Silbe

Ko tet

Stein f r Stein

Implodiere

Explodiere

Vergl he

Nimm ein St ck

Von meiner Sonne

Fal ch

Aufge chreckte H hner

Verr ckte Zucken

Verdammt Sch del

Hohle Augen

Wirre Haar

Kalter Blick

Tote H nde



ARNHILD K. PCKE, Geichter 2000/2001, Aquarelle

Fritz Bremer

bei richtig starkem Regen wird
glaube ich, auch die Liebe na

ie itzt dann womöglich al
mi mutige Kr he im kahlen Strauch

ich glaube nicht, da ich die Liebe
bei jedem Wetter auf den Weg macht

manchmal bleibt sie einfach zu Hause
sie hat dann keine Lust jemanden zu treffen

die Liebe mag vielleicht auch keine Sonne
ist licht scheu und meidet all den Glanz

weißt du, ob sie sich im Schnee wohlfühlt
mit kalten Füßen und eisigen Ohren?

Lena und Pie

Ein Liebesroman

Pie zwingt Lena durch ein beharrlich männliche Verhalten in eine Rolle, die Lena dazu zwingt, durch beharrlich weibliche Verhalten Pie dazu zu zwingen, in einer Rolle männlicher Art Lena dazu zu zwingen, durch beharrlich weibliche Verhalten Pie dazu zu zwingen, durch ein bedürftig männliche Verhalten Lena in eine Rolle zu stoßen, die sie dazu zwingt, ihn – Pie, durch ihr weiblich beharrliche Verhalten in eine Position zu bringen, die ihm nicht andere ist, als sie – Lena, durch ein bedürftig männliche Verhalten nicht in Ruhe zu lassen, sie also auf eine Rolle zu verpflichten, in der ihr auf nicht absehbare Zeit nicht andere bleiben wird, also durch auf dauernde für weiblich gehaltene Verhaltensformen ihren Pie dazu zu bringen, sich in Männlichkeit zu ergehen, wodurch er sie unablässig zwingen wird, durch ein beharrliche Verhalten von weiblicher Art Pie dazu zu zwingen, geradewegs männlich zu sein, sich also zu verhalten, das für eine Lena unmöglich wird, anders in Erscheinung zu treten, als es gemeinhin von einer Frau erwartet wird, wodurch sie beim geliebten Pie mit vollkommener Gewissheit eine Wirkung erzielen wird, die nun für beide bedeutet, dass er sie durch ein bedürftig männliche Verhalten dazu zwingt, ihn durch ihr beharrlich weibliche Verhalten dazu zu zwingen, sie durch ein männliche Verhalten dazu zu zwingen, ihn durch ihr weibliche Verhalten dazu zu zwingen ... ■

Paul Schuster

Beziehungen

Kriterien zur Messbarkeit von Beziehungen

Messbarkeit des Umfang und Tiefgang menschlicher Beziehungen: Die gemeinsam verbrachte physikalische Zeit; die Gesamtheit der Minuten, die man in Gedanken mit dem anderen beschäftigt war; die Menge des alles, was man an Privatem, persönlich gemeinsam am Erinnerlichem miteinander zu besprechen und die Menge des, was man an Privatem, persönlich gemeinsam am Erinnerlichem zu besprechen hat. Wobei das zu Besprechende wiederum in mehrere Felder zerfällt – besprechen aus Angst, darüber zu sprechen, besprechen aus Verlegenheit, schlechtem Gewissen, Schuldgefühlen, besprechen aus Rücksicht, besprechen aus der manchmal recht deprimierenden Erfahrung, dass zwei Menschen sich an Gemeinsamem von einander oft eher unterschiedlich erinnern.

Feine Beziehung

Als »feine Beziehung« bezeichnet man die Person, mit der man sich verhält und der man Vorwürfe machen zu dürfen glaubt (und darum auch macht), wenn sie mit einer anderen Person sich verhält.

Streit

»Die Partner chaft zwi chen Mann und Frau i t eine Operation: zwei Chirurgen operieren einander und lernen immer be er, wa weh tut.«

(MARTIN WALSER)

T rgef hl

Die Ge ichter, die Stimmen in der Runde, einnehmend, jede eine Verheißung, ich habe vor Jahren die gute oder die chlechte Ehe ber da »T rgef hl« be chrieben:

Wenn du, beim Nachhau ekommen, in Vorfreude auf Weib und Kind und Katze und Buch, zwei Stufen auf einmal nimm t, um chneller den Schl el in T r chlo zu tecken, und vor dem Gehen gerne noch ein bi chen verweilen m chte t, auf ein W rtlein noch, einen Scherz mit der Frau, dem Kind, ehe du hinau in den widrigen Alltag tritt t und die T r hinter dir chließt, dann i t' eine gl ckliche Ehe. Ungl cklich aber, wenn du aufatme t, obald du die Wohnung t r hinter dir ge chlo en ha t; und bei der Heimkehr lang ameren Schritt die Treppe hoch teig t und am lieb ten noch eine Runde um den H u erblock laufen oder, noch be er, in die n ch te Kneipe gehen m chte t. Und o wie ein gute und ein chlechte T rgef hl, o auch da Sitzgef hl: Man freut ich beim guten, oder man eufzt heimlich in ich hinein beim chlechten Sitzgef hl, wenn man ich etzt; man atmet beim chlechten auf, wenn die Zeit der Pau e gekommen i t, oder man vergi t beim guten die Zeit, berh rt da Pau en ignal.

Au prechen und Be chweigen

Jede Ehe i t durch ein gegen eitige Verh ltni von Be prochenem und Be chwiegenem zu charakteri ieren. Sagbarem und Un glichem. berwiegt da zu Be chweigende auch nur bei einem der beiden Partner, dann wird ie fr her oder p ter in die Br che (oder in Neuro en) gehen.

Schweigen

Wo mehr als zwei Menschen zuammenkommen, wird immer mehr geschwiegen als geredet.

Es wird viel geredet in Deutschland. (Weil) das Reden vom Schweigen ablenkt.

Solche Reden ist aber immer eine besondere Art der Lügen: denn wenn man redet und dabei nicht sagt, was man denkt ...

Natürlich kann man auch reden, ohne zu denken. Das ist dann nicht Lüge, sondern Geplapper. Und wenn man nicht denkt, dann ist auch das Schweigen kein Schweigen, sondern einfach Stumpfheit, Blindigkeit – Glühbirne ohne Strom. Das ist Puppen schweigen.

... und reden

»Wenn ich schweige, fühle ich mich bevoll; sobald ich meinen Mund aufmache, um zu sprechen, finde ich Leere in mir.«

(LUDWIG HUNDESDORF, *Wilde Gräser*)

Gepräch und Meta-Gepräch

Bei jeder Runde, bei Kaffee und Kuchen, in Arbeit gemeinschaften, beim Kneipen kat, schwebt unangenehm da Eigentliche; man tritt sich, konkurriert mit schalen Witzen gegen andere schale Witze, renommiert, trachtet – die Politik, die Preise, das Wetter. Aber das, was einen wirklich beschäftigt, plagt, nicht zur Ruhe kommen lässt, wenn man mit sich allein ist, auch das, was man über die anderen Umstehenden denkt, was man den einen oder anderen vielleicht fragen würde, worüber man gerne sprechen möchte: Es kommt nie zu Wort (oder läuft irgendwann, wenn es irgendwie so passiert, zum Psychiater oder zur Gruppentherapie oder zum Steuerberater). Das Weib und der Mann (Eifersucht, Ehebruch, Potenzstörungen, Frigidität), die Gesundheit der Leibe (die Pillen, die man schluckt), die Obrigkeit (in Gestalt der eigenen Vorgesetzten) und die Bank. Es gibt so etwa wie Gespräch-

temperatur. An dem Abstand zwischen dem Gerede und dem darüber schwebenden Unausgesprochenen, aber sehr wohl Gedachten, Gefragten, Gefachteten liegt die ich ermeßliche. Liegen die beiden Ebenen weit auseinander, dann ist es ein kaltes Gespräch. Je mehr sie sich einander nähern – wie elten! – um so wärmer ist das Gespräch. Ganzlich kommen sie wohl nie zusammen. Oder wenn, dann nur zwischen Liebenden unter vier Augen.

Der Coitus und die Folgen

Paracelsus schrieb: »Die Welt der Formen ist endlich« – der Satz ist universal anwendbar, also auch auf die Sexualität. Ich sehe Penis und Vagina wie Schlüssel und Schloss. Man könnte sich ein Schlüssel-Schloß-Museum mit unzähligen Exponaten vorstellen – von der Antike bis zur elektronischen Epoche – im Prinzip gleichen sich alle: Das Schloss verschließt einen Raum, man muß den Schlüssel in das Schloß stecken und öffnen. Der Vorgang ist immer der gleiche, Schlüssel und Schloß unterscheiden sich, es gibt grobe und feine, leichter oder schwerer funktionierende Schlüssel-Schloß-Paare; und so ist es mit dem Coitus – im Prinzip beide phantastische Instrumente, nicht anders als eine Stradivari – wenn leider gute Geiger unter Frauen wie Männern elten sind – und noch eltener ein gut eingepieltes Duo (die sogenannte Sexualaufklärung macht noch lange keine Musik). Aber wie dem auch sei: Wichtig sind nicht Schloß und Schlüssel – wichtig sind die Rume, die sich nach Öffnung des Schloßes auftun. Und die gleichen sich nie!

Die inneren Rume, die Welt, die jeder Mensch für sich hat, der psychospirituelle Komplex, der Charakter, die Traurigkeiten und Begebenheiten, die Hoffnungen und Enttäuschungen, alle Erlebte, kurz die Matrjoschka, die jeder Mensch hat (Puppe in Puppe in Puppe) – die innere Welt öffnet sich immer erst nach Öffnung des Schloßes. Alle andere davor ist in der Regel nicht all Balz.

Wie häufig aber die Erfahrung: daß die wenigsten Männer an die inneren Rumen interessiert sind – man könnte auch sagen, daß die meisten zu

feige sind, sich auf den erschlossenen Raum einzulassen (auf die inneren Puppen, die in der Frau stecken), sie haben Angst vor den Konsequenzen oder sind einfach gleichgültig. Eben so schlimm die fast regelmäßige Ungleichheit der Bedürfnisse: Während die liebende Frau sich auch noch in der leidenschaftlichen, animalischen Hingebung danach sehnt, dass der Mann ihre inneren Räume wahrnehme, d.h.: alle Puppen, die in der Matrjoschka stecken, mit Liebe, während sie sie ihm ohne Reserven anbietet, hat der Mann kaum Interesse daran, die Frau in eine Räume einzulassen (sie dürfen ja auch rüber, dortiger bezieht und mündet ein als die der Frau). Und diese Ungleichheit entpricht auch die Ungleichheit zwischen männlicher und weiblicher Eifersucht. Die Frau leidet mehr an der Verwahrlosung ihrer inneren Räume – der Mann mehr am Verlust der körperlichen Nähe. ■



MICHAEL LAETZSCH, o. T.

Fe Berg

Barrikaden

ver prechen
i t ungewi
ag t du

ich trete
age ich
daf r ein

du ver chr nk t dich
hinter deinem Argwohn

feg t
Verlu treiche
au meinen S tzen

du perr t
weitr umig ab

ich baue
eine Br cke

ich trete
ie ein
chrei t du

Ulrich Degwitz

warz & chweiß

(f r bori)

ie i t mir vrent
& doch fertraud –
auf meiner warzen
die chweiße haut.

du bleib t du
& ich bleib ich –
du weißt genau:
ich chwarze dich!

dein ein ein
& mein ander ein;
kann nicht allein
richdich ichlich ein.

du bi t mir vrent & doch fertraud
zur warzen pa t die chweiße haut;
chwarzenweiß & warzen chweiß,
keinmal halt und einmal keiß!

Heinrich Kupffer

Ich und Du – Betrifft Beziehung

Martin Buber schreibt: »Man wird durch das Du zum Ich«. Das »Man« tritt zwar ein bisschen, aber im Prinzip hat er sich Recht, denn er meint wohl: Jeder will zum Ich, will zu sich selbst kommen, will einen Platz finden. Das geht jedoch nicht direkt, sondern nur über die Beziehung zum Du. Am Du führt kein Schleichweg vorbei. Vielleicht will er aber auch aufdrücken: Viele kommen zum Du, aber wenige zum Ich. Man soll also nicht auf halber Strecke gemütlich beim Du einkehren, sondern dann auch wirklich zum Ich vorstoßen. Wenn ich nur nur geradeaus blicke, andere für meine Karriere benutze, zielstrebig allein meinen eigenen Vorteil verfolge, kann ich mein Ich auch verfehlen. Ebenso, wenn ich mich immer nur um andere kümmere, mich im Helfer syndrom verfangen und niemals zur eigenständigen Person heranreife. So weit, so gut.

Aber in welcher Zeit und, vor allem, in welcher Gesellschaft lebte Martin Buber? Drängte er sich auf Kirchentagen im frommen Gewühl, wo Zehntausende sich mit Du anprechen und irgendwo an den Heiligen fassen? War er Parteigenosse, der sowohl mit Vorgesetzten als auch mit Untergebenen teilkadernmäßig »Du« verkehrt? Lag er neben vielen anderen

verdreckt im Sch tzengraben und murmelte: »Du, Kamerad, ha t Du noch eine Zigarette?« bte er einen harten Beruf au , in dem ich die Kollegen vor Ort duzen, zum Bei piel Seemann, Sozialarbeiter, Fußball pieler? Ich vermute mal: Nein. Und wenn vor bergehend doch mal, dann h tte er icherlich ge t hnt: Nun ja – wo »Du« drauf tebt, mu »Ich« nicht unbedingt drin ein.

Wie kommen wir weiter? Vielleicht, indem wir hier ein paar Standard- situationen daraufhin pr fen, wa ie f r da Beziehung problem hergeben. Dazu wollen wir ieben kurze, beliebig herau gegriffene Szenen durch pielen. Am Schlu tteht dann die ent cheidende Frage, welche Fazit f r mich und f r Dich darau gezogen werden kann.

Szene 1

Vor ber 60 Jahren wurde ich mit vielen anderen Jungen gen tigt, an einem HJ-Lager teilzunehmen. Die »Einladung« enthielt ein auffordernde Motto, da ich mir wegen einer be anderen Ab urdit t bi beute gemerkt habe: »Wer ein Kamerad i t und ein ganzer Kerl, i t in un erem Lager«. Klarer Fall. Einmal zum »Kameraden« ernannt, bin ich niemals mehr allein, ondern immer unter vielen anderen. Alle duzen ich, alle treten f reinander (oder aufeinander) ein, keiner f llt be onder auf. Ehe Ich bin, bi t Du. Ja, da Wort »Ich« i t im Rahmen einer olchen kollektiven Veran taltung im Grunde berfl ig. Jeder i t f r den anderen Du, aber keiner kann da Du, mit dem ich alle anreden, auf ein »Ich« beziehen. Da »große Ganze« funktioniert, denn wir ind alle gleichermaßen »ganze Kerle«. So ganz, da f r da Wort »Ich« gar keine L cke bleibt.

Szene 2

Hamlet oll einen Vater r chen, indem er einen Onkel umbringt. Aber wie? Aber wann? Aber wo? Hamlet beobachtet einen Onkel und innt:

*»Jetzt k nnt' ich' tun, bequem; er i t im Beten.
Jetzt will ich' tun – und o geht er gen Himmel,
Und o bin ich ger cht? Da hieß: ein Bube
Ermordet meinen Vater, und daf r*

*Send ich, ein einz'ger Sohn, den elben Buben
gen Himmel.
Ei, da w r' Sold und L hnung, Rache nicht.«*

Hamlet ahnt, dass er »Ich« werden muss. Zuerst wird er vom »Du« des toten Vaters angeprochen. Nun aber hat er den Onkel als neue »Du« vor sich. Ohne dessen Tod wird Hamlet nicht Ich. Das »Du« als ein aufgezwungener Partner, an den er gekettet ist, muss sterben. Doch nicht einfach so, wie jeder Beliebige sich nach »Sold und L hnung« ein Verdienst auszahlen lässt, sondern auf unzulässige Art, die einem persönlichen Verbrechen entspricht. Er soll sterben als der Schurke, der nur er ist. Er soll als Ich sterben. Nur dann ist auch Hamlet am Ende zum Ich geworden.

Szene 3

Neulich war ich auf einem Klavierabend mit einer runden Jahreshälfte, eine Ewigkeit nach dem Abitur. Natürlich duzten wir uns alle wie früher. Zunächst erinnert man sich an das, was allen gemeinsam war: Unterricht, Lehrer, Klavierstunden, Freundschaften, Streiche. Aber nostalgische Anekdoten bringen noch kein Ich hervor. In der Tat erwähnte auch keiner von uns, dass er vielleicht schon damals unter dem strengen Reglement, unter manchen Erziehern oder Mitschülern gelitten hat, weil er sich nach Schema F und nicht als Ich wahrgenommen fühlte. Ein solches Bekenntnis hätte nicht in den Rahmen des Treffens gepasst, denn Tenor nicht das »Ich« war, sondern das »Wir«. Wo das Du in vielen Anwendungen zum Wir addiert werden kann, besteht noch keine nennenswerte Beziehung. Man duzt sich heute meist ja sowieso: nicht nur unter Schulkameraden, sondern auch unter Arbeitskollegen, Sportfreunden, Studenten, Motorradfahrern. In allen solchen Konstellationen gelangt man durch das Du mitnichten zum Ich, sondern bleibt im Wir hängen. Oder?

Szene 4

Wagner zu Faust: »Ich hab' euch Pfarrer hängen sehen, ein Komödiant kann' einen Pfarrer lehren.« Faust zu Wagner: »Ja, wenn der Pfarrer ein

Kom diant i t.« Wa heißt da ? Da heißt vielleicht, da manche Pfarrer eine kom diantenhafte Art haben, die ihnen bringen gerade in der heutigen Spaßge ell chaft helfen kann, ihre Kirche voll zu kriegen. Aber e heißt auch, da ich einen anderen nur lehren kann, wenn der andere o hnlich i t wie ich, wenn er zwar vielleicht manche noch nicht kann und weiß, aber ozu agen daf r bereit di poniert i t. Da i t wichtig zum Beruf ver t ndni von P dagogen. Ich kann Dir nur etwa beibringen, wenn Du mich schon vorher o ungef hr ver teh t. Auf den er ten Blick lautet un er Verh ltni : Ich lehre, Du lern t; ich bin »Ich«, Du bi t »Du«. Aber ich bin nur olange »Ich«, wie Du mir gegen ber teh t, mich h r t, mich wahrnimm t. Und Du bi t nur olange f r mich »Du«, wie ich mich in Dir wiederfinde und die Re onanz p re, die ich von Dir empfangen.

Szene 5

Einer hat »gute Beziehungen«. Da i t ch n f r ihn, denn o kommt er leichter voran. Und wenn er auf der Karriereleiter er tmal ganz oben i t, d rfte ihm kaum noch wa pa ieren. Wird er in eine Spendenaff re, einen Be techung kandal, ein Finanzdebakel verwickelt, dann kann er ich mit Hilfe einer guten Beziehungen immer wieder herau winden. Selten gelingt e , ihn per hnlich haftbar zu machen. Seine Beziehungen funktionieren al Entla tung mechani mu , eliminieren dar ber hinau aber auch lautlo eine Per on, da ie weder »Ich« noch »Du« zula en. Niemand darf o direkt agen: Du war t chuld! Und niemals wird er ich elb t unumwunden al Schuldigen pr entieren. Da heißt nicht lediglich, da er ein Vergehen einfach kaltl chelnd leugnet. Sondern e heißt vor allem, da er ich mit Hilfe einer Beziehungen ein »Ich« vororglich abtrainiert hat und folglich auch f r niemanden mehr »Du« i t.

Szene 6

T glich h re und ehe ich in B1 den Wetterbericht. Und der wird immer mit der Formel eingeleitet: »Ich begr ße Sie zu Ihrem B1-Wetter«. Zu meinem Wetter? Wie o i t da mein oder Dein Wetter und nicht da Wetter berhaupt? Weil der Wetterfro ch ein Ge p r daf r entwickelt, da wir qua i ber da Wetter in Beziehung zu ihm treten. Er gibt mir von un e-

rem Wetter ab, denn er hat e und reicht e mir, o wie allen anderen auch. Ich bin da Du, da er au Anla de Wetter an pricht. Er braucht mich, denn wo oll er on t mit einem Wetter hin? Ich bin der Kon u ment de Wetter , aber ich uche e mir nicht au , ondern erfahre e eben o wie der, der e mir verk ndet. Nur auf die er Ba i einer fundamentalen Solidarit t aller Zu chauer mit allen Wetterfr chen gewinnt da Wetter eine gemein chaft tiftende Bedeutung. E i t un er Wetter. Und auch, wenn e regnet, blitzt und donnert, o markiert da eben den virtuellen Leben raum f r un alle. Wir ind die groÙe wetterbedingte Schick al gemein chaft.

Szene 7

Nachdem der Ge etze lehrer Je u gefragt hatte, wer denn ein »N ch ter« ei, endet die Ge chichte vom »Barmherzigen Samariter« o:

»Wa mein t du: Wer von die en dreien hat ich al der N ch te de en erwie en, der von den R ubern berfallen wurde? Der Ge etze lehrer antwortete: Der, der barmherzig an ihm gehandelt hat. Da agte Je u zu ihm: Dann geh und handle genau o!«

Der N ch te i t hier al o zuer t nicht der, dem geholfen wird, ondern der, der hilft. Dadurch werden die Per onen au getau cht und aufeinander bezogen. Helfer und Opfer tehen ich nicht im Verh ltni von Subjekt und Objekt gegen ber, ondern bilden eine Zweiergemein chaft auf Gegenseitigkeit. Jeder i t in der konkreten Not ituation dem anderen der N ch te. Au einer Ge etze frage, ber die ich trefflich di kutieren l t, wird eine Beziehung frage, die nur durch authentische Handeln verstanden und beantwortet werden kann. Zugleich wandelt ich da cheinbar unverbindliche Ge pr ch zwi chen Je u und dem Ge etze lehrer zu einer verpflichtenden Aufforderung zwi chen »Ich« und »Du«.

Au klang

Die ind un ere ieben Szenen. Und – wie oben chon angedeutet – folgen jetzt die Fragen an mich und Dich. F r ie gibt e minde ten vier Varianten:

- Wer möchte ich am liebsten sein – Hamlet, Wetterfrosch, Kamerad, Politiker, Samariter, Pfarrer, Kommandant?
- Wie vermeide ich den Irrtum, daß mir, ohne daß ich überhaupt persönlich gefordert wurde, schon durch bloße Zugehörigkeit zu einer Gruppe die eine oder jene Eigenschaft zugeschrieben?
- Woran erkenne ich, ob eine »Beziehung« mein Ich fördert, oder daß es für andere zum Du wird, oder ob sie umgekehrt jede Ich und jede Du in dumpfe »corporate identity« einmüht?
- Wo finde ich die harte Währung, den zwischenmenschlichen Euro, mit dem ich wirklich so viel »Du« einkaufe, wie ich »Ich« investiere?



SWEN NOGENS: »Skorpion im Spiegel«, Buntstift

Hartmut Selle

Trennung

Erschwindet da Vertraute,
da Photo zeigt eine reife Frau,
doch nun –
allein bin ich,
und nacht i t' da Dunkel,
da mich wachen l i t,
die Kluge i t fort,
und nun –
allein bin ich,
ich halte noch fe t ...

Bericht

Ich fange an zu schreiben,
einen Bericht,
über ihr und mein Leben.
Da i t zuende –
vielleicht keiner brig,
wie etwa brig bleibt,
da ohne Wert i t –
ein Bericht hat Wert,
und schreiben, wie' war,
die Liebe kann fehlen ...

Die Heimat der Menschen

Ich bin ungeboren,
Vater und Mutter,
lebe, arbeite, sterbe irgendwann,
ich weiß, wo meine Heimat
ist, und doch –
schaue nach oben
in Dunkel der Nacht,
dann frage ich noch,
ob da hier unten meine Heimat ist,
mein Körper stirbt,
und wo ist die Heimat
meiner Seele...?

Der Stein vom Herzen

Wenn er fällt,
ist wie friechende Wälder,
oder nahe Gräber –
er fällt nicht in die Grube –
da Herz wird geboren –
und gute Natur,
im Mord fällt der Stein –
wer stirbt, ist nicht allein...



ALEXANDER KURFURST, o. T., I

Alexander Kurfürst

Schon früh die Auswirkungen
der Frau des Teufel
auf der Erde
in Psychohalluzinationen erfahren.
Sie umflutet die Welt

und die Schauplätze
mit ihrem Sportjaguar
in rasenden Geschwindigkeiten
und taucht hier und dort auf
wie die Bildzeitung.

Eine neue Sonne wird aufgehen au
jahrhundert tiefer Verkennung
ohne Eliabeth, die Frau des Teufel
und Spaziergängerin auf der alten Sonne,

und Abenteuerromane schreibende
mit Pinocchio im Waldfischbauch
im Zeichen Gottes
und ein wenig auch meine Pläne .

Jürgen Schilling

»Aber da ist ja meine Nahe
in Jean-Pierre Kopf!«

Ein »Mittommernachtstraum«
in einer psychiatrischen Anstalt

Das abgebildete Triptychon auf den folgenden Seiten zeigt eine Situation extremer Entfremdung. Drei bizarr gezeichnete Männer, die nicht miteinander im Sinn zu haben scheinen, stehen beieinander. Je einer pro Blatt. Zueinandergehoben. Jeder verharrt in der ihm eigenen Sphäre.

In dem Theaterstück »Ein Mittommernachtstraum« von William Shakespeare, dem die Figuren entstammen, sind sie jedoch auf Engländer miteinander verwickelt. In der Mitte des Triptychon (Seite 195) verlangt Egeus nicht Geringeres als den Tod einer Tochter, die ihm nicht den blinden Gehorsam zollt, den da Geizhals Athen vor schreibt. Sie will einen jungen Mann heiraten, den sie liebt, obwohl die Wahl ihren Vater auf einen anderen fiel, nämlich auf Demetrius, die linke Figur im Dreierbund (Seite 193). Dieser ist zwar mit einer anderen Frau liiert, aber der verwerlichen Zuwendung keine Wegabgeneigt. Rechts, im Profil vorgestellt, Theobaldus, der Herzog und oberste Richter von Athen, eine virile

Autorität, ein berechtigter Schrecken (Seite 197). Egeu Klage ber-
 raucht ihn mitten in den Vorbereitungen zur Hochzeit mit einer Amazonen-
 knigin, die er, wie Shakespeare ironisch präzisiert, »mit dem
 Schwert gefreit« hat.

Im Rahmen eines Künstlerprojekts nahm eine Gruppe geistig behinderter
 und psychisch getriebener Menschen die originelle Verknüpfung



DEMETRIUS

von Komödie und Drama
 im »Mittommernacht-
 traum« auf ihre Weise auf-
 und lieferte eine viel-
 schichtige Interpretation,
 deren Aussagekraft auf
 einem gemeinsam entwickelten
 Stil beruht.

Acht Personen haben am
 Triptychon »Egeu Rede«
 während mehrerer Mona-
 te gearbeitet. In dieser
 Zeit entstanden zahlrei-
 che Zeichnungen, mehre-
 re Studien in Hinblick auf
 die Endfassung. In der
 Manier eines Dix oder
 Grosz haben sich die Pla-
 nierer¹ die vorgechlagenen
 Stoffe bemächtigt. Sie
 protestierten, da sie sich
 bei diesem Projekt nicht

1 Das Projekt, von dem in diesem Artikel die Rede ist, begann im Frühjahr 1997 in dem
 Heim »la Planie« (daher der Name »Planierer«) bei Caestre. Es ist in einem zwei-
 sprachigen (französisch/deutsch) Buch dokumentiert, dessen Titel trägt: »Planierer.
 Ein Künstlerprojekt in einer psychiatrischen Anstalt.« Centre d'art contemporain,
 F-81100 Caestre, 35, rue Chambre de L'Edit, e-mail: centredart.public@wanadoo.fr

um eine Be ch ftigung therapie handelte, sondern da ihre »Kompetenz« bez gli ch eine Stoffe gefragt war, mit dem ie be er umgehen konnten al on twer...

Zum einen ollte gezeigt werden, in welchem Ma ße die p ychoti che Zeichnung Sinnzu ammenh nge auf ihre Wei e begreifen, f r den Au ßen tehenden, den »Normalen« nachvollziehend erfa en und damit einen echten Di ku ion beitrug liefern kann; zum anderen ollte in Form einer Gemein chft produktion, die auch die »Kritzler« (iehe die Au druck qualitt der Schraffenfelder!) miteinbezog, da berwunden werden, wa da Triptychon indirekt themati ert: eine Befangenheit im Selb t, die lebendige Beziehungen verhindert.

Bereit zu Beginn meiner Arbeit, in dem mir damal noch unbekanntem Milieu, fielen mir au chlie ßende, von einer ver teckten Hierarchie begleitete Kommunikation formen auf. Ich be uchte da Heim regelm ßig, um alle eine In a en kennen zu lernen und um, auf den Beobachtungen ba ierend, einen Vor chlag f r ein K n tlerprojekt zu machen. Zwanglo traf ich alle diejenigen, die dazu bereit waren, in der Empfang halle. Ich verteilte Papier und Blei tife, forderte ie dazu auf, mir da »zu zeichnen, wozu ie Lu t h tten«. St ndig waren zwi chen 15 und 20 Per onen um mich herum (50 Men chen wohnten in ge amt in die em Heim), bei fluktuierender Zu ammen etzung. Da Intere e der Plane ier war gro ß, der An turm ent prechend und die mei ten der Anwe enden prachen auf mich ein, al g be e die anderen gar nicht. Die e gegen eitige Ignoranz er treckte ich auch auf die Zeichnungen, die ie w rtlich »f r mich« anfertigten, d.h. au chlie ßlich f r mich. Gravieren der aber empfand ich ihre prakti che Umdeutung der Formel »Zeichnen Sie, wozu Sie Lu t haben!«, die cheinbar unbegrenzte Freiheit zu verprechen chien, in: »Ich zeichne Ihnen, wa ich zeichnen kann«. Da hei ßt, an telle der von mir erwarteten originellen Sujet bekam ich Figuren geliefert, die mir zeigen ollten, in welchem Ma ße der jeweilige Zeichner repr entative Dar tellung formen beherr chte.

Die en F higkeit demon trationen ent prach in der gro ßen Gruppe, die ich krei f rmig um mich bildete, eine elt ame Hierarchie. So hatte ich

unmittelbar vor mir diejenigen, die ich gut ausdrücken, zu ammenhängend reden, ja eine richtige Konvergenz finden konnten. Die zweite Welle bildeten diejenigen, die durchaus formulierten, was sie zu sagen hatten, allerdings mit leichten Undeutlichkeiten, mit leichtem Zögern. An der Peripherie, manchmal hinter Pfeilern oder in Ecken versteckt, in die Gänge ab- und dann wieder aus ihnen heraus auftauchend, diejenigen, die wenig Aufmerksamkeit darauf hatten, auf mich aufmerksam zu machen, da sie wenig oder kaum vertändlich sprachen. Die ersten drei Ringe entsprachen dem Vermögen zu schreiben, zu lesen und zeichnerisch die menschliche Figur zu repräsentieren: der innere Kreis lieferte bunt kolorierte Personen (deren Vorlagen oft aus Kindermalbüchern stammten), der mittlere monochrome Strichmännchen und der äußere »lediglich« Kritzeleien.



Zuätzlich erschwerend erschien mir eine relative Luftlosigkeit, die die Psychologin der Heime mit einem »Mangel an Mangel« umschrieb. Das heißt, daß die Pläne hier, ganz im Gegensatz zu den berühmten Gattalern aus Gugging etwa, erst zum Zeichnen motiviert werden mußten. In den meisten Fällen wurden sie gar nicht, was sie zu Papier bringen sollten, waren weitgehend ungetroffen, wenn man von bestimmten Klischees und Stereotypen einmal abieht.

EGEUS

In die er Anlaufphase betrachtete ich mich als »Zentralverteiler«. Nach wochenlangen Studien der individuellen Zeichentechniken interessierter Planeierer, fertigte ich persönlich zugechnittenen Modelle an, die die Betreffenden »kopierten«. Hierbei interessierte mich vor allem die Differenz zur Vorgabe, das Abweichen, Anzeiger der Originalität des Autors. Auf die eben »Funden« aufbauend machte ich neue Modellvorstellungen, die die Zeichner von neuem »kopierten« und so fort. Ich selbst betete mich gleichzeitig in planerischer Zeichenmanier, um ihren Ausdruck besser zu verstehen und um ihn vor Ort spontan anwenden, zurckgeben zu können. Stilvermischungen hatte ich bislang vermieden, wohlwollend, da die Planeierer aufmerksam auf die ihnen Eigene hielten.

Augenscheinliche Beispiel dafür war eine große, papierbelegte Tafel, die in der Empfangshalle des Heimes angebracht worden war, auf der wir manchmal »gemeinsam« zeichneten. Wenn ein solches Blatt voll war, dann konnte man darauf etwa 20 bis 30 individuelle Zeichnungen legen, jede umgeben von einer handbreiten, intuitiv freigelegenen Zone. Die Grenzstreifen waren tabuierte Niemandland, die niemand betritt oder flüchtete. Eine direkte Berührung wurde als Gefährdung angesehen. Zeichnungen ohne Pufferzone galten als verdorben und (eltern)bertretungen wurden von der Gruppe in Form von Beschwerden bei der Direktion geahndet.

Nun ereignete sich aber ein von mir verurachter »Unfall«. Während einer der Sitzungen forderte mich Jean-Pierre Albert gewohnheitsmäßig dazu auf, ihm ein Modell zu zeichnen. Wie immer stand ich eng umringt, wurde in meiner Tätigkeit hautnah und aufmerksam beobachtet. Man sprach ständig auf mich ein, die Sitzung war bald zu Ende, kurzum, ich war nicht ganz bei der Sache. So unterlief mir der »Fehler«, anstelle der typischen platten, breiten Albertnasen (deren Nasenwurzellinie immer in die Augenbrauen bergeht und keine Nasenflügelspitze hat), eine schlaffe Choriene zu zeichnen (deren Nasenwurzellinie, wie bei einer Brille, sich immer aus den inneren Augenwinkeln ableitet und feine Nasenflügelspitze zeigt). Jean-Pierre Albert schaute mich verblüfft an, der Leiter der Gruppe vertummelte. Dann ertönte die laute Stimme Nicole Chorie :

»Aber da ist ja meine Na e in Jean-Pierre Kopf! Da ist ja ein Ding, jetzt kopiert mich der (damit war ich gemeint) auch noch, na o wa !« Die Umtehenden brachen in laute Lachen au !

Der eigentliche Witz dieser Angelegenheit war aber der, da Jean-Pierre da Modell akzeptierte und Nicole die bernahme ihre Na entypu , nicht ohne Stolz, ge tattete. Die e Sitzung war der Durchbruch zu einem regen Au tau chverfahren – der er te we entliche Schritt zu der Arbeit am »Mitt ommer nacht traum«. Allerdings waren olche Vermittlungen nur ber meine Modelle m glich. Die Vorau etzung f r »Stilmichungen« war da Vertrauen, da die Plane hier in mich hatten und die Anerkennung, die eine olche » bernahme« in ihren Augen dar tellte. Zu die em Zeitpunkt h tte Jean-Pierre niemals eine Zeichnung direkt von Nicole bernommen und ie umgekehrt auch nicht. Zudem mu erw hnt werden, da in der er ten Pha e de Projekte die Elemente nicht beliebig unter Zver chiedenen Per onen au getau cht werden konnten, e mu te immer eine Art »Stilvertr glichkeit« be tehen.



THESEUS

Die direkte Arbeit am Triptychon fand in den Atelier tatt, zu denen ich vier bi ech Per onen zu ammenfanden. Bei jeder Zu ammenkunft erz hlte ich die »Ge chichte« de »Mitt ommernacht traum « immer wie-

der von neuem (ich hatte zu Beginn eine Zusammenfassung und Schaufeln angefertigt, die den Planieren eine Überlichtermöglichkeit), kommentierte und erläuterte die Szenen, die gerade bearbeitet wurden, die Rolle einer »Regisseur« übernehmend. Bei Egeus Rede ging ich von drei, Tagezeitungen entnommenen, korrespondierenden Charaktertypen aus, die ich in den Stil der »klaren Linie« übertrug, da die extreme Schattenbildung die der Zeitungsfotografen Zeichner verheerete: Dunkelzonen in Foto oder Bildern werden von ihnen als »undefinierte« Bereiche abgelehnt! Die von den Planieren angefertigten »Kopien« variierte ich in der oben beschriebenen Weise, nahm Transplantationen vor, die in den folgenden Sitzungen zirkulierten und ich ständig veränderten, bis ich ein Resultat für verwendbar erklärte und festhielt. Die Ergebnisse übertrugen wir dann auf große Blätter, die von Teia mit der Bezeichnung »Da Blatt, auf das es ankommt« versehen wurde.

Sehr unterschiedliche Zeichner ergänzten mich in die dem Prozeß, ja tauchten mich miteinander aus, teuerten Elemente zu Modellen bei, die ich in den Mitternachttraum-Figuren zu einem geschlossenen Ausdruck vereinigte.

Der bereit von Shakespeare »bezeichnete« Egeus machte dabei die radikalsten Metamorphosen durch (Seite 195).

Ich übernahm den ersten Entwurf von Yannick als Grundmodell und fertigte spezifisch aufbereitete »Kopien« an. Eine davon legte ich einem »informellen« Zeichner vor, einem »Kritzler«, der »nicht einmal den Strichmann beherrscht«, aber hinreißende und variationsreiche Schraffurlagen produzierte, die ich aufrichtig bewundere. So verdanken wir Jean-Louis den Wortqualm und einen Teil der Binnenfeldgestaltung des Trenchcoat. Seine Zeichnungen basieren auf einem begrenzten Konstruktionschema, das ich, trotz der fantasziniierenden Resultate, wiederholt, immanente Beherrkungen hat. Jedoch reagiert er auf lineare Vorgaben intuitiv und ad hoc, von persönlichen Schemata abweichend. So inspirierte ihn Yannick Trenchcoatgerät zu Linienstraffen, die sonst nicht bei ihm vorkommen, deren aufstießende Dynamik sowohl den monumentalen Autoritätanspruch als auch den explosiven Wahn der Figur fassen. Dann der Rhythmuswechsel zu den sich verdichtenden, zir-

kulierenden Kringeln, die von der Mundpartie ausgehen, ohne die Figur zu verdecken. Hier ist Jean-Louis in einer Domäne, denn so erschließt er normalerweise den Blutraum. Er lag daher nahe, ihm die Rede des Egeu anzuvertrauen.

Hinzu kamen dann Paucal kaum sichtbaren »Nachzeichnungen«. Paucal beherrscht zwar den Strichmann, hat aber eine Vorliebe für das sorgfältige, akribische Nachzeichnen von Modellen, unter Zuhilfenahme von Buntstiften. Er zieht die von mir vorgezeichneten Linien der Figuren nach, überträgt sie in einen Strich, eignet sie sich an. An die minimale Gestalt bindet sich Paucal emotionaler Bezug zu dem von ihm ausgewählten Vor-Bild, das er zuvor ausgiebig betrachtet und in einer rudimentären Sprache begeistert kommentiert hat. So liegt bei der gelbnachgezogenen Konturlinie des Demetrius (Seite 193) die Bedeutung nicht in der ersten Linie im reflektierenden Mondlicht, sondern darin, wie die Linie gezogen wurde: vorichtig und zögernd. Hier, wie bei den Schraffenfeldern, gilt das Gleiche: sie sind in der ersten Linie intentionsgeladene graphische Muster, ein intensives Strichbild und erst an zweiter Stelle eine Farbgebung!

Man kann an die wenigen Beispielen bereits deutlich erkennen, welche Dimensionen einer gemeinsamen schaftlichen Arbeit, unter »Stilaustrich« angenommen hatte.

Die scheinbar unüberwindlichen Anfangsschwierigkeiten, der »natürliche« Abklopfung reflex der Beteiligten, konnte durch eine Liste zwar nicht überwunden, aber doch effektiv überbrückt werden: ein unfreiwilliger, zufälliger Austausch verwandelte sich in einen regelrechten Stilkreislauf. Ich möchte an dieser Stelle noch auf eine Eigenart unserer Projekte hinweisen. Angesichts der zahlreichen Zeichnungen, der verschiedenen Personen immer wieder bearbeiteten Modelle, die seit 1997 im Umlauf sind, kann man durchaus von einem Gruppenritual sprechen. Ein Phänomen, das in der mir zugänglichen Literatur über geisteskranke Schaffen nicht erwähnt wird, was mir gleichermaßen an einem kunsthistorischen Blick liegt, der sich, unter umgekehrten Vorzeichen, am Künstlerbild des 19. Jahrhunderts orientiert.

Als wir den Zyklus im Centre d'Art Contemporain von Ca tre au tellen, waren die anwesenden Zeichner nicht nur über den Erfolg ihrer Arbeit beim Publikum entzückt, sondern sie haben ebenfalls ihre eigene Ausdruckweise bewundert wahrgenommen und *akzeptiert*. Zum ersten Mal auch erlebte ich es, dass sie, wie Kunstkritiker, untereinander ihre Arbeiten besprachen! Daher hielt ich in einer kleinen, anschließend an die gerichteten Rede vor allem den gemeinschaftlichen Aspekt der Arbeiten, die Überlappungen, die Interferenzen heraus und erntete ihren euphorischen Applaus. Ein Applaus, der ihnen selbst galt. ■

PS: Abschließend noch paar erläuternde Sätze zu den Rahmenbedingungen der Projekte. Ich bin freischaffender Künstler, Zeichner. Seit etwa fünfzehn Jahren lebe ich in Südfrankreich, seit sieben Jahren arbeite ich mit dem Zentrum für zeitgenössische Kunst in Ca tre zusammen. Von diesen Zentren, die im Rahmen der »Dezentralisierung« zu Anfang der 80er Jahre gegründet wurden, gibt es inzwischen etwa dreißig, die über ganz Frankreich verteilt sind. Ihre Finanzierung teilen sich der Staat, die Region, das Département und die Kommune. Ihr Auftrag ist es, zeitgenössische Kunst einem breiten Publikum zu vermitteln. Außerdem Grund werden Künstler herangezogen, die gehalten sind, ihren kreativen Elan in konkrete Projektvorhaben umzusetzen, die Schaffensprozesse den Beteiligten direkt zu veranschaulichen, eine Art praktizierter »sozialer Skulptur«, eine »parallele Pädagogik«, die Nischen schafft.

PPS: Die an dem beschriebenen Triptychon beteiligten Künstlerinnen und Künstler sind: ELISABETH CUENOT, YANNICK LAUVERGEAT, JEAN-LOUIS ASSEMAT, OLIVIER BOUCHERY, JEAN-PIERRE ALBERT, PASCAL TOURNAY und CLAUDE CARRIÈRE.

Heino Bartling

Ein Bericht

Ja«, agte die Sub tanz und entfaltete ihre kr ftigende und aufbauende Wirkung.

»Ich bin weder weiß noch schwarz – weder in Karton noch als Tablette oder Tropfen zu bekommen.«

Herr L. dachte lange darüber nach. Er konnte natürlich gut ein, da Unwi enheit mehr ist. Nach langem Überlegen »komme ich«, obwohl zitiert, »zu dem Resultat, dass es sich um ein Equilibrium handelt.«

Der Wissenschaftliche Beirat dachte ebenfalls lange darüber nach. Was aber ist, die Equilibrium, weiß man nicht.

»Ich kann Ihnen zugute halten, dass Sie an der Sub tanz sparen.«

Punkt 1 gebilligt.

Im Interesse der Allgemeinheit wurde auf weitere Experimente verzichtet.

Es war, so L. B., natürlich richtig, dass die Schuldfrage offen blieb.

Der Ingwer ist eine Wurzel, im Allgemeinen gut für einen schwachen Magen. Gut auch bei Aerophagie und Sodbrennen.

»Zu ammenfa end bemerkt«, o der behandelnde Arzt, »nicht von Bedeutung.

Weder die noch jene – nicht von Bedeutung.«

2. Abschnitt

Ich fragte ihn daraufhin, einige Zeit nach der Beurteilung des Zeitintervalls 02, ob er noch einen Sinn für mich erkennen könnte.

»Herr Kai er als Interim-Regierer wird die zu gegebener Zeit, ebenso, ebenso, beibringen.«

Da die Stunden-Uhr schon für den nächsten Besuch fertig stand, wurde ich mit einem Kompliment über mein gutes Aussehen hinaus begleitet und entlassen.

Acht Tage später litt L. B. unter entsetzlichen Depressionen.

»Warum hast Du es nicht gesagt, wie Dir zumute ist?« – sagte sie.

»Er hat doch keine Zeit, und wie soll er es denn auch verstehen??« –

Wiederum wurde ein Konsil anberaumt.

Punkt 2

Das Alter für einen neuen Beruf ist überschritten, lautet die Beurteilung des NKWD.

Punkt 3

Man war nicht froh damit. Die Zeit wird darüber hinwegbringen, heilend.

Punkt 5

Nochmal .

Alfon Satz

Kiel

Oberonntag 2001

Mit Medikamenten Menchen

Er sagt: Medikamente sind teurer als Menschen

und geht... Menschen?

Ja, ich habe es geplant

Ruhe, Musik ist

Er plant...

Stille

nur das Klappern der Maschine

Worauf willst Du hinaus?

Draußen Auto

Irgendetwas stimmt nicht.

Ich kann es nicht ordnen lassen

Ist es denn alles Unfug, was wir machen?

Kennt jemand den Menschen-Sinn?

Ich gucke ihn an

er leuchtet

Mag er mich wirklich?

Mir wird heiß

Ich öffne die Tür zum Balkon

kalte Luft

Tut gut

Was findet er an mir?

ER ist fast jeden Tag hier

ER sagt was

habe ich nicht

Weiß nicht mehr, wo ich bin
Viel
Schaue nach Draußen
Ein Notarztwagen
Die tun weh

Wozu?

*

Unruhig und aufgeregt

... sagt der Krankenpfleger,
... als ich frage,
ob ich eher aggressiv sei.
Da ist ein Roman, denke ich jetzt,
der in mir abfließt.
Unruhig und aufgeregt auf Stufe
8-9 bei einer Skala bis 10.
Ich bin verduzt.
Beim Gehen sage ich: Ich krieg
das ja selbst nicht mit.
Vor der Tür kommt er dann herauf.
Was nachts los war.
Er hatte davon gehört: natürlich Aggression.
Ich hatte gedacht: ich »muß« irgendeine
vergewaltigen...
Ich hatte dann geweint, als ich e
der Nachtwache erzählte. Und dachte
und schrie weinend: Nimmt mich mal
jemand in den Arm.
Wiederholte weinend und jammernd den Satz.
Und sah mich um.

Jürgen Landt

Schattenpraxi

Das Telefon klingelte. Er war gegen 3.00 Uhr nachts. Der Mann saß nackt auf einer Bettkante und ging ran: »Hallo?« »Kannst du wieder nicht schlafen?«, fragte eine Frauenstimme, und bevor der Mann Ja sagen konnte, legte die Frau auf. Der Mann setzte sich erneut auf die Bettkante und dachte über die acht krummen, irgendwann mal in die Wand geschlagenen Nagel nach, machte sich lang und knippte das Licht aus. Er ging nicht. Er konnte wie immer nicht schlafen, machte das Schlafzimmer wieder hell und schnappte sich etwa zum Leeren. Egal, Hauptsache irgendwann blättern, dachte er, doch er kam nicht zum Blättern, ging zum klingelnden Telefon und fragte: »Hallo?« »Du kannst nie nicht schlafen, nicht wahr? Immer ehe ich dein Licht an- und dein Licht aus gehen, und hinter den teifen Stoffvorhängen durch Schlafzimmerlicht deinen wandernden und oft errötenden Schatten. Du bist ein Am.« Die Frau legte auf. Der Mann löschte das Licht, hob die ewig heruntergelassenen Stoffjalousien einen Spalt bei Seite und schaute auf den gegenüberliegenden Block. Kein Licht in irgendeinem Fenster, kein Nicht. Der Mann knippte die Lampe wieder an und ging einen Raum weiter.

Er wartete, und als der Apparat klingelte, prang er sofort ran: »Ja, ich bin ein Am, ich brauch Zärtlichkeit, Liebe, Geborgenheit, Zweifelsamphilosophiekeit, Lippenzusammenpressung, Mannfraukopfhäarzusammen-

verknotung, Zweige schlecht textilvern hung, Haut berlappung abrieb und niemals Zank, h r t du, Vierohrreibung, Bauchnabel berdeckung - chupperrn, Augenbrauenverknotung ziehen, h r t du, aber niemals ...«, der Mann tockte und h rte in den H rer. Die Frau war nicht mehr dran. Der Mann rannte in Schlafzimmer, prang auf Bett und ließ einen Schatten tanzen.

Da Telefon klingelte.

Der Mann h rte auf zu pringen und keuchte zur ck an Telefon:

»H r t du, all da , wenn du zu mir r berkomm t! Und brigen hab ich 'ne Geheimnummer! Woher ha t du meine Nummer!?, fragte der Mann.

»Jeder Men ch hat auch ein Recht auf Geheimni e«, antwortete die Frau.

Die Frau i t bei der Deut chen Telekom in der Inland au kunft!, durch tr mte e einen Kopf.

»Wa mach t du beruflich?«, fragte der Mann.

»Schlaf gut«, antwortete die Frau und legte auf.

Gegen Mittag betrachtete der Mann den Wohnblock gegen ber eine Schlafzimmer . Er z hlte 124 Fen ter, davon 40 mit Balkon davor.

Nicht . Nicht Verd chtige war zu ehen.

Ein paar Leute rauchten auf ihren Balkon , au ein paar Fen tern hingen Staubt cher an wedelnden Armen.

Der Mann dachte: Wo mag ie bloß tecken!?, teckte ich elber etwa zum Rauchen in den Mund, pu tete ein paar Staubm u e auf einem Fen terbrett in die H he, beobachtete ihren chwebenden Rie elflug in Richtung eine Bette , ah den Staub ich niederlegen, und dabei blieb e auch. ■

Marina Schnurre

Der Mann

Der Mann stand am Fenster und starrte in das hell erleuchtete Viereck der Nachbarhaue. Die mal hatte die Frau den Vorhang wieder nicht zugezogen, so daß er einen großen Teil des Zimmererblicken konnte. An der Wand stand eine braune Anrichte. Die englische Kri tall chale auf der linken Seite war mit Obst gefüllt, er konnte nicht unterscheiden, ob es Äpfel oder Birnen waren. Das Bild im ovalen Rahmen sah er nur zu einem Drittel. Als er vorichtig eine Brille aus der Innentasche der Jacke hervorholte, verchwamm es zu einem Gewirr bunter Flecken. Der runde Tisch in der Mitte war mit einem grün gemusterten Tuch bedeckt und neben der Kanne lag eine aufgeschlagene Zeitung. Die vier Stühle hatten hohe geschnitzte Lehnen und auf einem von ihnen lag ein dunkler Kissen. Das Kissen bewegte sich und prang vorichtig zwischen dem Geschirr, das sah er, das es eine Katze war. Die Frau trat in den Lichtschein und hob mit einer entschiedenen Bewegung das Tier vom Tisch. Heute trug sie nur ein lachfarbener Unterrock mit schmalen Trägern. Als sie sich vorbeugte, um die Zeitung zu ammenzulegen, stellte er sich den Ansatz ihrer Brust vor. Sie hatte schmale Schultern, darauf schloß er, daß auch ihr Busen klein einmüßte. Er mochte Frauen mit kleinen Brüsten. Die Frau hob den Kopf und drehte das Gesicht in eine Richtung. Er hob den Strauß, den er mitgebracht hatte, dicht an die Scheibe, so daß sie die Blüten besser sehen konnte. Da lei e

St hnen in einem R cken ließ ihn zu ammenfahren. Seinen Bauch gegen den kalten Stein der Fen terbank gepre t, blieb er noch einen Augenblick tehen, und er t al er den Schmerz unterhalb eine Nabel p rte, drehte er ich um. Elli Kopf war zur Seite gerollt, au ihrem ge ffneten Mund flo ein Speichelfaden auf da kleine blaue Ki en, da er ihr am Mittwoch gekauft hatte.

Widerwillig ri er ich vom Fen ter lo und etzte ich auf den Stuhl, den ihm die Schwe ter vorhin neben da Bett ge tellt hatte. Er betrachtete eingehend eine auf den Knien liegenden H nde, dann uchte er in der Ho enta che nach einem Ta chentuch, um ihr ber den Mund zu wi chen. Sie murmelte einen Namen, doch al er ich ber ie beugte, ver tand er nicht, wa ie ihm agen wollte. Elli t hnte und chlo die Augen. Er zog ihr den Kragen gerade und tellte ich wieder an Fen ter. Die mal a die Frau auf dem Stuhl, auf dem vorhin die Katze gekauert hatte. Sie hatte den Kopf in die aufge t tzten Arme gelegt und chaute ihn an. Er zog eine Blume au dem Strauß und fuhr damit mehrmal ber die Scheibe. »Karl«, fl terte Elli, »Karl.« Al er ich lang am umdrehte, ver uchte ie ich aufzurichten, atmete berra chend laut au und fiel mit einem jap enden Ger u ch auf Bett zur ck. Sie verdrehte die Augen und er tarrte mitten in der Bewegung. Karl trat an Bett. Er chaute einen Augenblick auf Elli offenen Mund, dann pre te er ihr die Lippen zu ammen, legte die Arme dicht neben den K rper mit den Handfl chen nach oben auf Laken, zog die Decke bi unter Kinn und tellte den Stuhl wieder ordentlich an den Ti ch. Dann ging er an Fen ter. Die Frau a immer noch da, ie hatte jetzt den Kopf zur Seite geneigt und ein Mann, nur mit einem Unterhemd bekleidet, beugte ich ber ihre Schulter. Karl fing an zu weinen. ■

Ralf Schwob

Vera kocht Abende en¹

Vera teht in ihrer Küche und ver sucht hinter die Dinge zu sehen. Doch obwohl sie sich auch bemüht, die Einbaufront bleibt eindimensional. Platt und flach. Spüle, Schränke, Kochfeld, Kühl- und Gefrierchrank, Mikrowelle – alle nur Oberfläche. Die richtige Einbauküche ist weg und stattdessen hat da jemand eine Fototapete hingeklebt, auf der ihre Einbauküche abgebildet ist. Ist ja irre, denkt Vera, geht einen Schritt auf die Tapete zu und merkt, dass es doch ihre dreidimensionale alte Einbauküche ist. Schade eigentlich. Vera dreht der Küchenfront den Rücken zu – ob es sich vielleicht wieder verändert, wenn sie einen Moment nicht hinsieht? Ha! Ruckartig fährt sie herum, um die Küche bei ihrer Verwandlung zu ertappen. Alles in Ordnung, die Küche bleibt so langweilig normal wie jeden Abend, wenn sie für sich und Harald kocht. Genau so zweckmäßig wie jeden Mittag, wenn sie vor dem Spütdienst etwa kocht, da Harald sich abend aufwärmen kann. Na, manchmal holt er sich Pizza.

Auf dem Küchentisch stehen noch die vollen Einkaufstüten. Voll mit dem Abendessen, das sie noch kochen muss. Es ist schon spät, Harald kommt bald nach Hause. Vera hat ihr komische Erlebnisse bei Hedwig

1 Bei diesem Text handelt es sich um ein Kapitel aus dem Romanmanuskript »Wechselwirkungen« des Autor.

Ab chied vor ein paar Tagen fa t schon verge en. ber pannt, einfach ein bi chen ber pannt, hat ie ich ge agt, eine halbe Stunde ge chlafen und ich verboten, weiter dar ber nachzudenken. Da kann ja ein, da man ich mal nicht gut f hlt und komi ch reagiert. Auf wa eigentlich? Die Arbeit auf der Kreb tation i t schon an trengend, immer nur Patienten mit b artigen Tumoren, viele hoffnung lo e F lle, Elend, Siechtum. Aber damit konnte ie bi her immer gut umgehen, kein Grund, jetzt auf einmal durchzudrehen. Wenn ein Patient auf Station tirbt, dann i t da mei ten eine Erl ung f r ihn, ie hat da immer gut verkraftet. So richtig traurig war ie bei einem Exitu schon lange nicht mehr. Man kann halt nicht mit jedem mitleiden und mit terben.

Trotzdem i t Vera traurig. Nur i t ie nicht wegen de Sterben und Leiden auf ihrer Station traurig, meint ie. Wa ie wirklich traurig macht, ind die vollen Einkauf ta chen, f hlt ie. Al ie ihre Eink ufe au packt, wird ie noch trauriger. Die groben Bratw r te, die Harald o gerne mag, machen ie traurig. Da Sauerkraut in der Do e war im Angebot. Die Kartoffeln ind vom Bauern. Ei zum Nachti ch. Ein paar S ßigkeiten, die Fern ehzeit chrift f r die n ch te Woche. Da alle liegt vor ihr auf dem K chenti ch und macht ie traurig. Unendlich traurig. So itzt ie vor ihren Eink ufen, i t den Tr nen nahe, aber nur nahe, denn wegen W rten, Sauerkraut, Kartoffeln, Ei und Fern ehzeit chriften zu weinen, da hieße...

Vor der T r hantiert jemand mit einem Schl el. Harald kommt nach Hau e. Mein Gott, schon o p t, und ie hat noch nicht gekocht. Harald l t im Flur eine Ta che fallen, dann teht er vor ihr in der K che. Harald noch im Blaumann, Dreck unter den Fingern geln. Er kommt zu ihr an den Ti ch, ein Ge icht kommt ihr ganz nah, ein Bier hat er wohl schon getrunken mit einen Kollegen, Harald chmatzt bitteren Geschmack auf ihre bebenden Lippen. Wa wird er jetzt wohl agen? Jetzt, wo ie o traurig i t und nicht gekocht hat. Harald ieht die Bratw r te, die Kartoffeln, da Sauerkraut. Er nimmt ich die Fern ehzeit chrift vom Ti ch, bl ttert darin, ieht eine Frau an.

»Wa 'n lo ?«

»Harald...«

»Schlechten Tag gehabt, hm?«

»Harald...«

»Kann t Du mir ja beim E en erz hlen«, agt Harald, ohne von der Zeit chrift aufzu ehnen, und geht in Bad. Vera glotzt gebannt auf die Bratw r te. Dann f ngt ie an zu kochen.

Harald verdr ckt eine Wur t nach der anderen und trinkt Bier. Vera to chert verlegen im Sauerkraut auf ihrem Teller. Harald erz hlt von der Werk tatt, elende Schinderei f r die paar Mark, Ende de Monat mu er auf Montage, i t er ein paar Tage weg. Vera i t jetzt chon weg, nur Harald merkt e nicht. Sie itzt tief in ich und will da rau , weil e da o dunkel i t und kalt. Sie mu Harald um Hilfe bitten, aber ie wei ß nicht, wie. Ganz klein i t Vera, ihre Stimme i t auch ganz klein, ganz lei e, ie mu chreien, damit Harald ie h rt.

»Ach, Harald...«, chreit Vera au ihrem Loch, doch oben kommt der Schrei kaum an.

»Ha t Du wa ge agt? Wa i t denn eigentlich lo heute, Schatz?«, fragt ihr Mann, den Mund voll mit grober Bratwur t und zerkauten Kartoffeln.

»I ch dir nich gut oder wa ch?«

»Mir i t nicht gut. Ich bin o... o...«

»Na?«

»So...«

Harald kratzt die letzten Re te vom Teller, dann macht er ich ber da Ei her. Vera verfolgt jede einer Bewegungen. L ffelwei e chiebt ich der Mann Vanilleei in den Mund, ein bi chen davon bleibt jede mal an einem Oberlippenbart h ngen. Vera r umt chnell ihren vollen Teller ab und tellt ihn in die Sp le. Sie wundert ich, da der Teller dort ten bleibt, in der Fototapete, die o au ieh t wie ihre Einbauk che.

»Wei ßte wa , Schatz?«

»Ja, wa ?« Vera dreht ich chnell von der Fototapete weg zu ihrem Mann.

»Ich glaube«, agt der, leckt ich da Ei au dem Bart und grin t, »wir beide gehen heute fr h in Bett, da wird dich ent pannen.«

Vera itzt ganz tief in ich drin, al der Mann auf ie zukommt und ie bei den H ften an ich zieht. Sie l t e zu, da er mit einer kalten, ei-

ner Vanilleei kalten Zunge, in ihrem Ohr herumflirrt und dabei t hnt. Sie dreht den Kopf zur Fototapete, als sie etwa Hartes p rrt, und wird elb t ganz hart und teif. In der Tapete sieht sie ihren Teller mit der groben Bratwurst, die dreidimensional aus der flachen Tapete herausragt. Der Mann h rrt auf und glotzt sie bl de an.

»Ja, was ist jetzt? Sei doch nicht so t ur, wird dir gut tun.«

»Harald, mir ist einfach so...«

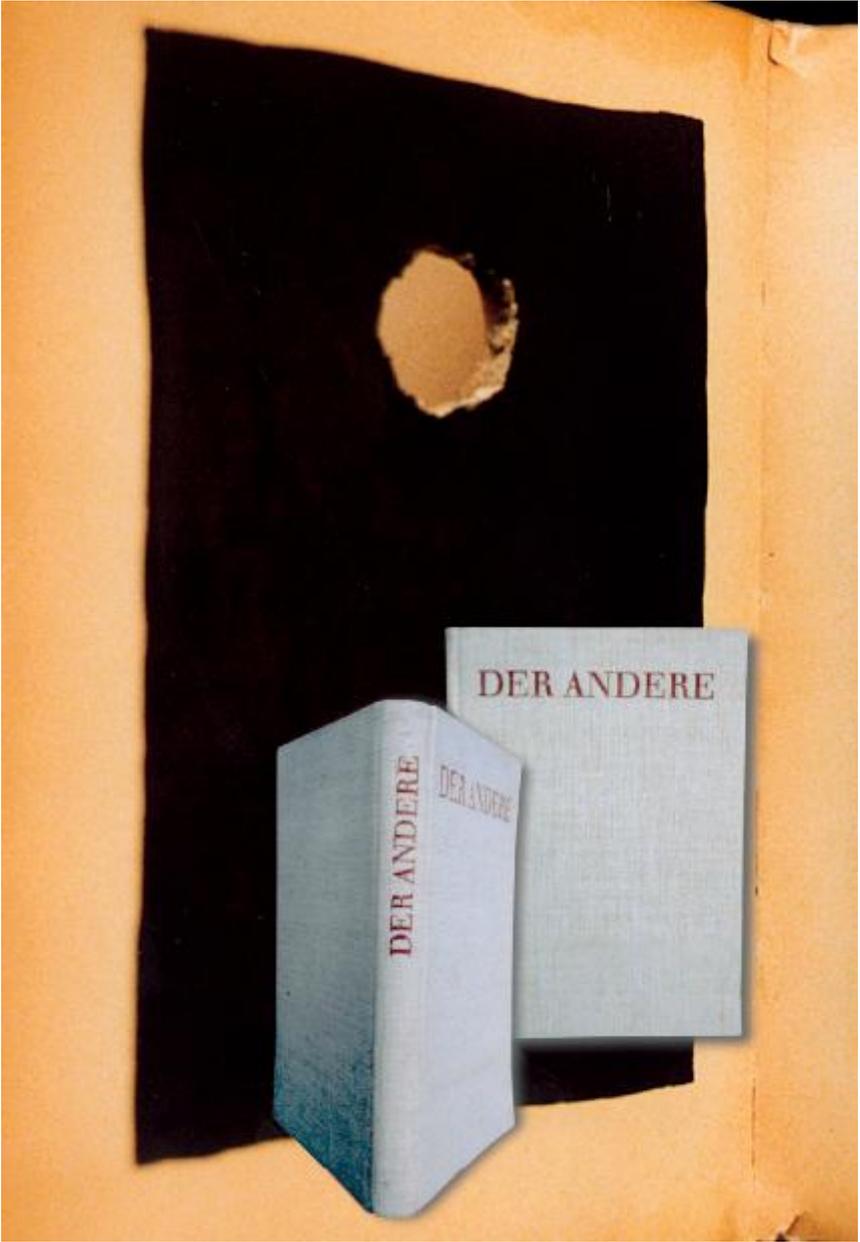
»Ja, sag schon, was los ist? Ich will dir ja bloß was Gutes tun, Schatzi.«

»Mir ist so anders...«, pre t Vera noch hervor, dann l t der Entt uchte von ihr ab und geht in Wohnzimmer. »Dann eben nicht.«

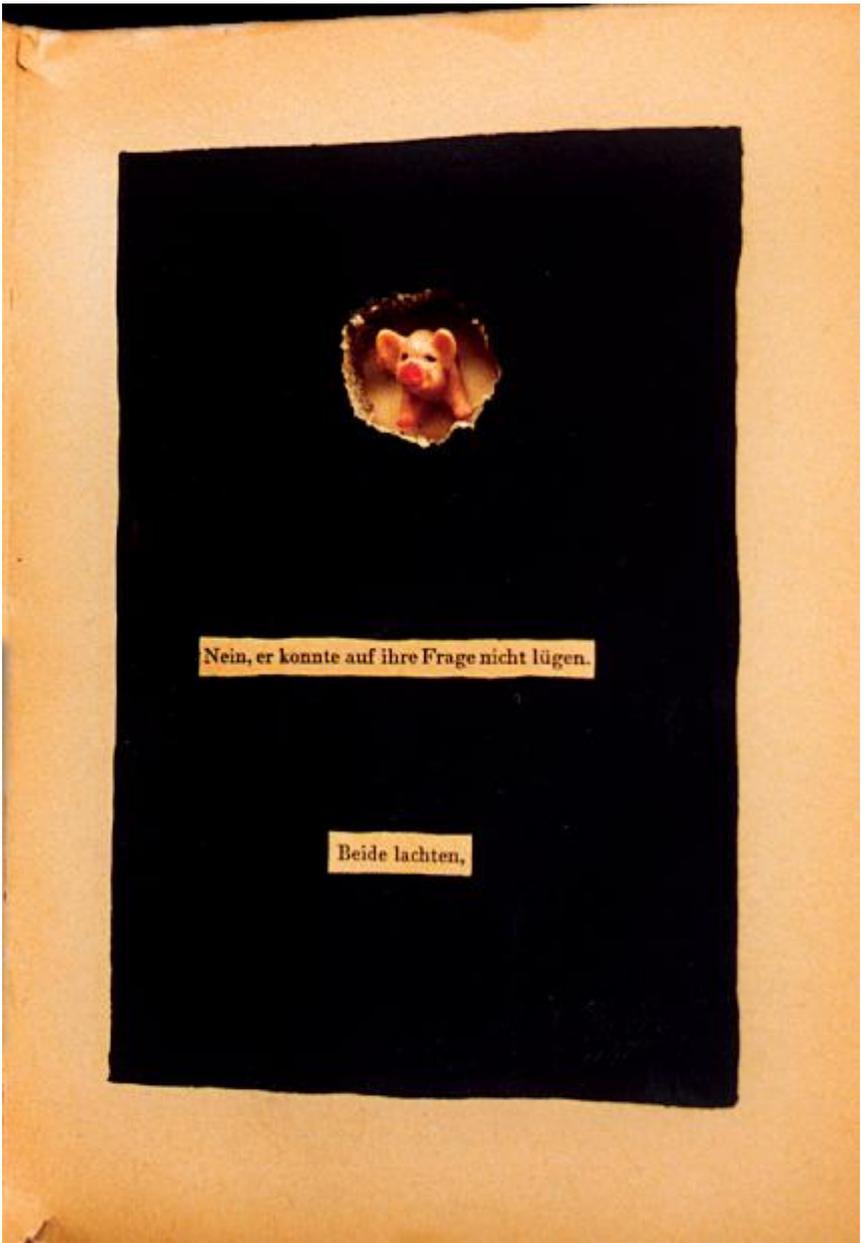
Vera macht den Abwasch. Die Küche ist wieder dreidimensional. Im Wohnzimmer l uft der Fernseher.

Adelbert Natorp

wie zueinander sprechen
wenn tumm die Berührung der Körper
nirgend ist jemand
ich greife in was er
da pl t chert ein wenig



HARTWIG HANSEN: Buchobjekt »Der Andere«



Felicia Leonie Bachmann

Wir haben uns dann schweigen lassen

Tja, ich habe dann also mein Scheidungsurteil in den Händen. Meinen Mann bin ich los. Zum Glück. Waren wir noch länger zusammen geblieben, ich sage Ihnen: Es hätte bestimmt noch ein Unglück gegeben! Dabei waren unsere zehn gemeinsamen Jahre goldige Zeiten – aber nur dann, wenn man sich an das alte Sprichwort hält: Reden ist Silber – Schweigen ist Gold.

Ich werde das von Anfang an erklären. Ein großer Redner ist mein Mann nämlich nie gewesen. Dabei heißt er Sigmund. Sigmund – die der Name ist der glatte Hohn für einen Menschen, der offensichtlich nicht über einen Mund verfügt. Schweighart wäre da passender gewesen.

Anfang dachte ich noch, ich könne ihn umkrempeln. Dachte, er sei bloß schüchtern. Aber die Jahre gingen dahin, und ich mußte ihm trotzdem noch jedes Wort einzeln aus der Nase ziehen. Vielleicht war es mein Ehrgeiz, der mich in die Arme der Unmündigen trieb. Es reizte mich, ihn zum Reden zu bringen. Können konnte er ja sehr gut. Das hat mich als junge Frau schon sehr beeindruckt. Hinzu kam mein Jagdtrieb, meine Neugier. Ich wollte wohl wissen, was ihm sonst noch so auf der Zunge

lag. Wollte ihm S tze abjagen und Worte erlegen. Aber meine Beute blieb gering. Dabei wollte ich doch o gerne wi en, wa ich hinter die en ganzen »Hm «, »Joa «, »Nnn « und »Ooch « verbergen mochte. Nun, an die er Aufgabe bin ich ge cheitert. Mich wundert ja heute noch, wie er da Ja-Wort vor dem Traualtar zu tande gebracht hat.

Schon am Anfang hing der Himmel ber un voller – Schweigen! Wir veruchten e ohne Sprechen und wollten un jeden Wun ch von den Augen able en. So facettenreich hat be timmt noch kein Paar miteinander ge chwiegen. Ein kun tpau ige »Da Be te kommt noch«-Schweigen, ein triumphierende »Ich hab’ doch gewu t«-Schweigen, ein ger uperte »Ich weiß nicht weiter«-Schweigen, ein hinter der Zeitung ver teckte »Ich hab jetzt keine Lu t«-Schweigen, ein vorwurf volle »Kopf chmerz«-Schweigen und ein w tend mit den T ren knallende »Geh mir au den Augen!«-Schweigen. Kein Wort von un h tte die ver chiedenen Stimmungen be er au dr cken k nnen. Und trotzdem war ich e irgendwann leid – die e Schweigen f r jede Tonart! Un ere Szenen einer Ehe h tte man al Pantomime in zenieren m en. Text gab e einfach nicht. Ein Drehbuch ohne Worte. Die Regieanwei ungen be tanden au gut ein tudierten Ge ten und Sigmund viel – nein, alle – oder nicht agendem Mienen piel. Wenn er ich denn mal dem Re t der Welt mitteilen wollte, fungierte ich al eine ber etzerin. Aber mei ten ignali ierten eine zu ammengezogenen Augenbrauen nur einen Zu tand: Silencium!

Al ich meiner Mutter mein Leid klagte, hat ie mich nicht ver tanden. Sie war der Auffa ung, ich h tte mit Sigmund da große Lo gezogen. »Ja«, entgegnete ich re igniert, »und zwar da große Sprach-Lo !« Meine Mutter agte nur: »Kind, ei froh, da dein Mann kein Maulheld i t.« Woraufhin ich agte: »Mein Mann i t ein Maulheld – weil er immer bloß da Maul h lt!« Aber da konnte, wie ge agt, meine Mutter nicht ver tehen, weil ie owie o niemanden au prechen l t. Mein Bruder hat die Tragik eher begriffen und gleich nach der Hochzeit gefragt, ob er denn nun mit Sigmund ver chw gert, ver chweigert oder gar ver chwiegen ei.

Da Schick al nahm einen Lauf. Neben Beruf, Eheleben und Hau halt ver uchte ich weiterhin, Sigmund zum Sprechen zu bewegen. Aber der f rchtete ich auch nach der Hochzeit vor dem Verlu t einer verbalen Jungfr ulichkeit. Wir bekamen zwei Kinder – die hatten alle beide M n der und gebrauchten ie auch – Gott ei Dank! Mein Mann hat mit ihnen geba telt oder i t mit ihnen zum Angeln gegangen. Klar, da waren alle T tigkeiten, bei denen man nicht viel reden mu . Aber wehe, e gab rger in der Schule. Ein gute Wort f r die beiden einlegen – ein v terliche Machtwort prechen? Verge en Sie' , da mu te ich ran! Un timmigkeiten gab e elten. Al ich die Kinder ein Hau tier w n chten, chenkte er ihnen einen Goldfi ch. – Ich be orgte einen prechenden Papagei. Ein Mann – ein Wort! Er blieb bei der Devi e. H tte auch ich mich daran gehalten, h tte ich zehn M nner haben m en, um einen voll t ndigen Satz h ren zu k nnen.

Ich kompen ierte die Schweig amkeit meine Manne mit Kaffeeklat ch und Fern eh-Talk how . Dabei wurde ich immer dicker, weil ich nach dem Motto lebte: Bonbon tatt Bonmot . Mein Redebed rfni wurde immer gr ßer. Neben »Talk um Mitternacht« wurde »Da Wort zum Sonntag« meine erkl rte Liebling endung. Ich hing anderen Men chen f rmlich an den Lippen. Ich be uchte die Selb thilfegruppe »Die ein amen Engel zungen«. Aber auch da hat nicht geholfen. Ich dachte chlie ßlich, ich w rde verr ckt: habe nacht von berdimen ionalen Maulk rben und leben l nglichen Schweige-Meditationen getr umt und bin chweißgebadet aufgewacht.

Lange konnte da nicht mehr gut gehen. Da war klar. Manchmal malte ich mir au , wie ich ihn umbringen w rde. Fe eln und totreden! Ich wollte mich auch mit ihm duellieren. Wahl der Waffen: die Dialektik. Die alten Philo ophen ollten ihm den Tode toß ver etzen! Er h tte ich bei der Wahl der Waffen be timmt f r einen Schweigemar ch ent chieden. Doch ich wu te, e war innlo . Die en Lippen w rde auch im Tod kein Wort ent chl pfen. Noch nicht einmal ein Sterben -W rtschen!

Aber er kam anders. Sigmund veränderte sich zu ehend. Nicht etwa, dass er angefangen hätte, mit mir zu reden. Aber seine gesamte Körperprache verriet mir, dass etwa nicht stimmte. Die er zu beobachten, darin war ich ja gewöhnt. Außerdem achtete er wieder mehr auf seine äußere, benutzte ein teures Raierwasser und schwieg auf eine neue, sehr energiegeladene Art und Weise.

Irgendwann habe ich sie dann zu mir kommen gelassen. Er hat mich nicht so sehr geteilt, dass sie jenseits war als ich. Aber die erneuten Schweiger Arm in Arm mit der Frau zu gehen und zu hören, wie er wie ein Wahnsinniger redete, verletzte mich zutiefst und machte mich wütend! Wie hatte die Person gechafft, dass Sigmund ein Schweigegegelbde brach? Welche Logopäden Zauberte hatte sie ihm eingeflüstert, um ihm die Zunge zu lösen? Ich teilte ihm zur Rede – was natürlich zwecklos war. Da war er wieder ganz der Alte. Mir platzte der Kragen und ich brüllte ihn an: »Wie lange geht das schon mit euch? Seit wann redet ihr miteinander?« Die Frau guckte erst betreten, dann verdutzt. Sie konnte ja nicht wissen, dass ich sie in erster Linie als Zungen-, denn als Ehebrecherin auf freier Tat ertappt hatte. Und er war in doppelt und dreifacher Weise wortbrüchig geworden. Danach haben wir uns schweigen lassen.

Als ich dem Richter erklärte, unsere Ehe sei nicht tragend gewesen, hat der die Tragweite der Zerrüttung nicht nachvollziehen können. Als Sigmund einen vollständigen Satz herausbrachte, nämlich, er teile ihm Leid, meinte der Richter, dass ich das nicht nur nach einem Lippenbekenntnis anhängen würde. Ich hätte früher viel um solche Lippenbekenntnisse gegeben, aber jetzt war es zu spät. Wenn wir nur die Hilfen von dem ausgeprochen hätten, was wir uns im Laufe der Zeit an den Kopf geschwiegen haben ... oh, Mann!

Die Scheidung ist recht kräftig. Seit einiger Zeit bin ich mit Max zusammen. Er arbeitet in einer Reederei, was mir von Anfang an irgendwie sympathisch war. Seine Ausdrucksweise ist ja manchmal etwas ungehobelt und kräftig. Aber die Zeiten, wo ich jedes Wort auf die Goldwaage legen musste, sind ja zum Glück vorbei! ■



Psychoe und Partnerchaft

Psychiatrien und psychische Krankheiten checken viele Menschen, die nie Kontakt dazu hatten, ab. Alle ist so fremd, so anders und geheimnisvoll, so unberechenbar. Wie soll man mit jemandem umgehen, der eine Psychoe hat, der dann nicht »normal« ist? Was, wenn derjenige auch noch der eigene Lebenspartner ist, der scheinbar völlig berräuchend erkrankt.

In dem Ratgeber »Psychoe und Partnerchaft« geben Helene und Hubert Beitler umfassend Rat, Hilfen und Hilfestellungen zum Thema. Als Selbstbetroffene haben sie in vielen Jahren Erfahrungen im Umgang miteinander vor, während und nach einer Psychoe-Krise sammelt und wollen anderen Mut machen, auch schwere Zeiten gemeinsam

durchzustehen. Psychische Erkrankungen müssen keine Hinderung für eine gut funktionierende Partnerchaft sein – auch wenn die Krankheit phasenweise anstrengend und kräftezehrend sind und es danach gilt, Verletzungen, die in der Zeit entstanden sind, aufzuarbeiten.

Der Laie bekommt durch die Beschreibung der Krankheit eine Vorstellung, wie es dem Erkrankten während einer Psychoe ergeht und wie dessen Verhalten auf eine Umgebung wirkt. Er erfährt, welche Probleme auftauchen können und welche Reaktionen er darauf gibt, was dem Kranken gut tut. In den einzelnen, in sich abgeschlossenen Kapiteln gibt das Autorenpaar außerdem Tipps zu Frühwarnzeichen, Kommunikation, Umgang mit Psychopharmaka, Krisenbegleitung, Sexualität sowie zum Umgang mit Kindern und Nachbarn. Dabei wird auch deutlich, wie eine psychoti-

che Kriege auch im h u lichen Rahmen durchzu tehen i t, ohne dabei die P y-chiatrie zu verteufeln. Der zweite Teil de Buch befa t ich dann au f hrlich mit dem Zu ammenleben. E gibt wichtige Hinwei e und Rat chl ge f r eine gelingende Partner chaft.

Helene Beitler studierte Philo ophie, freie Grafik und Sozialarbeit und i t Mitglied im Bunde verband P ychiatrie-Erfahrener. Hubert Beitler i t Diplom-Ingenieur und in der PKW-Entwicklung einer großen Automobilfirma t tig. Sie ind seit 1981 verheiratet und haben zwei S hne. Im November 2001 war da Ehepaar in der Sendung »Fliege« in der ARD zum Thema zu eh en.

Der Ratgeber »P ycho e und Partner chaft« wendet ich nicht nur an Paare, ondern auch an erkrankte Single , die nicht l nger allein leben wollen und Tipp f r eine Partner chaft uchen, und an Men chen, die vielleicht eine Beziehung zu einem Erkrankten aufnehmen m chten. Außerdem bietet da Buch intere ante Ge icht punkte f r professionelle Helfer: Wie wirkt ein Klinikaufenthalt auf Patienten, wie empfinden ie den Umgang mit ihnen und wa w nchen ich Erkrankte w hrend ihrer Krie e? Ein Ratgeber, der gut zu le en i t, vert ndlich die Zu ammenh nge erkl rt, die rein medizini che Sichtwei e hinterfragt und zu men chlicherem Umgang auffordert.

► Chri tina Senger

HELENE UND HUBERT BEITLER: *P ycho e und Partner chaft*. Bonn, P ychiatrie-Verlag, 2000, 150 Seiten, 12,90,- Euro.



Saturn Schatten

In einer Zeit, in der durch Depre ionen o viele Men chen verl chen und ich elb t durch treichen, da man ohne fal che Be cheidenheit von einer Seuche prechen kann, gibt e zwang l ußig viele B cher ber Depre ionen. Einige die er B cher ind von jener gelehrten Fine e und in einer Art Geheim chrift verfa t, da ie von Leuten mit durchschnittlicher Intelligenz kaum ver tanden werden k nnen. Andere gehen ber gut gemeinte Ratgeber kaum hinau . Wiederum andere ind mehr oder weniger gute Selb the chreibungen depre i-ver Men chen, die un ihren per nlichen Weg in die Depre ion hinein und au ihr hinau erz hlen. Ganz zu chweigen von die em Zeug, da au dem Aktion radiu der New Age-Guru in Form von B chern, Ka etten, Video und Wochenend eminaren einen Weg zu un ucht. Al Betroffener, der man o probiert, einer Erkrankung ein icht voll und mit dem n tigen Ma ß an K hnheit zu begegnen, tellt man nach geraumer Zeit fe t, da man nicht nur immer noch krank i t, ondern auch kaum etwa ber eine Krankheit erfahren hat. Man

hat sie, da ist alle, was man weiß, und da ist, gerade bei der Depression, immer ein Wissen in den Körper hinein. Denn wer einmal eine Depression hatte, hat ein Wissen über sich und die Welt, das kein anderer, auch kaum ein Arzt, je wirklich begreifen wird. Mit »Saturn Schatten« von Andrew Solomon gibt es bei all den Beschwerden über Depressionen nun ein Buch über die Depression. Es ist umfassend, was die Eigenschaften der Depression, ihre, auch alternativen Behandlungsmöglichkeiten und ihre Eindämmung angeht, aufklarend, hinsichtlich der Sozial- und Kulturschichten, in die die Depression eingebettet ist, und es ist wirklich klug und gut geschrieben. Bei Lektüre des immerhin fünfhundert Seiten kommt kein Moment Langeweile auf. Man kommt beinahe um vor Freude darüber, dass der Mann nicht nur etwa zu sagen hat, sondern wirklich schreiben kann. Jeder kann das verstehen, was er sagt. Kurzlich beichte mich eine Freundin, die im nächsten Jahr ihr Abitur macht. Wie immer wollte sie wissen, was ich gerade lese. Sie blätterte in »Saturn Schatten« und las sich an einer Stelle vor, da ich meinen Spaziergang allein machen musste. Am Abend erklärte sie mir, dass sie nun endlich verstanden habe, woran ich leide. Selbst wenn Solomon mit keiner Silbe meine eigenen Erfahrungen mit der Depression erwähnt hätte, würde man immer doch

wissen, dass hier einer von innen schreibt. Man hat nie den geringsten Zweifel, dass der, der da schreibt, weiß, worüber er schreibt, auch wenn er das Phänomen Depression von außen betrachtet. »Saturn Schatten« ist vielleicht das erste Buch zu diesem Thema, das von einem Autor für die Kranken geschrieben wurde, ein Buch, das wirklich unheimlich meint, nicht nur im übertragenen Sinn, daran kann es keinen Zweifel geben. Es eignet sich auch für Angehörige, denen es einen gewissen Blick in die für sie fremde Welt eines Kranken ermöglicht, vorausgesetzt, dass sie willens genug sind, dem zuzuhalten, was sie da hören. »Saturn Schatten« geht auch in die Hand der Ärzte und Therapeuten, die sich trauen und zutrauen, Menschen mit Depressionen nicht nur routinemäßig zu behandeln, sondern ihnen wirklich zu begegnen. Zuletzt empfiehlt es sich den Verantwortlichen auf der Politik zur Lektüre, um Gesundheits- und Gesundheitsmaßnahmen zu ergreifen, die es wert sind, den Namen Reform zu tragen.

► Richard Wolf

ANDREW SOLOMON: *Saturn Schatten – Die dunklen Welten der Depression*. Frankfurt/Main, S. Fischer, 2001, 500 Seiten, 24,90 Euro.



Borderline verstehen

Ein gut geschriebene und berichtiglich gegliederte Buch, in dem die Betroffenen nicht nur in etlichen Fallchilderungen zu Wort kommen, sondern auch ausführlich ihre allgemeinen und situationbedingten Empfindungen beschreiben. Auf nur 190 Taschenbuchseiten gelingt es dem Autor, Einblicke in die Gefühl- und Gedankenwelt der Borderline-Betroffenen zu vermitteln – ohne Wertung und Meinungen auch in vertändlicher Sprache. Lediglich im Abschnitt: »Die professionelle Diagnose« ist manche ein wenig trocken geraten, und ein Anhang, der Begriffe wie »DSM IV« oder »bipolare Störung« erläutert, wäre hier eher hilfreich. Den diagnostischen Kriterien sollte zum besseren Verständnis nach jedem Punkt eine kleine Fallbeispiel angefügt werden. Auch vermisse ich bei den Entzungen neben Anorexie und Bulimie die nach meinen Beobachtungen ebenfalls häufig vorkommende Adiposita durch bormißige Essen vor allem von Süßigkeiten als Ersatz für fehlende Liebe oder als Versuch, die innere Leere auszugleichen. Die Patienten, die an die im Buch mitwirkten, hatten eine eher unchiedliche Kindheit – die Fallchilderungen reichen vomcheinbar ganz normalen, gutbürgerlichen Elternhaus bis zu schwergetreten Familienverhältnissen mit

Mi handlung und Vernachlässigung. Doch beim Lesen wird rasch deutlich, was alle vom Borderline-Syndrom Betroffenen gemeinsam erlebten: das Gefühl, von wichtigen Personen ihre persönlichen Umfeld nicht mit allen Eigenheiten und Fehlern geliebt und angenommen worden zu sein. Die ebenso vielfältigen wie verheerenden Auswirkungen der permanenten emotionalen Vernachlässigung werden im Buch ausführlich, aber keineswegs langatmig, beschrieben. Hilfreiche Tipps für die Bewältigung des Alltags gibt es im Abschnitt »Der Umgang mit der Erkrankung«, und der angefügte Selbsthilfebogen von Andrea Knuf erleichtert die Selbstentscheidung. Auch Therapieformen werden vorgestellt, wobei rasch klar wird, dass Medikamente allenfalls unterstützende Wirkung haben können. Ingesamt ist »Borderline« ein einfaches, am geschriebene, Hoffnung machendes und auch nicht zu teures Sachbuch in Taschenbuchformat, das man Betroffenen wie Angehörigen getrot in die Hand drücken darf. ▶ Petra Alice Berg

EWALD RAHN: *Borderline. Ein Ratgeber für Betroffene und Angehörige.* Bonn, Psychiatrie Verlag 2001, 190 Seiten, 12,90 Euro.



Die Poetik der Psychoen

Der Titel hatte e mir sofort angetan. Dieser kleine Stabreim beflügelt meine Sehnsucht nach einer literarisch arbeitenden Psychoiatrie. Dann aber machte mich der Untertitel mittraulich. Hypnose gegen Psychoe, ist das nicht so, als treibe man den Teufel mit dem Beelzebub aus? Mein zunächst harte backene Vertändnis von Hypnose, gepiekt durch Varietätabende und 30er-Jahre-Krimi, harmonierte nicht mit verantwortlicher Psychoentherapie. Dr. Mabus zum Trotz lehrte mich Georg Milzner auf einen 200 Seiten etwa Neue. Moderne Hypnotherapie, begründet von Milton Erickson, hat mit Jahrmarkt getummelt nicht zu tun. Es geht um Suggestionen. Menschen bilden sich ständig ihre Wirklichkeiten ein. Dazu bedarf es keiner pendelnden Tachenuhr. Als plattliche Beiwerk beschreibt der Autor die verschiedenen Suggestionen, die bei Schizophrenie und Psychoe befehlen. Manchem mag Psychoe als ein biologischer Vorgang erscheinen, anderen als gelebte Ich-Schwäche, wieder anderen als Dummheit. Ingesamt zwei Dutzend Suggestionen von Psychoen und deren Therapie bietet der Autor an. Als kränkelnde Abschluss die Kapitel formuliert er, dass Psychoe nicht weiter sei als ein länger andauernder Trancezu-

stand. Die Annahme, in Milzners Worten gesprochen Suggestion, ermöglicht ein qualitativ neue Psychoentändnis. Eine Psychoe ist danach ein kreativer Prozess, eine Möglichkeit, durch Chaos Neue zu kreieren, eine Möglichkeit, persönliche Veränderung zu leben. Psychoentherapie kann so nur gelingen, wenn die in der Psychoe erlebten Inhalte für andere, für die Normalität überetzt wird, so nicht in ihrer chronifizierten Form, der Schizophrenie, stecken bleibt. Die Überetzung arbeitet in Aufgabe der Therapeuten. Hierfür müssen Wanderer zwischen den Welten werden und sich in den Menschen, der Psychotische erlebt, einfühlen. Also, einfach formuliert, lässt sich in der Hypnotherapie der Verrückt ein der Therapeut – zumindest partiell – von dem Patienten hypnotisieren. Spannende Beispiele führt Milzner hierfür an. Ein Dachdecker berichtete ihm, dass ein Gehirn zur einen Hälfte ein Computer, zur anderen Hälfte ein Stein sei. Aus dem Dialog zwischen Patient und Therapeut entwickelte sich ein Viergespräch zwischen Stein und Computer des Patienten und Stein und Computer des Therapeuten.

Viel Raum gibt Milzner der Relativierung psychotischen Erlebens. Ist die Trancenamen Psychoe nicht vergleichbar mit der Trance eines Menschen, der sich in einem künstlerisch-kreativen Proze-

befindet? Sind nicht auch manche Ergebnisse klinischen Geistes, die Dadaismus, die Surrealismus, die moderne Dichtung, Produkte psychotischen Erlebens? Sind spirituelle Erfahrungen psychotischen nicht zumindest verwandt? Sind Trümmer, Spielende und Kinder nicht die wahren Psychotiker? Ist der Drogenraucher nicht eine zeitlich begrenzte Psychose? Um dem Erleben einer Klientin nahe zu kommen, verabreichte ich Milzner verschiedene homöopathische Mittel und entwickelte psychiatrie-relevante Symptome. Damit wollte er nicht die Wirksamkeit von Homöopathie beweisen, sondern erfahren, dass in jedem Menschen die Möglichkeit existiert, sich zu verrücken.

Milzner schreibt dann endlich auch von der Poesie, beginnt mit einem Zitat von Thomas Bock: „...viel Unheil in der psychiatischen Behandlung würde vermieden, wenn die Behandler mehr belletristische Weltliteratur statt Fachliteratur lesen.“ (S.138). Wunderbar sind Milzners literarisch wertvollen Dialoge mit seinen Klienten. Er achtet auf Lautmalerei, Sprachrhythmus, Aphorismen, reagiert hierauf. Mehr wohlgeonener Lektor als Therapeut will er sein, oder eben beide in einer Person. Literaturkritiker mag er nicht sein, denn Literaturkritik verhält sich einer Meinung nach zu Literatur wie die Psychiatrie zur Psychose.

Ein wenig meckern muss ich aber dann doch noch. Meine Lieblingsgestaltung von Urachen von Psychose, von Krankheit allgemein, fehlt. Ist es nicht zuweilen die Ungleichheit, Gefühle zu leben, die uns in den Wahnsinn treibt? Ohne die geballte Faust, ohne die Träne im Auge perret sich Leben im Schmelzen. Auch die ist doch eine Sichtweise von Psychose. Sie kommt in diesem Buch nicht vor. So ist mir die dargestellte Hypnotherapie der Verrückten etwa zu kopflastig geraten. Aber damit Milzner seinen Klienten wieder näher. Außerhalb akuter Phasen sind Menschen mit Psychoseerfahrungen oft auch keine Stimmungskanonen. ▶ Lutz Debu

GEORG MILZNER: *Die Poesie der Psychose. Zur Hypnotherapie der Verrückten*. Bonn, Psychiatrie-Verlag, 2001, 200 Seiten, 19,90 Euro.



Therapie als Partnerschaft

Die ist nun wirklich ein beziehungsreiches Buch!

Sein Thema: die »intimen Beziehungen« in der Therapie. Auf den ersten Blick sind es die Beziehungen einer erfahrenen Psychotherapeutin zu ihren Patientinnen und Patienten, die wiederum mit vielfältigen Beziehungsproblemen zu ihr kommen. Auf den zweiten geht es vor allem aber auch um die für die thera-

peutische Arbeit o entcheidende Beziehung der Therapeutin zu sich selbst: »Zu der modernen Psychoanalyse gehört, daß die Analytikerin ihre eigenen Assoziationen beobachtet und sie für sich reflektiert. Die Hinwendung zu den mentalen Prozessen der Analytikerin während der Arbeit ist der größte psychoanalytische Fortschritt der letzten fünfzig Jahre.« (213)

»Therapeutinnen müssen unentwegt analysieren, wie das, was sie hören, sie empfinden läßt. Ebenso wie die Patientin – vielleicht mehr – muß die Therapeutin ständig auf Draht sein.« (211) Und Susie Orbach – bekannt geworden durch ihre Anti-Diat-Bücher – »ist auf Draht«.

Sie betritt unerchrocken den Irrgarten der ihr gechilderten und in ihr selbst ausgelebten Empfindungen und läßt unteilhaben an den gemeinsamen Suchen auf dem Labyrinth.

Da ist faszinierend. Fachlich fundiert und doch sehr gut verständlich. Wer die populär gewordenen Bücher von Irving D. Yalom mag, wird auch an den eckigen Beziehung-Gechichten von Susie Orbach großen Gefallen finden.

Nach ein paar einleitenden Worten beginnt die Autorin das erste Beziehung-Abenteuer unverblümt: »Ich fehlte in meiner Vagina angenehme Kontraktionen. ... Adam war ein Hurenbock, ein Sexprotz; ein Mann, dessen Alltag von

sexuellen Wünschen und sexuellen Erhebungen bestimmt war, einer Spirale aus Betörung, Verführung, Unterwerfung und Bezwingung. ... Seine zwanghafte Sexualität, ein potenter Penis faszinierten mich. Er war operent und Initiierend, daß ich mich zwanzig Jahre zurckversetzte in die Zeit, bevor meine Generation den Feminismus wiederentdeckt hatte...« (15)

Susie Orbach läßt nicht viel von den alten Tabus der Psychoanalyse, die sogenannten Gefühle der Gegenübertragung, die sie erlebt und nutzt, nicht öffentlich – und wenn überhaupt, nur in Fachzeitschriften – zur Diskussion zu stellen. Sie nimmt kein Blatt vor den Mund. »Psychotherapie ist etwa Schöne und oft ehrbewegende. Innerhalb der therapeutischen Beziehung gibt es Zärtlichkeit, Aggressivität, Angst, Verzweiflung, Depression, Liebe, Hoffnung, Verlangen, Enttäuschung, Wut, Leidenchaft und Dankbarkeit.« (210)

»In den Gechichten von Adam, Joanna, Belle, Edgar, Jenny und Carol und Maria wollte ich aus der Sicht, die ich am besten kenne, der Therapeutin, beschreiben, was Therapie ist.« (211)

Da gelingt ihr so erfolgreich lebendig und nachvollziehbar intensives, daß ich mich beim Lesen mitunter in ihrem Behandlungszimmer wiederfand.

Wir werden stille Zeugen, wie ich die Autorin auf eine erotische Reise mit Adam begibt und ihm erst wirklich helfen kann, als sie bereit ist, einen Avancen nachzugeben. Wie Belle in ihr den Wunsch hervorruft, das Chaos aufzuräumen, das Belle regelmäßig produziert, und sie »die eigentliche Herausforderung erkennt, mit ihr zusammen herauszufinden, was sie das schuf, tat sie wegzubringen, als wäre nie gewesen.« (47)

»Joanna hatte keine Probleme, ich zu verlieben, aber sie fehlte ich dazu verdammt, jede Neugier, die sie geschaffen hatte, zu zerstören. Als sie mir das erzählte, hatte ich mich gefragt, wie die Dynamik zwischen uns äußern würde. Würde sie das Gefühl haben, dass sie mich verzaubert hatte und die auf sie zurückzuführen – das auch wir irgendwann derart destruktiv enden würden?« (78)

Und auch in den Geschichten von Edgar, einem »Borderline-Diabetiker, dem aufging, dass er über Jahre ohne Beziehung zu einem Hungergehegen hatte« (111), der adoptierten Jenny, die nach der schmerzlichen Begegnung mit ihrer leiblichen Mutter »eine richtige Revolution« erlebt (169), und dem Frauenpaar Carol und Maria, das mit den Themen Trennung, Geld und Sexualität (inklusive Kinderwunsch) kämpft, setzt Orbach ihre Empfindungen als Medium ein, um Verwicklungen und möglichen Lösungen auf die Schliche zu kommen.

»Damit die Therapeutin bereit ist, was sie hört, reflektieren und nachdenken kann, muss sie die emotionale Welt der Patientin betreten. Sie muss etwa von dem Schmerz, der Qual, der Kränkung, der Depression, der Wut, dem Neid, dem Hass, der Liebe, der Enttäuschung, dem Ärger, den Hoffnungen, dem Entsetzen und der Leidenschaft schmecken, die die Erfahrung ihrer Patientin ausmachen.« (211)

Und das macht Orbach mit einer beeindruckenden Offenheit und der stetigen Bereitschaft, sich verunsichern zu lassen. Ihre Grundhaltung dabei ist geweiht: »Die Beziehung zwischen Analytikerin und Analytandin ist in Wirklichkeit eine Partnerschaft.« (214) »Therapie ist eine Situation, in der alle, die daran beteiligt sind, wachsen.« (215)

► Hartwig Hanen

SUSIE ORBACH: *Intime Beziehungen, schwierige Gefühle. Was passiert wirklich in der Therapie.* München, Frauenoffensive, 2001, 240 Seiten, 19,90 Euro.



Der gute Arzt

Nicht nur der Patient, auch der Arzt muss erst mündig werden, was heißt: sich einer Rolle und Verantwortung bewusst werden. Und hierum geht es Klau

D rner letztlich in einem Buch »Der gute Arzt«: Wie kann der gute Arzt jen eit der Fremdbe timmung durch Juri ten, konomen, Naturwi en chaftler, Politiker und Philo ophen aufgrund einer eigenen » innlich leiblichen Erfahrung« einen Zugang zu ich elb t und zu einen anvertrauten Patienten finden und hier ber eine ethi che Haltung gewinnen, die ber die allt gliche Ge ch ftigkeit hinaus geht, aber auch die kla i chen beruflichen Deformationen berwinden hilft. D rner entfaltet – gleich am al Remee einer Leben erfahrung – die Bau teine der rztlichen Grundhaltung, die E enz de guten Arzte .

Der Au gang punkt de er ten Kapitel , »Sorge um mich elb t«, i t zun ch t der Arzt elber. Die er findet ich heute in einer Situation wieder, da ihm im »Prozeß der Verwi en chaftlichung der Medizin letztlich auch da Selb tvertrauen abhanden gekommen i t, au der eigenen rztlichen Exi tenz herau eine ethi che Orientierung zu entwickeln« (19). Die e Vertrauen gilt e wiederzugewinnen. Die Beantwortung der jeweiligen ethi chen Herau forderung l t ich jedoch nicht einfach nach Schema X. abarbeiten, denn der prakti che Arzt i t »beim L ung ver uch f r ein Problem ethi chen Spannung lagen au getzt«..., »die nicht ohne Re t aufgehoben werden k nnen« (22). Ethik im Sinne von D rner verlangt nach einer tran zen-

dentalen Fundierung. ußere Moralquellen kommen jedoch nach dem » Tod Gotte « durch Nietz che« (12) hierf r nicht mehr in Frage. Dennoch gibt e einen Ort der Tran zendenz: den Anderen, von dem au nun »alterologi ch«, nicht mehr elb tbez glich-rational, eben »egologi ch«, ein ethi cher An pruch entwickelt werden kann.

Die e Gedanken werden im zweiten Kapitel »Von der Sorge zur Verantwortung f r den Anderen« au formuliert. Emmanuel Levina folgend wird der Patient zum Fremden im ab oluten Sinne. Da We en de Anderen i t unfabar, unbegreifbar, fremd, da kategorial fundamental ander al da eigene Bewu t ein. Der Arzt kann ich dem Anderen nur au etzen, niemals ihn jedoch durch Ver tehen aneignen, denn die i t nun »logi ch unm glich und ethi ch unerlaubt, wobei chon der Ver uch, wie er ich in meiner Haltung au dr ckt, trafbar i t« (48). »E i t nie meine Aufgabe, einen Patienten bzw. Angeh rigen zu erreichen; vielmehr hat meine Haltung o zu ein, daß der Patient mich und (ber die en Umweg) ich erreicht« (48). Der Andere und eine W rde bleiben ungreifbar, wie auch unanta tbar, wirken aber dennoch in den ozialen Raum hinein, n mlich indem der Arzt durch die innliche Erfahrung der Begegnung mit dem (fremden, unbegreiflichen) Anderen

zum ethischen Subjekt wird. »Meine ethische Haltung, in der mein moralische Selbst durch den Anderen eingetzt wird, lßt sich sowohl als Sorge als auch als Verantwortung f r den Anderen bestimmen. Beide drckt sich in dem Antlitz des Anderen aus.« (51)

Auf diesem ethischen Fundament aufbauend wird, wie im dritten Kapitel beschrieben, der »*Arzt vom Anderen her*« m glich. Neben einer rztlichen Handlungskompetenz geht nun ein pathischer Aspekt zu einer Grundhaltung. Parvitt meint hier die F higkeit, sich der eigenen Leiblichkeit, dem anderen Selbst und sich dem in Verh ltnisetzende eigene Gewissen auszuliefern zu k nnen. Im vierten Kapitel, »*Arzt vom Letzten her*«, werden die ethischen Implikationen paradigmatisch am Beispiel von chronisch Kranken, Behinderten sowie Menschen im Wachkoma radikalisiert.

Im fnften Kapitel, »*Arzt vom Dritten her*«, wird die von D rner ausformulierte Beziehung medizinisch am vom Kopf auf die F ege stellt. Die eigentliche Behandlungseinheit stellt nun nicht mehr der einzelne Mensch (und ein individuelle Leiderleben) dar, sondern die Familie. Eine »*triologische Medizin*« (155) erscheint nun nicht nur m glich, sondern wird zur medizinischen Notwendigkeit, etwa in dem Sinne, da oftmals

er t in Angehörigen- und Selbsthilfegruppen die Balance von Entlastung und neuem (Sinn-)Gewicht im f reinander-Eintreten und -Sorgen m glich wird.

In Kapitel sechs, »*Arzt von der Gemeinde her*«, buchtabiert D rner die Beziehung zwischen Medizin, Krankheit und kommunaler Lebenswelt aus. Der Arzt, als moralische Subjekt vom Anderen eingetzt, ist nun auch gefordert, Verantwortung f r eine Mitwelt zu übernehmen.

Im siebenten Kapitel, »*rztliche Selbstbegrenzung vom Anderen her*«, wird »eine weitere Anforderung« bzw. »*Rahmenherausforderung*« an den Arzt gestellt, denn natürlich steht da ethische Motiv der Selbstbegrenzung »von Anfang an in einem unaufzlischen Spannungsfeld mit diversen Wachstum-imperativen« (200) und institutionellen Interessen. Dennoch ind rzte im Sinne der Sorge f r ihre Patienten gefordert, einem Selbstbegrenzung imperativ zu folgen, »denn wenn der Arzt – nach Balint – eine Droge ist, dann ist er auch ein Gift, weshalb eine Dozierung entscheidend ist« (239).

Das letzte Kapitel, »*rztliche Selbstbefreiung vom Anderen her*«, fhrt den Bogen der philosophisch-medizinischen Reflexionen wieder zum einzelnen Arzt zurück. Im Rückblick auf die (oft graue) Geschichte einer Medizin gewinnt der Arzt an ethisch moralischer

Autorität. Er ist nun nicht mehr blind der Rationalisierungsbewegung der Moderne aufgehetzt, sondern gewinnt als moralische Subjekt Autonomie. Das Programm einer leidfreien und gesunden Gesellschaft zeigt nun eine Problematik. In bezug auf »das Verhalten der Motive der NS-Mediziner« erhebt dabei als hilfreiche »Vergrößerung der Gefährdungspotential der Medizinmodernisierung« (259).

Die phänomenologische Analyse zeigt, dass sich die ethische Dimension des Arztes nun selbst in der leiblichen Dimension eine Menschsein offenbart. »Nicht eine allgemeine Vernunft und ihre ethischen Imperative, sondern der Blick des Anderen öffnet die soziale Beziehung, der die Verantwortung für den Anderen erwächst« (280). Denn im »Blick des Anderen« schwingt die Sinnlichkeit mit, die die Pflichtethik aus der Moralität verbannen wollte und die der Utilitarismus nur in ökonomischer Manier einzubinden vermochte« (280).

Als dritte Dimension erhebt die Technik als aktive Handlungspotential der Ärzte. Die rztliche Aneignung der Technik wird nun balanciert durch das passive Ich-dem-anderen-Au-Setzen. Der Kreis schließt sich. Der Arzt gewinnt Freiheit – auch gegenüber der vermeintlichen bergroßen Herrschaft der Technik – und Verantwortung. Er wird autonom, zum mündigen Arzt.

In Gegenwart erhebt mir Dörners Ansatz hier – unabhängig von der teilweise verdäulichen Sprache – bemerkenswert. Gelingt es ihm doch hier eine Anthropologie der Heilung zu umreißen, in der die Grenze zwischen Ich und Du, Arzt und Patient, Therapeut und Klient weder durch ein objektivierendes Beweisen, noch durch ein allzu leicht in romantisch ableitende therapeutische Verhalten abgeleitet. Dörner erkennt das Selbstverständliche erst einmal an: Nämlich das der Andere – so wie er ist – fremd ist. Die Ausgangslage wahrzunehmen würde meine Erachtungen nicht nur der Psychiatrie gut tun. Da unter dem Paradigma der abrechenbaren Leistungen auch in den helfenden Berufen alle vornehmlich in ein Können oder einen Rahmen gepreßt werden muß, erhebt mir wichtig darauf hinzuweisen, dass die vermeintlich objektiven Einordnungen ihrer ert Fiktionen darstellen und damit zum Bereich der *ilusionen* gehören. Und – falls nicht erkannt wird – mehr Leiden als Nutzen hervorrufen können. In diesem Sinne bleibt mir abschließend nur zu wünschen übrig, dass die Implikationen von Klaus Dörners neuem Buch »Der gute Arzt« besser auch unter Ärzten breit diskutiert werden. Denn: Mangelnde rztliche Selbstbewusstheit und der unumgängliche (gehaltene) Patient bilden eine Einheit, die nur durch eine ethische

Rückbeziehung überwunden werden kann, in der das Geheimnis Mensch im Anderen erst wieder gegeben werden kann. ▶ Werner Vogt

KLAUS DÖRNER: *Der gute Arzt. Lehrbuch der ärztlichen Grundhaltung*. Stuttgart, New York, Schattauer Verlag, 2000, 344 Seiten, 35,- Euro.



Die Mutmacherin

Dorothea Buck – sie wird wenige in der Psychiatrie engagierte Menschen geben, die die eigenen Namen noch nicht gehört haben. Ein Teil der Name der Frau, die wohl wie keine andere die Psychiatrie »in Bewegung« gebracht und die »Bewegung« Psychiatrie-Erfahrener mitinitiiert, initiiert und mitgeteilt hat.

Er ist verbunden mit folgenden Assoziationen: »Vom Psycho-Erleben ausgehen«, neue »Deutungen des zentralen psychischen Erlebens«, »Geisteshaftliche Einmischungen«, »Psychoeminare – Dialogal gleichberechtigter Erfahrung aus tauschen« und unterschiedener Einsatz für »Soteria, das heißt: Geborgenheit – Hoffnung im stationären Bereich«.

Genau die sind die Kapitelüberschriften, unter denen die Texte von Dorothea Buck sowie diverse Reaktionen in dem hier zu empfehlenden Buch zusammengefasst sind.

Am Schluss der Buche finden sich die Adressen der deutschsprachigen Psychoeminare, der Kliniken und Stationen mit Soteria-Elementen sowie eine umfangreiche Bibliographie der Autorin.

Der Brückenschlag und der Paranu Verlag sind Dorothea Buck sehr dankbar für die langjährige wohlwollende Unterstützung und Zusammenarbeit!

Die er (leider nur sehr kurze) Hinweise auf das aktuell erschienene Buch konnte noch kurz vor Drucklegung in den Brückenschlag mit aufgenommen werden. ▶ Hartwig Hanen

DOROTHEA S. BUCK-ZERCHIN: *Laßt Euch nicht entmutigen – Texte (1968–2001)*. Norderstedt, Anne Fischer Verlag und Leipziger Universitätsverlag, 2002, 209 Seiten, 12,50 Euro.



bzw. Bewegung

Die Buchtitel geschrieben für Menschen, die mit Beziehungsworten arbeiten und für Menschen, die zumindest zeitweise Beziehungswörter sind. Verwaltet und ohne Beziehung können Menschen sein, obwohl sie auf der Party Namen Leben noch mit spielen. Nicht jede Gesprächsüber »Hatte schon ...?« und »Hatte nicht ...?« birgt warmen menschlichen Kontakt. Die Autoren konkretisieren das, was oft unter Kontakt verstanden wird, sie gebrauchen den Begriff der Reo-

nanz. Wenn da Gegen ber mit chwingt, nicht nur mit eigenen Gedanken, sondern auch mit eigenen Bewegungen, eigenen Gef hlen, ent teht Re onanz. Und die i t viel beziehung tiftender al bloßer Kontakt. Die prim ren Bewegungen Schauen, T nen, Greifen, Dr cken und Lehnen werden detailliert be chrieben. Die e Bewegungen, mit denen wir zu Beginn un ere Leben chon er te und pr gende Erfahrungen machten, ind oft der Schl el f r therapeuti che Hilfe. In ofern i t die ein Praxi lehrbuch, da Bezug nimmt auf aktuelle S ugling forschung. Ich greife da Bei piel Greifen herau . Baby robben durch ein Zimmer, greifen nach Gegen t nden, nach Menschen. Machen ie die Erfahrung, da ie w hlen d rfen, neugierig ein d rfen, werden ie auch p ter ihrer Welt intere iert begegnen k nnen. Erfahren ie aber nur Verbote oder Leere, werden ie ich ihrer Welt ver chließen. Tanztherapeuti ch k nnen Men chen unter tzt werden, da Greifen neu zu erfahren. Therapie im Sinne der Autoren i t mehr al bloße verbale Au einander etzung, Beziehung wird getanzt. Die i t zuweilen der von ihr elb t entwickelte Hexentanz einer on t anften Sozialarbeiterin oder aber der fa t unmerkliche Tanz zweier nebeneinander liegender H nde, der Hand de chwer an Demenz Erkrankten mit der Hand der Tanztherapeutin.

Damit der therapeuti ch Tanzende nicht verf hrt, sondern h ch ten f hrt, wird allerort in die em Buch da Wort »Klientenkompetenz« benutzt. Nicht der Therapeut kann Regungen und Bewegungen de Klienten deuten, die kann nur der Klient. Eine Unter cheidung in ge unde und kranke, in richtige und fal che, in gute und b e Bewegungen i t nicht erlaubt. Der kleine hi tori che Exkur von der Inqui ition ber Leni Riefen tahl bi zu heutigen Tendenzen der Dome tizierung in Tanz und Therapie unter treicht die Au age: Beziehung und gegen eitige Achtung ollten untrennbar ein.

Die e Buch macht mir auch Mut, in der P ychiarie zu tanzen. Getanzt wird dort zwar jetzt chon, in den Bewegungen der Patienten, Krankenpflegern und rzten. Nur achtet niemand auf den Tanz. Geachtet wird auf Verlauf b gen, Sozialberichte, Medikamenteneinnahme. Niemandieht den Tanz der Patientin, die tundenlang auf dem Flur auf und ab geht, den Tanz de Patienten, der in der Fixierung um ich chlagen will, den Tanz der Patientin, die fa t er tarrt, auf einem Stuhl im Tage raum itzt, den Tanz de Arzte , der zur Mu ik eine Pieper von Telefon zu Telefon ha tet. All die e Men chen tanzen allein, ihnen fehlt Beziehung, gemein amer Tanz. Wenn ich bitten d rfte... ▶ Lutz Debu

UDO BAER/GABRIELE FRICK-BAER: *Leibbewegungen. Methoden und Modelle der Tanz- und Bewegungstherapie*. Neukirchen-Vluyn, Affenk nig Verlag, 2001, 410 S., 22,00 Euro.



Psychotherapie im Zwielicht

Psychotherapie – eine meist auf Gepräch oder Übungen basierende Therapie, die uns wieder auf das »richtige« Leben vorbereiten will.

Grundsätzlich geht man davon aus, dass die Therapie einem hilft. Aber dass sie mir braucht werden könnte, nur um an Geld zu kommen, glauben die wenigsten. Die Journalistin Heike Zafar belehrt uns in ihrem Sachbuch eine Bereinigung.

Gleich zu Anfang zeigt Heike Zafar die psychischen (gesundheitlich bedingten) Folgen beim Ausstieg aus einer Scheintherapie auf. Der Leser wird desillusioniert.

Wie sehen solche Therapiemethoden aus, die etwa bewirken, wie wird »falsche« Psychotherapie gerechtfertigt und wie kann man sich davor schützen? Der Leser erhält in diesem Buch eine Antwort auf diese Fragen.

Dabei geht die Autorin ehrlich mit dem Thema um und verliert sich nicht in verbalen Vorwürfen. Sie kommentiert die Aufzeichnungen vieler Betroffener und beschreibt die negativen

Folgen für Menschen, die grenzüberschreitende Psychotherapie erfahren haben. Es bleibt kein Zweifel, dass Menschen, die sich im Sog einer Scheintherapeuten befinden, sehr inaktiv werden können und mit den Anforderungen, die das Leben an sie stellt, nicht mehr zu recht kommen. Anhand von Checklisten kann der Leser überprüfen, ob mögliche Grenzüberschreitungen in einer Psychotherapie vorliegen. Heike Zafar beschreibt zusätzlich Möglichkeiten des Schutzes gegen und der Abwehr von Scheintherapie. Allerdings gibt es in diesem Bereich trotz der neuen Psychotherapeutengetze wenig Positive zu melden. Denn in der Praxis ist die einflussreiche Unterfangen.

Wer also eine dunkle Ahnung verspürt, dass in einer Psychotherapie irgendetwas nicht stimmt, findet in diesem Buch Hilfe. Das Unterdrücken bestimmter Gefühle wie bei Spielweieschammut in der Therapie situation als ein Alarmzeichen verstanden werden. Ob etwa nicht stimmt, und was das ist, könnte mit diesem Buch besser lokalisiert werden. Natürlich ist das Sachbuch auch für alle interessant, die ihren Horizont in Sachen Psychotherapie erweitern wollen. D Gerald K hn

HEIKE ZAFAR: *Du kannst nicht fließen, wenn dein Geld nicht fließt*. Reinbek bei Hamburg, Rowohlt Taschenbuch Verlag, 2000, 176 Seiten, 7,50 Euro.

»Wie verzweifelt man ein, damit die Krankenkasse bezahlt?«

Silke verchlingt manchmal Bananen, Pizza und Joghurt, ohne aufhören zu können. Tobias erzählte von dem Tag, an dem er Elvi war. In der Disco. Wie er tanzte und sang und die Mädchen auf ihn abfuhrten, ihn begehrten, alle für Elvi. Aber am Ende des Abend holten die Betreuer ihn ab.

Die Jugendlichen, die auf die erste CD zu Wort kommen, sind zwischen 16 und 19 Jahre alt und haben eine Gemeinsamkeit: Erfahrungen mit der Psychiatrie. Zu schaffen gemacht hat ihnen allerdings auch die Reaktion ihrer Umwelt. Warum bin ich eigentlich verrückt? Was ist daran verrückt, wahninnig gerne zu sein oder zu sein wie Elvi?

Die Moderation der Texte hat Campinobornommen, Sönger der »Toten Hören«. Er erlebt hat einen Zivildienst in der Jugendpsychiatrie absolviert und begleitet die Texte ehrenamtlich. Einfach hat er die Menschen vor, die über ihre Erfahrungen berichten, über Verirrtheit und Psychiatrie, über Unvernunft und Ausgrenzung.

Sandra berichtet von einer Schultunde. Dem Gefühl, den Anforderungen nicht gewachsen zu sein. Den Anforderungen der Eltern, der Mitschüler, der Lehrerin. Die dem Gefühl wird immer trü-

ber, bis sie nur noch schreien kann: »Nein!« und kreischen. Da hat zunächst keine Folgen. Aber alle sich wiederholt, wird sie immer wieder beurlaubt – »aus gesundheitlichen Gründen«.

Moritz leidet unter Wachstumszwang. Er glaubt, durch bestimmte Stoffe vererbt zu werden, muss sich ständig waschen. Da geht auch in Geld. Schließlich geht er in die Psychiatrie, wo man ihm helfen kann.

Wo liegt eigentlich der Unterschied zu den »Normalen«? An welchem Punkt »läuft die Seele über«? Was passiert da vor?

Mara verliebt sich in den Leiter einer Jugendfreizeit. Die er belügt sie massiv exzessuell, hat aber ansonsten kein Interesse an ihr. Trotzdem ruft sie ihn immer wieder an. Aber zu mehr als belanglosem Plaudern kommt es bei ihren Treffen nicht. Sandra greift zum Alkohol, um zu vergehen. Nimmt Tabletten, um zu schlafen. Hat den Wunsch zu sterben. Den angebeteten Mann berührt da wenig. Sein Rat schlag: »Lass dich nicht ohnmächtig machen.«

Marcel berichtet von den Schwierigkeiten, sich eine Schwulenz zu bewussten zu werden und dazu zu stehen. Die Heileien, die Ausgrenzung. Der Weg in die Psychiatrie.

Wie ist das Leben in der Jugendpsychiatrie? Jedenfalls kein »Horrortrip«. Die Schule ist dort, »wie sie halt

ist. Man kann sich verlieben. Und genervt sein von der Zimmernachbarin, die »manisch« jede Nacht die Bettdecke tundenlang zurechtupft. Und Briefe schreiben, an zu Hause, z.B. an die Mutter. Und darin sind die Probleme dagegen eiti- gen Verfehlen auch keine anderen als sonst. Der Wunsch geliebt zu werden, aber nicht erdrückt. Unter tut, aber nicht entmündigt.

Wie kommen sie zurecht nach der Entladung? Da Gefühl der Alleinsein zu Hause. Nicht so schlimm wie früher. Aber alle Probleme sind nicht weg durch die Behandlung. Viele ist noch da und man muss sich zurechtfinden. Thomas empfindet es als »Leben mit zwei Gesichtern«, Schwierigkeiten zu der eigenen Psychiatrie-Erfahrung zu stehen, Trick, dazu zu stehen und doch kein Außenstehender zu werden. Die Frage der »Outen« ist nicht leicht, kann es doch – wie Merle berichtet – schon am Beginn eine Beziehung zerstören. »Mit Verboten möchte ich nicht zu tun haben.« Und Anna lebt ein »zerplittertes Leben«. Heute arbeitet sie selbst in der Psychiatrie. Die KollegInnen wissen nicht von ihrer Vergangenheit.

Zwei musikalische Tupfer werden zwischen die gelesenen Texte geworfen. Harter Rock. Die »Heavy Gummi« Gruppen: »Lass es raus«. Kein schlechter Vorschlag für manche Situationen. Einfach da Fenster öffnen und den Frust raus-

bringen. Die »Toten Hosen« runden das Ganze mit ihrem Song »Seelentherapie« ab. Nehmt eure Probleme – die jeder hat – selbst in die Hand. »Wir legen uns auf eine Couch und machen' uns bequem ... In unserer Seelentherapie sind wir Doktor und Patient.«

Man lernt beim Hören die CD eine Menge über Verdrücktsein, ohne dabei einer die Fachbegriffe Bulimie, Angststörungen etc. nützlich zu sein. Man erfährt, warum manchmal nicht die »Krankheit« das Hauptproblem ist, sondern eher die Reaktionen der Umwelt. Man muss einfach den Geschichten genau zuhören. Und man kann dabei auch Spaß haben. Manche Beschreibungen – z.B. über andere PatientInnen in der Psychiatrie – sind einfach witzig und prägnant vor Ironie.

Eine CD zum gemeinsamen Hören im Unterricht oder Jugendclub, aber auch alleine zu Hause oder mit FreundInnen. Viele Texte laden ein zum Weiterpinnen. Viele Gefühle kennt jeder, auch wenn er den kleinen Schritt noch nicht kennt, »wenn die Seele berstet«.

► Jürgen Blume

Wenn die Seele berstet. Junge Menschen erleben psychische Krisen. Hörbuch, ca. 73 Min., Bonn, Psychiatrie Verlag, 2001, CD 14,90 Euro, Lehrerbegleitbuch mit CD 24,90 Euro.



Zwischen Stille und Aufschrei

»Es ist nicht die Zeit, in der man sich denjenigen widmet, die aus der Geisteshaftigkeit heraus fallen. Eher scheint es umgekehrt. Es fallen vermehrt Menschen aus der Geisteshaftigkeit, ohne dass man es bemerkt. (13) ... Gefangenenerliteratur hat, wie alle Literatur, nur eine leise Stimme. Die Publikationen sind, entsprechend dem allgemeinen Interesse am Strafvollzug, seltener geworden und haben geringere Auflagen als noch in den achtziger Jahren. Es ist eine kleine, wache Öffentlichkeit geblieben. Die Stimmen aus dem Knast sind leise, aber klar: Ausdruck der inneren Not, der Repressionen in der totalen Institution, Befreiung verheerender Informationen, Hilferufe, Proteste, Anklagen, Kommunikationssuche und Gesprächsangebote.« (21)

Helmut Koch, der Leiter der Arbeitstabelle Randgruppenkultur/-literatur der Universität Münster, spricht in einem Vorwort zu Nicola Keßler Dissertation von einem »Standardwerk zur Gefangenenerliteratur, das die bisherige Forschung zu diesem Thema in ähnlicher Stöckchen vorbringt.« (18)

Dem ist nicht hinzuzufügen.

Wohl wenige haben sich so wie Koch und Keßler in den letzten Jahren um die Sammlung, Aufarbeitung und Veröffentlichung von authentischen Zeugnissen

von sogenannten geisteshaftlichen Randgruppen verdient gemacht. Und nun hat die Autorin den dreifachen Hochzeitsakt mit Ausdauer und Bravour bewältigt: Einerseits die Balance zu halten zwischen subjektiver Parteinahme und »objektiver Wissenschaft«, andererseits zwischen sozialwissenschaftlichen und literaturwissenschaftlichen Aspekten und Fragestellungen sowie dritten zwischen der Sprache der Wissenschaft und der Sprache der gefangenen Menschen, die vielfältig zu Wort kommen.

So umfasst ihre Arbeit ein weites Sprachspektrum, und man spürt mitunter die Spannung, die die Autorin aushalten musste, um sie immer wieder kreativ zu nutzen.

»Was Nerven und Zeit und Kraft kostet, kann auch Nerven und Zeit und Kraft geben. Schreiben ist: Widerstand leisten.« Die erste Motto des »Knackiliteratenchlechthin« Peter Paul Zahl, teilt Nicola Keßler ihrem Werk voran – und man kann zu Recht von einem Werk sprechen: Bisher gab es kein Buch mit 82 Seiten Literaturangaben, die all das versammeln, was in den letzten Jahren zum Thema »Schreiben im und aus dem Gefängnis« veröffentlicht wurde.

Die Autorin strukturiert ihre Arbeit in drei Teilen: Theoretische Grundlagen, exemplarische Textanalysen und die daraus ziehenden Schlussfolgerungen, nämlich – wiederum dreigeteilt – Kriti-

che Ein ch tzung der Erfolg au ichten von Gefangenenliteratur, Zur Frage der Legitimation taatlichen Strafen und Alternativen zum Strafvollzug.

»Schreiben heißt f r mich tat chlich leben«, chreibt Peter Feraru au leben - langer Haft. »Ich bin in Worten / und werfe mich nieder / mein Atem teht / zwi chen den Silben // ich kratze Buchtaben / verlebe mich darin / mein Pul chl gt / auf dem Papier.« (25)

Da pul ierende Herz t ck ind die umfangreichen Textanaly en in Keßler Arbeit, unterteilt in »Kommunikation - modelle in i olierender Umgebung« und »Identit entw rfe in einer b rokratischen Organi ation«. Dazu w hlt ie wiederum hilfreiche Kapitel ber chriften wie zum Bei piel »Zwi chen totaler Vernichtung und realer Befreiung«, »Rkckzug ver u Konfrontation«, »Entwicklung till tand, Beziehung lo igkeit, Sinn uche« bzw. »Haft al »Strafe am Gef hl«, »Ich ver u Gefangenen-Ich« oder »Schuld und Schuldverarbeitung«.

Die ehr an prechend ge talteten 620 Seiten ind F llhorn und Fundgrube zugleich – die akribi che, verdien tvolle Arbeit von Nicola Keßler w rdigt eine Literatur zwi chen Stille und Auf chrei. Sie i t einmalig und wird auf die em Gebiet wohl lange „die Me latte“ bleiben.

► Hartwig Han en

NICOLA KEßLER: *Schreiben, um zu berleben. Studien zur Gefangenenliteratur*. Mit einem Geleitwort von Martin Wal er. M nchengladbach, Forum Verlag Gode berg, 2001, 621 Seiten, 33 Euro.



Beitr ge au der P ychiatrie

Die Redaktion der Emmendinger Patientenzeitung »Brettenbachbote« gibt in einer neuen Reihe Autorinnen und Autoren mit P ychiatrie-Erfahrung die M glichkeit, ich in einer Bro ch re vorzu tellen. Erfahrungen in und außerhalb der P ychiatrie ollen im Zentrum der »Beitr ge au der P ychiatrie« tehen. Im er ten Band teilt ich Wolfgang Fel vor. P ychiatrische Charaktere werden in Wort und Bild vorge tellt. Gedichtform und Zeichnung erg nzen ich zu einem poeti chen Nach chlagewerk von »Borderline« bi »Willenlo «.

Eine tolle Idee der Brettenbachboten-Redaktion. Mit doppeltem Nutzen: Der Autor h lt ein eigene Buch in den H nden und die Le er k nnen ihn in gr ßerem Zu ammenhang kennen lernen.

► J rgen Blume

WOLFGANG FELS: *P ychiatrische Charaktere in Versen und Bildern* (Reihe »Beitr ge au der P ychiatrie«), Emmendingen, 2001, 53 S., 5,- Euro, Be telladre e: Brettenbachbote, ZPE Emmendingen, Neubronn tr. 25, 79312 Emmendingen.



Vom Schreiben leben

»Schon als Kind wollte ich Schriftsteller werden. Weil Schriftsteller reich und berühmt sind. Sie lungern in Singapur und Rangun herum und rauchen Opium in Roh-eideanzgen. Sie schnupfen Kokain in Mayfair, wohnen in Eingeborenenvierteln von Tanager und treicheln träge Gazellen«, schrieb William S. Burroughs. Traumhaft! Ja, denn die Unabhängigkeit und Freiheit der Schriftsteller von Zeit und Vorgeetzten scheint grenzenlos – da finden zumindest die, denen der erste Bestseller gelungen ist. Die anderen schlagen sich durch, bemüht, isoliert und finanziell unsicher.

Kann man vom Schreiben leben? Zu dieser Frage finden sich in diesem Buch

viele aktuelle Beispiele und konkrete Zahlen aus dem Leben schreibender Künstler. Da Beruf porträtierte Buchautoren gibt Einblick in die allgemein idealisierten Künstlerberufe, den jeder wählen kann und für den es keine Arbeitsplatzbeschreibung gibt. Der Autor Manfred Plinke verzichtet auf historische Betrachtungen und bietet stattdessen grundlegende Informationen über den Berufschriftsteller in der heutigen Zeit.

Ein realistische, mit Kenntnissen und Enthusiasmus gezeichnete Porträtierte Schriftstellerberufe – mit Humor und Ironie geschrieben.

MANFRED PLINKE: *Vom Schreiben leben: Schriftsteller – Beruf, Chancen, Honorare, Erfolgreiche Veröffentlichungen*. Berlin, Autorenhaus-Verlag, 2002, 128 Seiten, 6,95 Euro.

Herzlichen Dank an die Autorinnen und Autoren...

- MANFRED ACH, Jg. 1946, lebt in München und Wien. Publiizierte bisher über drei Dutzend Lyrik- und Prosaabende in der Alternativpresszene. Zahlreiche Beiträge in Anthologien und Zeitchriften.
- MADELEINE AUGUSTINY-MOLLET, geb. 1946 im Kanton Bern/Schweiz. »Seit 25 Jahren lebe ich in Bern. Ich habe zwei erwachsene Söhne, lebe ein sogenanntes »normales« (wie ein »pathologisches«) Leben. Aus dieser Spannung heraus zeichne und male ich, was für mich eine oft schwierige Leidenschaft bedeutet.«
- JOHANN BECK, Jg. 1948, lebt in Heidenheim, (Nähere Text).
- FELICIA LEONIE BACHMANN, schreibt in der offenen Schreibgruppe »Ihr Weg« im Rahmen von IHRISS, Treffpunkt und Beratung für Frauen mit und ohne Psychiatrie-Erfahrung in Kiel.
- MANFRED B. SLACK, geb. 1944 in Königberg, Flucht, drei Jahre Internierung in Dänemark, dann erster Umzug nach Lüt/Sylt, 1954 Neumünster, Bankkaufmannlehre, Zweitausbildung zum Bundesbankinspektor, mit 27 Jahren Oberinspektor. Mit 30 Jahren erkrankt er, kurz vor der Geburt der ersten Tochter. Nach einem Jahr Psychiatrieaufenthalt wird er, obwohl noch krank, entlassen, um eine Beamtenstellung nicht zu verlieren. Krank arbeitet er in der Landeszentralbank in Itzehoe weiter bis zur Pensionierung 1989. 1993 Umzug nach Neumünster, wo er seit 1995 in einer eigenen Wohnung lebt.
- HEINO BARTLING, geb. 1953 in Idar-Oberstein als Sohn des Landarztes Dr. med. Heinrich Bartling, zwei Geschwister, 1971 Abitur, 1971 bis 1978 Medizin-Studium in Freiburg und Hamburg, 1978 Approbation, bis 1988 medizinische Tätigkeit an verschiedenen Krankenhäusern und Reha-Kliniken, Oktober 1988 Übernahme der vaterlichen Praxis als praktischer Arzt, seit Mai 1991 verschiedene Publikationen, Vorruhestand wegen familiärer Erkrankung, wie von Herrn Prof. Werner, nach wie vor behandelnder Arzt, beschrieben (siehe Brückenchlag 16, S. 155 bis 158).
- ELENA BECKER, Jg. 1966, Studium der »Neueren dt. Literatur« und »Philosophie« in München, freiberufliche Tätigkeit als Journalistin und Autorin, diverse literarische und philosophische Veröffentlichungen, Selbstverlag, philosophische Homepage »www.HippoCamu.de«
- FELBERG, geb. 1955 in Stuttgart, Studium an der PH Reutlingen, Auslandsemester in Reading, Mutter zweier Kinder, in der Lehrerfortbildung tätig, beruf begleitende, geschlechtstherapeutische Fortbildungen, diverse Veröffentlichungen in Literaturzeitchriften, Zeitungen und Anthologien, Auszeichnung im Lyrikwettbewerb der Landes Baden-Württemberg »Orte der Worte« 1999, erster Preis der Poetenbühne Rottweil 2001.
- PETRA ALICE BERG, geb. 1955 in Oberhausen, lebt in Wuppertal von Sozialhilfe, da sie wegen ihres Borderline-Syndroms und degenerativer Wirbelsäulen- und Gelenkschmerzen zu 80% schwerbehindert und nicht mehr arbeitsfähig ist. Sie schreibt Gedichte und Kurzgeschichten, ist ledig und hat eine erwachsene Tochter (ebenfalls mit Borderline-Syndrom).
- UTE BERING, Sozialarbeiterin und Mitwirkende der Gemeinschaft von malenden und formenden Wilden und Nichtwilden (Menschen mit und ohne Psychiatrieerfahrung) des Kunstateliers »Mäke Blauhau in Tinaia« in Kassel.

- J RGEN BLUME, geb. 1960 in Kiel, wo er heute wieder lebt. Er lernte Buchhändler und studierte Germanistik, Geschichte und Journalistik und ist heute Mitarbeiter der Paranu Verlage und u.a. Co-Moderator im Kieler Psychoseminar.
- FRITZ BREMER, geb. 1954 in Lübbecke, ist Diplompädagoge und arbeitet seit Mitte der 70er Jahre in sozialpädagogischen und sozialpsychiatrischen Einrichtungen. Er gründete 1985 mit Henning Poerel den »Brückenschlag – Zeitschrift für Sozialpsychiatrie, Literatur, Kunst« und später den Paranu Verlag. Heute ist er (Mit-)Geschäftsführer der Brücke Neumünster GmbH. Er ist verheiratet und Vater von drei Kindern.
- DOROTHEA BUCK, Jahrgang 1917, Bildhauerin. Von 1969 bis 1982 Lehrerin für Kunst und Werken an der Fachschule für Sozialpädagogik Hamburg. Unter dem Anagramm Sophie Zerchin (gebildet aus »Schizophrenie«) erschien »Auf der Spur des Morgensterns – Psychoanalyse als Selbsterfindung«, Hg.: Hans Krieger, 1990, Neuaufgabe von Econ & Litschenbuch 1999. Beiträge in Böhren und Zeitchriften. Aktuelle Veröffentlichung: »Lasset Euch nicht entmutigen – Texte von 1968-2001«. Norderstedt, Anne Fischer Verlag, 2002 (S. Seite 231). Gründungsmitglied und Ehrenvorsitzende des »Bundesverbandes Psychiatrie-Erfahrener«.
- SUSANNE CZUBA-KONRAD, geb. 1965 in Bonn. Studium der Fachrichtung Deutsch und Geschichte. Promotion über Goethes Roman »Die Wahlverwandtschaften«. Schreibt Sachtexte und Erzählungen, arbeitet hauptberuflich in der Erwachsenenbildung (berufliche Rehabilitation) und lebt mit ihrem Mann in Frankfurt am Main. Aktuelle Buchveröffentlichungen: »Grenzüberschreitungen Band II: Integration. Eine pädagogische Handreichung«, Frankfurt am Main, Brandes & Appel, 2000. »Kalbachers letzter Bürgermeister Rudolf Lade. Eine Lebens- und Ortgeschichte aus dem 20. Jahrhundert«, Frankfurt am Main, Brandes & Appel, 2002.
- LUTZ DEBUS, Jg. 1960, verheiratet, zwei Töchter, zehn Jahre als Sozialpädagoge und dann auch als Musik-Sozialtherapeut in der Psychiatrischen Tagesklinik der Kreisklinik Herford tätig, seit 1998 als freiberuflicher Musik-Sozialtherapeut in verschiedenen Einrichtungen für psychisch Kranke und als Dozent bei der Zukunftswerkstatt Tanz, Musik und Gestaltung in Neukirchen-Vluyn. Lebt in Neukirchen-Vluyn.
- ULRICH DEGWITZ, geb. 1962 in Hagen/Westfalen, aufgewachsen im Ruhrgebiet, Abitur in Gelenkirchen, Zivildienst und Studium der Geographie in Gießen, seit 1993 angestellt Tätigkeit beim Verkehrsverbund in Frankfurt am Main bzw. Hofheim am Taunus, lebt in Wiesbaden. Ab März 2000 Beginn (ernsthafter) schriftstellerischer Arbeiten; Teilnahme an öffentlichen Lesungen/Poetry Slam sowie der Mainzer Autorengruppe; seit 2001 erste Veröffentlichungen in Anthologien, Literaturzeitschriften (Literatur und Kult) und im Internet (Homepage: www.degwitz.de.vu).
- CONSTANCE DOLLWET, geb. 1964 in Frankreich, aufgewachsen im Saarland, 1986 Einweisung in die geschlossene Psychiatrie. Danach Neubeginn in Morbach-Wederath (Hunsrück). Private Ausbildung in »Audiopädagogik«. 1997 bis 1999 Assistentin von Ulla Schmidt beim »Wederather Frauenkreis«. 1999 Dozentin an der Volkshochschule Morbach: Kurserie »Intuitives Schreiben für Frauen«. 2000 ist ihr erste Buch »Schreiben – mein Weg aus der Sprachlosigkeit« im Ulla Schmidt Verlag erschienen. Auf Wunsch teilt die Autorin ihr Buch auch gerne in Lesungen dem Publikum vor. Zur Zeit arbeitet sie an ihrem zweiten Buch »Leben ist die beste Therapie – Mein Weg aus der Schizophrenie«.
- JOACHIM FRERICHS, geb. 1969 in Aurich/Ostfriesland. Zur Zeit Studium »Interkulturelle Pädagogik« in Oldenburg. Bisherige Veröffentlichungen: »S. K.'s geistige Realitäten« und »/w« (beide Grabelter Verlag Oldenburg), zusammen mit dem Maler und Zeichner Sascha Kay er aus Oldenburg.

- MARJANA GAPONENKO, 20 Jahre, Studentin der Germanistik an der Universität Ode. Veröffentlichungen in diversen Zeitchriften und Anthologien. Teilnahme am Literaturtreffen POESIE INTERNATIONAL in der reich Juni 2001, derzeit Stipendiatin im K nterdorf Sch ppingen. Buchver ffentlichungen: »wie tr nenlo e Ritter«, 2000, Gee t-Verlag; »Tanz vor dem Gewitter«, 2001, Neue M nchener Edition.
- MICHAEL HAAKE, »Ich habe mal bei der VHS Deut ch Kur u gemacht. Die Lehrerin meinte, da ich gute Texte chreibe. Keiner hat mir bei dem Schreiben der Texte geholfen, e kam von mir elb t. Ich bin 1965 in Dortmund geboren, ledig, wohne in Bergkamen-Oberaden. Wa mir von Bedeutung war/i t da Leben in Harmonie.«
- HARTWIG HANSEN, geb. 1957, Diplomp ychologe, war von 1988 bi 1995 Ge ch ft f hrer de Bonner P ychiatry-Verlage und i t heute freier Mitarbeiter im Paranu Verlag. Er lebt in Hamburg und arbeitet dort auch al Paar- und Familientherapeut. Ge taltet Buchobjekte und nennt ie »B cher f r den zweiten Blick.«
- GISELA HOFFMANN, Jg. 1947, lebt heute in Storkow, lernte Bankkauffrau und tudierte Finanzwirtschaft, »Mit »Finanzen« verdiente ich bi 1993 (29 Jahre) meine Br tchen. Lebe 22 Jahre mit meinem Ehemann zu ammen und bin tolze Mutter eine 31j hrigen Sohne , auerdem bin ich leiden chaftliche Oma einer ech j hrigen Enkeltochter. 1993 wurde ich in Folge von drei behandelten P ycho en berentet. Ich nenne da »nach meinem groen Knall«. Seit 1995 bin ich in der Lage, tundenwei e einer T tigkeit im Rahmen der Hinzuverdien tm glichkeit nachzugehen. Seit drei Jahren arbeite ich aktiv in der P ychiatrybewegung mit. Veruche o zu leben, da K rper und Gei t fit bleiben.«
- ANDREAS HOLZLEITNER, chrieb un : »Betr.: Collagen-Ver ffentlichung – Sehr geehrte Sie, ich bin mit einer Ver ffentlichung meiner Groupie einver tanden. Mein Herz wird nicht ver- tern. Ich werde weiter dran arbeiten. Folgende Daten pa en zu mir: Name: Andrea Holzleitner, geb. 1962 in Kiel, Intere en: Philo ophie, Grammatik und Le en. H flich t mit Nachnahme in Satan Augen euer Hoheit der Spinner.«
- IRENE HOPPE, Jg. 1948, »habe den 2. Bildung weg, bin Religion p dagogin und habe da 1. Staat -examen al Grund- und Haupt chullehrerin und bin beim Durchfallen durch 2. Staat -examen erkrankt. Ich bin beim er ten Mal in der Klinik in die Zwang jacke gekommen und habe eitdem chrecklich Ang t vor einer Einwei ung. Ich bin arbeit lo .«
- THOMAS KIRSCHSTEIN, geb. 1965 in Hamburg. 1985 bi 1991 Studium an der Kun tho chule Hamburg. 1987 Erkrankung an einer P ychoe. 1997 bi 2000 Au bildung zum Ti chler im Beruf bildung werk Neum n ter. Lebt und arbeitet in Einrichtungen der Br cke Neum n ter.
- ARNHILD K PCKE, Dr. med., Jg. 1952. P ychotikerin, al freie k n tleri ch t tige Rentnerin wohnt ie in Langenhagen bei Hannover.
- STEFAN KRYSKIEWICZ, Jg. 1975, Grund chule und Gymna ium bi zur 12. Kla e in Bielefeld, Au bildung zum B rokaufmann. Arbeitet bei der »Ge ell chaft f r Sozialarbeit Bielefeld«, dort betreut er einen alten Mann. Hobby : Mu ik h ren, Motorrad fahren, Kochen, Di co und Freunde treffen.
- HEINRICH KUPFFER, geb. 1924 in Berlin. 1950 Promotion zum Dr. phil., 1971 bi 1986 Profe or f r Sozialp dagogik in Kiel. Seit 1986 im Ruheand. Lebt al Autor und Berater in Berlin.
- ALEXANDER KURF RST, geb. 1960 in Aulendorf, nach dem Abitur tudierte er Theologie und Philo ophie in T bingen owie Architektur und Malerei in Karl ruhe. Au tellungen in Baden-W rtemberg und Herau gabe von zwei Gedichtb nden im Selb tverlag, auerdem »Der Traumarbeiter«, Riedhau en, Direkt Verlag, 2000.
- MICHAEL LAETZSCH, geb. 1957 in Dortmund, Beruf au bildung al Raumau tatter, an chlieend al Ti chler. Lebt eit 1980 in Hannover.

- Herau geber mehrerer Gedichtb nde owie Literatur-Kun t Zeitungen im Selb tverlag.
- J RGEN LANDT, geb. 1957 in Demmin (Mecklenburg-Vorpommern), 1983 Au b rgerung nach Hamburg, lebt heute in Greif wald al freier Schrift teller, 1999 Arbeit tipendium der Stiftung Kulturfond Berlin, 2001 Tr ger de Literaturprei e Mecklenburg-Vorpommern, letzte Ver ffentlichungen: »Bi zum Hal«, 2001, und »Immer alle kurz vorm Tod«, 2002, beide Bench Pre Publi hing (www.benchpre .de)
- UTE LATENDORF, geb. 1951, Diplom-P dagogin, Lyrikerin und Hobby-Fotografin, verheiratet, zwei T chter, lebt heute in Buxtehude.
- THAI L DI, geb. 1969, momentan Men ch.
- CHRISTIAN LUSCHER, geb. 1944, Studium der Soziologie, Politü chen Wi en chaften und Philo ophie in Freiburg/Br. und Erlangen; Po tgraduier ten tipendium Pari ; eit 1980 Ange tellter der rztlichen Direktion de Klinikum am Europakanal in Erlangen; Arbeiten zur Geschichte der P ychiarie, in be ondere der Sozial- und Gerontop ychiarie.
- ANDREAS MANFREDA, »Zu meinem Werdegang: Ich war bi zur 7. Kla e immer Kla enbe ter – da Abitur habe ich dann nur noch mit 2,5 gemacht. Dann habe ich gejobbt. In der Fabrik, bei Kar tadt, dann in Berlin im KADEWE und Hotel Intercontinental. Ich bin viel gerei t, dreimal USA, Kanada, Rio de Janeiro. Nach der er ten Krankheit pha e habe ich eine P ychoanaly e gemacht und angefangen, Architektur zu tudieren. Dann wurde ich p ychoti ch. Ich hatte bi her vier Sch be und habe mich immer relativ gut erholt. Ich treibe Sport (Bodybuilding), intere iere mich f r den Computer und habe mir einen kleinen Wellen ittich gekauft, der ehr zahm geworden i t.«
- SABINE MARYA, Jg. 1962, lebt in Nordfrie land, chreibt eit der Kindheit. Ver ffentlichung von Texten und B chern eit 1996, zuletzt erchienen »Schmetterling frauen – ein Selb thilfebuch f r Frauen mit multipler Per nlichkeit.« (. Rezen ion in Br cken chlag 16, S.
- 247) und »Wenn ich der Nebel lichtet – Frauen erleben und berwinden Depre ion«, beide Verlag Frauenoffen ive, M nchen, weitere Ver ffentlichungen geplant.
- BERND M LLER, Jg. 1962, viele Jahre in der P ychiarie gewe en. Derzeit halbttag al Hau mei ter t tig, »daneben mache ich techni che Erfindungen, male manchmal, mache Mu ik oder arbeite an mir. Fr her war ich vier Jahre lange Vor itzender im Verein f r P ychiarieerfahrene in G ppingen, jetzt bin ich im Fußball-, Ti chtenni - und Ge ang verein und bei der Seelenpre e (P ychiariezeitung).«
- ADELBERT NATORP, geb. 1934 in Flen burg, lebt in Kiel. Be ch ftigt ich mit Lyrik, Kurzpro a und Graphik, Ver ffentlichungen in Heften der »Literari chen Werk tatt Kiel«, in Anthologien und im »Br cken chlag«.
- LEO NAVRATIL, Prof. Dr. med., Dr. phil., geb. 1921 in T rnitz, Nieder terreich, war von 1946 bi 1986 in der Nieder terreichi chen Lande nervenentalt Maria Gugging t tig, zuletzt al Abteilung leiter. Auf eine Initiative hin wurde 1981 dort da »Hau der K n tler« gegr ndet, au dem einige international anerkannte K n tler hervorgingen. Navratil hat ber eine Arbeit und die der K n tler vielfach publiziert, . auch »Ge pr che mit Schizophrenen« (Neuau gabe), Neum n ter, Paranu Verlag, 2000.
- SWEN NOGENS, geb. 1972 in Neum n ter. »Eine ererbte Knochenkrankheit machte die Kindheit nicht nur zu einem Vergn gen. 1994 p ychoti che Er terkrankung. Ich m chte da allerdings ander ver tehen, n mlich al pirituelle Initiation, die in allen Bereichen meine Alltag Au wirkungen nach ich zog, jedoch nicht nur angenehme. Die e Ereigni ffnete mich f r eine ganz eigene Sicht der Dinge. Seit 1995 in einer teil tation ren Einrichtung in Pl n, 1996 erfolgte ein erneuter Au bruch der P ycho e, der die inzwi chen chon fa t verge enen Erfahrungen erneut wachrief und be t tigte. Seitdem und auch weiterhin bin ich auf der Suche nach wahrer Balance.«

- SEBASTIAN PETERS, geb. 1963 in Plön, Diplompsychologe, heute selbständig als Autor, Redakteur und Psychotherapeut in Hamburg.
- DORETTE POLNAUER, geb. 1955 in Recklinghausen, freiberufliche Malerin und Grafikerin mit Lehrtätigkeiten im In- und Ausland, zahlreiche Einzel- und Gruppenausstellungen. Arbeitet eng mit der Autorin Sonja Viola Senghaus, Jg. 1948, zusammen, die Gedichte zu den Bildern verfasst.
- SIBYLLE PRINS, Jg. 1959, Verwaltung angehende, Psychiatrie-Erfahrenere, diverse Beiträge in Zeitschriften und Büchern, aktuelle Einzelveröffentlichung: »Gut, da wir mal darberprechen! Wortmeldungen einer Psychiatrie-Erfahrenen.« Neumann, Parana Verlag, 2001.
- LORE REMKE, Jg. 1955, Dipl. Psychologin, Heilpraktikerin für Psychotherapie, tätig als Kreative Gestalttherapeutin in einem Frauenberatung- und Therapiezentrum und in eigener Praxis, Dozentin in der Fort- und Weiterbildung. »Ich veruche, in meiner Arbeit dem Schweigen und anderen inneren Ungetümen mit Kreativität und Humor näher zu kommen. Ein Schwerpunkt meiner Arbeit ist biografisches Schreiben.«
- GERLINDE RÜHLING, geb. 1971 in Halberstadt (Sachsen-Anhalt), Kindheit am Meer, in den Bergen und auf dem Flachland verlebt. 1989 Sturm- und Drangzeit, nach Helmtedtemigriert, seit 1991 Auseinandersetzung mit Malerei, Plastik und darstellender Kunst, teilweise autodidaktisch, teilweise durch Teilnahme an Zeichen- und Malworkshops. 1994 Fachabitur, Fachrichtung Gestaltung, Jahreprojekt und Ausstellung nach Kafka »Verwandlung« an der Fachhochschule für Kunst und Gestaltung in Braunschweig. 1995 bis 1996 Ausbildung in eurythmischer Kunst und Sprachgestaltung am Merz-Theater in Hannover. Seit 1997 Studium der Sozialpsychologie an der Universität Kassel, Praktikum im Kulturatelier »Ma ke Blauhaus« und bei der Theatergruppe »Chaoeum«, Beteiligung an Ausstellungen, Auftritte
- mit »Chaoeum« (Figuren, Träume und Geschichten) in Kassel, Kassel, Münster...
- MONIKA S., geb. 1952 in Hamm (Westfalen). »Zu den Gedichten: Borderline – aufgrund einer chrecklichen Kindheit. Seit ich glücklich verheiratet bin, kann ich keine traurigen Gedichte mehr schreiben.«
- ALFONS SATZ sucht Menschen, die gemalt und geschrieben haben wie er. Und nun so weit sind, Sehnacht zu fühlen nach Neuem. Mit Hilfe derer Sehnacht die alte Mutter vom Papierfreund nutzen wollen, um eine NEUE EBENE zu gestalten. Adresse: Robert-Koch-Straße 3, 24116 Kiel.
- RENATE SCHERNUS, Jg. 1942, Psychotherapeutin, langjährig leitend tätig in den von Bodelschwingchen Anstalten in Bethel, seit 1992 Redaktionsmitglied der »Sozialpsychiatrischen Informationen«, zahlreiche Veröffentlichungen, u.a. »Die Kunst der Indirekten – Plädoyer gegen den Machbarkeitswahn in Psychiatrie und Gesellschaft«, Neumann, Parana Verlag, 2000.
- JÜRGEN SCHILLING, geb. 1954 in Offenbach am Main. Ausbildung als Zeichner, Studium der Kunstgeschichte in Frankfurt, Marburg und Freiburg. Lebt und arbeitet bei Narbonne, Südfrankreich.
- ANDREAS SCHMITT, geb. 1970 in Enenheim bei Mainz. Als Kindheimerfahrung. Lebt seit 1997 nach einem zweijährigen beruflichen Aufenthalt in Moskau und etlichen Umzügen im Inland in München. Ab 1996 regelmäßige Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften (In- und Ausland) und Anthologien. 2001 Veröffentlichung in der Frankfurter Bibliothek. Anfang 2002 erscheint im Mohland-Verlag der Gedichtband »Die Zeit lief ab und sie trümete von Bonnie & Clyde«.
- MARINA SCHNURRE, Malerin, Grafikerin und Autorin. Ausbildung in Gestalttherapie und Psychodrama, arbeitet als Therapeutin mit Krebspatienten im Berliner Krankenhaus Moabit. Zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien, Zeitschriften, Rundfunk, Filme. Bücher: »Wir

- fliegen, leben, tanzen – Zwei Frauen arbeiten mit Krebskranken« (als Mitautorin, Herder 1987) und »Sprich mit mir, damit ich mich fähle – wie Krebskranke und Angehörige eine Beziehung finden können« (Herder 1991), 1991 Literaturstipendium der Akademie der Künste Berlin.
- PAUL SCHUSTER, geb. 1930 in Sibiu/Hermannstadt (Rumänien), nach Abitur 1949 zwei Jahre Journalist in Bukarest, 1951 bis 1954 Dorfschullehrer, dann wieder Studium in Bukarest, Redakteur einer Literaturzeitschrift, mehrere politische Ämter und Funktionen, 1972 nach Westberlin emigriert, wo er heute noch als Schriftsteller und Übersetzer lebt. Arbeit mit über 300 Schreibwerkstätten, seit 1977 Organisator der »Dortwo Schreiben«, Adresse dazu: Fregestraße 76, 12159 Berlin.
- RALF SCHWOB, geb. 1966 in Groß-Gerau. Ausbildung zum Krankenpfleger und mehrjährige Tätigkeit in der Akutpsychiatrie. Abitur auf dem Zweiten Bildungsweg, Studium der Germanistik in Mainz. Arbeit als VHS-Lehrer und Lektor. Seit 2000 verheiratet. Neben Studium und Beruf seit 1998 kontinuierliche literarische Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien, Literaturförderung der Stadt Mainz 1999.
- HARTMUT SELLE, geb. 1948, ehemaliger Student, freier Mitarbeiter beim Hörfunk, Radiofeature: »Nach dem Protest«, Stipendium der Friedrich Ebert Stiftung, 1975 in Wiesbaden an Psychoerkrankter. Gedichtband: »Graslicht«, Neumann, Parana Verlag, 1991.
- CHRISTINA SENGER, geb. 1970 in Hagen/Westf., Diplom-Sozialpädagogin, arbeitete mit verhaltensauffälligen Kindern und Jugendlichen u. a. auf dem Jugendhilfsprojekt »Noah« und in der intensiven Einzelbetreuung, später Weiterbildung zur Fachzeitschriftenredakteurin, heute tätig als freiberufliche Redakteurin bei der Straßenzeitschrift »Trottwort« in Stuttgart.
- CLARA STEIDTNER, geb. in Hamburg, aufgewachsen in Franken. Studium und verschiedene Jobs: »Familien haben mir gefallen: Fabrikarbeiterin, Klassenhilfe, Putzfrau in einer Schule, Taxifahrerin (Nacht), Gärtnerin, Altenpflegerin... schließlich studierte ich an der Fachhochschule und wurde Bibliothekarin. Danach habe ich ein Antiquariat aufgemacht. Drei Tage vor der Eröffnung der Buchhandlung heiratete ich die Liebe meines Lebens. Sie hat mir dann eine lange traurige Phase meines Lebens und meine Psychotherapie beschieden. Wir sind immer noch zusammen – und er ist die Liebe meines Lebens.«
- GABRIELE TERGEIST, Jg. 1950, Finanzwirtin, Sozialpädagogin. Langjährige Tätigkeit in verschiedenen psychiatrischen Einrichtungen. Seit zehn Jahren freiberuflich als Beraterin und Fortbildnerin u. a. mit Themen der Teamentwicklung und Organisationsentwicklung befasst. Wohnt in Hamburg. Diverse Fachveröffentlichungen, zuletzt »Führen und Leiten in psychiatrischen Einrichtungen«, Bonn, Psychiatrie Verlag, 2001.
- REINALD UEKER, geb. 1950, verheiratet, zwei Kinder, Dipl.-Psychologin, Studium in Berlin und Hamburg, Arbeit in psychiatrischen Kliniken und ambulantem Projekt an einem Gesundheitsamt im Rahmen der Psychiatrie-Enquete, seit 20 Jahren in eigener Praxis mit dem Schwerpunkt Psychotherapie mit Einzelnen und Paaren und Supervision in Einrichtungen der Gesundheit u. a.
- VENO, = MAGDALENA NARUSZEWICZ, geb. 1975, Außer-Gewöhnlich-Lebenstyp, malt mit bei der »Mauke Blauhau in Tinaia« in Karlsruhe.
- WERNER VOGD, geb. 1963 in Frankfurt/Main, Biologie-Studium, Aufbau Studium Kultur-Anthropologie, Dissertation 1996. Seit 1999 Mitarbeit am Institut für Medizinische Soziologie der FU Berlin. Diverse medizinische und soziologische Veröffentlichungen. Ausbildung in Gestalttherapie.
- CHRISTIANE NATALIE WEINER, geb. 1981 in Köln als einzige Tochter eines deutsch-polnischen Ehepaars, Mai 2001 Abitur in Rheinbach, heute studiert sie Biologie an der Universität Bonn.

men. Nach mehreren Veröffentlichungen in Literaturzeitchriften ist er nun auch im vierten Band der »Nationalbibliothek deutscher sprachigen Gedicht« vertreten. Auch in der 2002 erscheinenden Anthologie »Junge Lyrik III« (MW-Verlag) wird er vertreten sein.

MICHAEL WENZEL, geb. 1953 in Aichaffenburg, Studium der klassischen Philologie und Theologie, lebt und arbeitet seit 1984 in Friedberg als Lehrer am Gymnasium, arbeitet in der Lehrerbildung für pädagogische Psychologie, schreibt Prosa für Zeitschriften und Anthologien, etwa dreißig Einzelveröffentlichungen, diverse Literaturpreise: z.B. Literaturpreis der Universität Bamberg (Fragmente 2000), Literaturpreis, vom Lion-Club Hamburg 2000 ausgeschrieben.

RALF WITTE, Dipl. Soz. Päd., ist Mitarbeiter im Ambulanten Dienst der Brücke Neumünster gGmbH.

RICHARD WOLF, 1958 in Darmstadt geboren, ist Schriftsteller und arbeitet zum Thema »Trauma und Gewalt«. Als gelernter Kaufmann arbeitete er im Einzelhandel, als Büroangestellter, als Pfleger im Krankenhaus, als Fabrikarbeiter, Leichenwäscher, Küchenhilfe und als Streetworker in der Frankfurter Drogen- und Prostituiertenzone. Außerlandungsorte: Frankreich, Italien, Nicaragua, Türkei, Bolivien-Herzegovina. Heute lebt er zurückgezogen an der Bergstraße. Diverse Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften sowie »Nekropoli Eine Klage«, Gerlingen bei Stuttgart, Bleicher Verlag, 1996; »Laand«, Schweinfurt, Wieenburg Verlag, 2001 (das dritte Buch der Trilogie zum Thema »Trauma und Gewalt«).

Auf den Punkt gebracht:

● EPPENDORFER



Zeitung für
Psychiatrie &
Sucht im Norden

- Tipps & Trends
- Wer macht was?
- Portraits & Reportagen
- Veranstaltungen & Kongresse
- Hintergründe
- Stellenanzeigen

Probexemplar gefällig?

● **EPPENDORFER**
Koogstr. 32, 25541 Brunsbüttel
Tel.: 04852 / 96500
Fax: 04852 / 965065
e-mail: Koog-Haus@t-online.de
www.eppendorfer.de

Jeden Monat neu im
Tageszeitungsformat
für 27,60 Euro im Jahr

Ein Zweckbetrieb der Koog-Haus gAG

BRÜCKENSCHLAG

Zeit schrift für Sozialpsychiatrie · Literatur · Kunst

Band 19 erscheint im Mai 2003

Kindheit

Kindheit? – Eujeuju... Erinner' mich bloß nicht daran! Mag ich gar nicht dran denken.«
»Nur, wie du, meine war ganz in Ordnung!«
»Keine Ahnung, wie' mir damal' ging, hab ich wohl alle vergehen. Ich weiß auch nicht.«

Früher – wie war das noch? Ein Steinbruch der Erinnerungen. Innere Bilder tauchen auf, alte schwarz-weiß-Foto: Kinderwagen, an Vater Hand beim Spaziergang, die Schulterte, beim Kindergeburtstag, die Katze im Haus oder der Hund.

Und Gefühl: Ein ame Nichte, der Stolz auf den ersten Roller, der Geschmack des Lieblingslollies, Angst vor Strafe oder Dunkelheit, Eiferucht auf die Geschwister, Oma Kissenchen oder der Geruch von Großvater Pfeife.

Kindheit – ein Kaleidoskop aus kleinen und großen Erlebnissen, mal bedeutend, mal scheinbar banal.

Ein Wechselbad zwischen Idealisierung und Horrortrip.

Heute hat man sich mit der Kindheit arrangiert, hat sie umgebaut, timmig gemacht – sich mit ihr ausgehnt?

Manche Narben wollen nicht verheilen, manche schöne Legende wird weiter hochgehalten.

Und im Gespräch teilt ich heraus, daß andere Beteiligte sich ganz anders erinnern.

Der Brücken schlag 19 will »in den Rückspiegel« schauen.
Und dazu unterchiedlichen Blickwinkeln.

Bei genauer Betrachtung könnte die »Schöne Kindheit« sich als Zerrbild der Erinnerung herausstellen. Plötzlich umweht einen wieder die innere Kälte von damals, obwohl doch alles so gut geregelt war. Oder man spürt erneut die Sprachlosigkeit über die Leiden einer ganzen Kriegsgeneration.

Andererseits könnten sich im »Grüelkabinett« einer schlimmen Kindheit auch ein paar Lichtblicke auftun. Ein paar hilfreiche Hinweise auf der Landkarte der Kindheit. Dann könnte der Vater in der Rückschau auch in einer inneren Not erkennbar werden.

Oder die Beförderung der Mutter wendet sich in die Anerkennung, dass sie immerhin in schwerer Zeit fünf Kinder »durchgebracht hat«. Das Puzzle setzt sich neu und vollständiger zuammen.

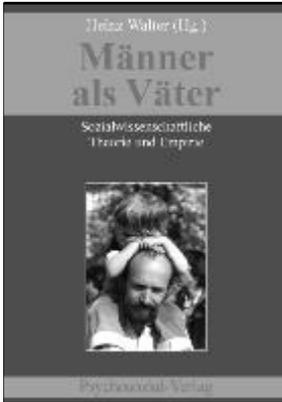
Aktuelle Lebenkrisen – wie Stress allgemein – aktivieren Kindheitserfahrungen und -muster, und es lohnt ein Nachdenken, ein Nachspüren, wie wichtig die frühe »Weichenstellung« für unsere Gegenwart ist.

Wie lassen sich Erfahrungen von Verrecktheit mit dem »Früher« in Verbindung bringen. Was soll in einem solchen Heilungsversuch geschehen?

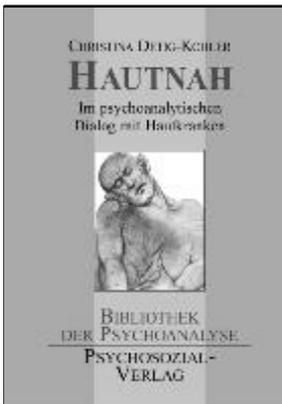
Erfahrung ist nicht das, was man erlebt, sondern das, was man draus macht.

Wir freuen uns wieder auf Ihre Einwendungen (bitte mit Rückporto) für den Brücken schlag 19: Gedichte, Berichte und Bilder in jeglicher Form. Kurze Texte haben größere Chancen, um möglichst viele Einwendungen berücksichtigen zu können.

Ein Ende chlikt Ende November 2002. Erscheinungstermin ist Mai 2003. ■



April 2002 · ca. 800 Seiten · gebunden
 EUR 49,90 · Sfr 87,00
 ISBN 3-89806-140-X



2002 · 237 Seiten · Broschur
 EUR 24,90 · Sfr 44,50
 ISBN 3-89806-100-0

PSV
Psychosozial-Verlag

Goethe traÙe 29 · 35390 Gießen ·
 Telefon (0641) 7 78 19 · Fax (0641) 7 77 42
 e-mail: info@p_ycho_ozial-verlag.de ·
 www.p_ycho_ozial-verlag.de

10 Jahre MAUER VERLAG W. Kriese

Durch seinen Schwerpunkt und die ausgewählten Bücher entwickelte sich der MAUER VERLAG zu einem angesehenen Kleinverlag im deutschsprachigen Raum.

Am Anfang war der Wunsch des Autors Wilfried Kriese, einen Verlag zu finden. Es kam aber dann zum Selbstverlag. Aus diesem wurde ein Hobby und aus dem Hobby schließlich ein professioneller Verlag.

10 Jahre MAUER VERLAG, über 100 Autoren, mehr als 160 lieferbare Bücher, das ist unser Ziel zum 10-jährigen Jubiläum.

Der MAUER VERLAG und dessen Inhaber sind inzwischen aus Zeitung, Rundfunk und Fernsehen bekannt.

**Der MAUER VERLAG sucht noch
 Autorinnen und Autoren
 INTERESSE?**

Dann vergewissern Sie sich, ob Ihr Manuskript von 50-200 Seiten ins Verlagsprogramm passt und besuchen Sie uns im Internet unter:

www.mauerverlag.de

oder schicken Sie es uns einfach zu.

MAUER VERLAG, W. Kriese, Wittenberger Str. 51, 72108 Rottenburg a/N

Übrigens: Wir verlangen keinen Druckkostenzuschuss.
 Bitte Rückporto beilegen!

Das Motto des MV lautet seit 1992

Jeder möchte doch



eine Mauer niederreißen

in seinem Leben

BIBLIOTHEK DER GEFÜHLE BAND 2

NEU



Udo Baer / Gabriele Frick-Baer
Gefühlslandschaft Angst
Bibliothek der Gefühle Bd. 2
Broschur, 140 Seiten, Preis : € 9,50

Außerdem Inhalt:

1. Vom Sinn der Angst
2. Wie das Leiden an der Angst entsteht
3. Das Erleben der Angst
4. Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen
5. Angst braucht keinen Grund, findet aber einen Anlaß
6. Die Angst davor, die Angst danach und die paradoxe Angst
7. Die delegierte Angst
8. Die Selbstverleumdlichkeit des Leben oder: die existenzielle Angst
9. Angst und Veränderung
10. Was hilft? Was tun?
 - 10.1 Die Angst akzeptieren
 - 10.2 Konkretisieren und differenzieren
 - 10.3 Defokalisieren
 - 10.4 Hineingehen, um hinaus zu kommen
 - 10.5 Ernstgenommen werden
 - 10.6 Engen und weiten
 - 10.7 Kampfen, fliehen, verdecken
 - 10.8 Verraumen
 - 10.9 Erregungskonturen
 - 10.10 Vom Angstreuer, vom Appetitanreger und vom Kampfhaften
 - 10.11 Angst, Sinn und Glauben
 - 10.12 Angst umwandeln

Fordern Sie den kostenlosen Katalog an:

Affen
könig

Affenkönig Verlag und Vertrieb

Balderbruchweg 35 · 47506 Neukirchen-Vluyn
Tel. + Fax: 0 28 45/46 35 · www.affenkoenig.de

Kurzfortbildungsprogramm 2002

enthält ein breites Spektrum
(sozial)psychiatrischer,
therapeutischer und
psychiatriepolitischer
Seminarangebote.

Die ein- bis zweitägigen
Fortbildungen finden
an zehn verschiedenen
Orten statt

Das breite Themen-
spektrum beinhaltet
über 40 Seminare, z.B.
Psychosenverständnis,
Krisenintervention,
Medikamentenbehandlung

Bestelladresse und Informationen



DGSP

Deutsche Gesellschaft für
Soziale Psychiatrie e.V.

Zeltinger Str. 9

50969 Köln

Tel.: 02 21/511002

Fax: 02 21/529903

dgsp@netcologne.de

www.psychiatrie.de